J. J. Rousseau's

Bekenntnisse.

Geschichte seines männlichen Alters.

Zweiter Band.

Aus dem Französischen.

Nach dem ganz neuerlich herausgekommenen Originale.

Tübingen, 1790.

In der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

J. J. Rousseau's

Bekenntnisse.

Neuntes und Zehntes Buch.

Aus dem Französischen.

Tübingen, 1790.
In der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

Johann Jacob Rousseaus Bekenntnisse.

IX. Buch.

Meine Ungeduld, die Einsiedeley zu beziehen, ließ mich die schöne Jahrszeit nicht abwarten. Sobald meine neue Wohnung eingerichtet war, reißte ich dahin ab, unter grossem Geschrey aller Mitglieder des H . . . . schen Kränzchens. Man glaubte und sagte allgemein, daß ich die Einsamkeit nicht drey Monate würde aushalten können; man wettete sogar auf meine baldige Zurükkunft: ich würde, sagten sie, mich anfangs vielleicht ein wenig schämen, aber bald würde ich mich wieder an Paris und ihren Ton gewöhnen. Mich kümmerten ihre Spöttereyen wenig. Ich hatte die Einsamkeit fünfzehen ganzer Jahre entbehren müssen, wie hätten mich seichte Wizeleyen abhalten sollen, mich wieder in mein Element zu begeben! Der Zeitpunkt, da ich mich hatte wider meinen Willen in die Welt werfen müssen, war auch der Anfang meiner ununterbrochenen Reue, meiner nicht zu stillenden Sehnsucht nach dem stillen Aufenthalte in Charmettes gewesen. Ich fühlte mich für ländliche Einsamkeit geschaffen; wo ich auch sonst leben mochte,

war ich unglüklich. In Venedig war ich's beym Schlendrian öffentlicher Geschäfte, bey der Würde, die mir meine Stelle gab, welche mich gewissermassen zum Repräsentanten der französischen Nation machte, war es mitten unter meinen ehrsüchtigen Projecten. In Paris im Wirbel der Gesellschaften, im Rausche der Sinnlichkeit bey üppigen Mahlzeiten, unter dem übertäubenden Eindruke der Schauspiele, dem Zuklatschen, Bravorufen und Weyhrauchopfern der Menge; überall verfolgte mich das Andenken an meine Lauben, meine Bäche, meine Spaziergänge, und dieß Andenken machte mich zerstreut, traurig, entriß mir manchen reuvollen Seufzer und kostete mich manchen vergeblichen Wunsch. Alle Arbeiten, welche ich bisher meiner Trägheit hatte abkämpfen können, alle meine hochfliegende Plane, welche bisweilen meinen Willen bis zur Thätigkeit entflammt hatten, waren so viele Wege, auf welchen ich das glänzende Ziel, ländliche Ruhe, zu erreichen hofte. Anfangs hatte ich geglaubt, nur Wohlhabenheit könne mich hiezu führen. Ich verfehlte dieses Mittels, aber verzweifelte deßwegen nicht an Erreichung des Zweks. Für einen so ganz eigenen ungewöhnlichen Mann, wie ich, mußte im Reiche der Möglichkeit auch ein ganz ungewöhnlicher Weg glüklich zu werden sich finden. Ich hatte keinen Heller gewisses

Ein-

Einkommen, aber ich hatte einen Nahmen und Talente; ich war mässig und hatte mir alle Bedürfnisse, deren Befriedigung kostbar ist und wenig beglükt, alle diejenige, mit welchen ungereimte Vourtheile uns brandschazen, abgewöhnt. Ich fand, daß ich ländliche Musse, welche andere **kaufen** müssen, mir **erwerben** könnte. Ueberdieß konnte ich, wenn schon von Natur sehr träge, dennoch dann, wann ich arbeiten wollte, sehr thätig seyn. Ich haßte nicht die **Arbeit**, sondern die **Einschränkung**. Mein Notenschreiben gewährte mir weder einen glänzenden, noch sehr reichlichen Erwerb, aber es nährte mich. Die Welt schäzte meinen Muth, es erwählt zu haben. Ich durfte darauf rechnen, daß Arbeit mir nie fehlen würde, und konnte erwarten keinen Mangel zu leiden, wenn ich nicht läßig arbeitete. Von dem, was der „Wahrsager im Dorfe" und einige andere Schriften mir eingetragen hatten, waren mir noch zweytausend Franken übrig geblieben, welche mich vor der Hand ausser Gefahr der Dürftigkeit sezten, und mehrere Werke, deren Plane ich mir entworfen hatte, versprachen mir für die kommende Zeit eine ganz artige Unterstüzung und ein anständiges Auskommen, ohne daß ich dabey die Buchhändler übernehmen, oder mich mit Arbeit überladen durfte. Hingegen konnte ich auf

diese Art selbst aus meinen einsamen Spaziergängen Nuzen ziehen. Meine kleine Haushaltung bestand aus drey Personen; alle arbeiteten und kosteten daher nicht viel zu unterhalten. Meine Hülfsquellen waren meinen Bedürfnissen und selbst meinen Wünschen so genau angemessen, daß ich mir ein dauerhaftes und glükliches Leben bey der Lebensart, welche ich mir erwählt hatte, versprechen durfte.

Ich hätte mein schriftstellerisches Talent ausschließlich zu meiner Nahrungsquelle machen, hätte, anstatt meinen Kiel zum Notenschreiben zu verdammen, ihn Schriften weihen können, welche bey dem Fluge, den ich einmal genommen hatte, und welchen zu unterhalten ich mich fähig fühlte, mir Ueberfluß, Reichthum sogar, bringen mußten, wenn ich es nur von mir hätte erhalten können, neben dem Eifer, gute Bücher zu liefern, auch den litterarischen Charlatan zu machen. Aber ich wußte ganz gut, daß um's Brod schreiben, meinen Geist erstiken und den Schwung meines Genies lähmen hiesse. Mein Talent war in meinem Herzen, nicht in meiner Feder, meine hohe und stolze Denkungsart vertrug sich nicht mit den Kniffen des Schriftsteller-Handwerks. Mein Herz wollte Nahrung haben, ich wollte groß, stark, erhaben schreiben, aber eine

feile

feile Feder schikt sich hiezu nicht. Noth, Geldgier, hätten mich vielleicht bewogen, schnell und schlecht zu schreiben. Meine Absicht war, etwas zu schreiben, was von Wirkung wäre, dieß verwikelte mich in's Nez der Cabale, und das war für das Publikum gut, und für mich noch besser. Wäre ich nicht verfolgt worden, so würde ich mich eben durch die gute Aufnahme meiner Schriften haben verleiten lassen, weniger nüzlich und wahr zu schreiben, und hingegen mich mehr an den Geschmak des grossen Haufens anzuschmiegen. Ich, der ich auf meinem Wege Schriftsteller von Nahmen und Bedeutung werden konnte, wäre alsdann Papierverderber geworden. Nein! ich habe immer lebhaft gefühlt, daß der Beruf eines Schriftstellers nur dann glänzend und ehrwürdig seyn kann, wenn er nicht handwerkmässig getrieben wird. **Es ist gar zu schwer edel zu denken, wenn man vom Denken leben muß.** Wenn es nicht gleichgültig seyn kan, ob sein Buch gekauft, oder nicht gekauft, gelobt oder getadelt wird, der wagt gewiß nicht, und kanns nicht wagen, grosse, wichtige Wahrheit zu schreiben. Ich warf meine Schriften ins Publikum mit dem Bewußtseyn, für's allgemeine Beste geschrieben zu haben; das Uebrige kümmerte mich wenig. Wurde mein Werk schlecht aufgenommen, desto schlimmer für die, welche es

sich nicht zu Nuzen machen wollten. Ich konnte leben, ohne ihren Beyfall. Mein Notenschreiben nährte mich auch dann, wann meine Schriften Makulatur wurden, und gerade dieß war der Grund, warum sie's nicht wurden.

Am 9 August 1756 verließ ich die Stadt, um nie mehr dort zu wohnen; denn einen Aufenthalt von wenigen Tagen, dergleichen ich nachher in Paris, London und andern Städten, höchstens bey Gelegenheit von Durchreisen oder wenigstens nur gezwungen nahm, heisse ich nicht: wohnen. Madame D' . . . y holte uns alle drey in ihrem Wagen ab; ihr Pächter fuhr mein weniges Gepäke weg, und noch am nämlichen Abend wurde ich in meiner neuen Wohnung eingeführt. Ich fand sie ganz in Ordnung, mit einfachem, niedlichem, sogar geschmakvollem Hausrathe versehen. Diese Sorgfalt erhielt durch die Person, von welcher sie rührte, für mich einen neuen Werth: der Gedanke, Gast meiner Freundin, in einem Hause, von mir selbst gewählt, von ihr eigens für mich erbaut, zu seyn, war mir entzükend.

Es war noch kalt, an einigen Stellen war sogar der Boden noch mit Schnee bedekt, aber dessen ungeachtet fieng alles an sich zu treiben; man sahe schon Primulaveris und Veilchen, die Augen der Bäume drängten sich zwischen der

kalten

kalten Rinde hervor, und in der Nacht nach meiner Ankunft ließ sich in dem Wäldchen, welches an mein Hauß stieß, eine Nachtigall zum erstenmale hören. Ich hatte eben in einem leichten Schlafe gelegen und meine Verpflanzung vergessen, so daß ich beym Erwachen mich noch in Paris in der Strasse Grenelle glaubte. Auf Einmal ertönte der Gesang, ich zitterte vor Freude, und rief in meiner Begeisterung: „endlich sind doch alle meine Wünsche erfüllt!" Mein erstes war nun, mich dem Eindruke der ländlichen Gegenstände, von welchen ich umgeben war, ganz zu überlassen. Statt mich in meiner Wohnung einzurichten, richtete ich mich auf meine Spaziergänge ein, und bald war kein Fußsteig, kein Dikigt, keine Laube, kein stiller verborgener Winkel um meine Wohnung her, mit welchem ich mich nicht vom andern Tage an bekannt gemacht hätte. Je mehr ich diesen herrlichen Aufenthalt untersuchte, desto mehr fand ich ihn ganz für mich gemacht. Die Gegend, mehr einsam als wild, versezte mich in Gedanken an ein ganz anderes Ende der Welt. Sie hatte Schönheiten, die man in der Nähe der Städte nie findet; wenn man auf Einmal, ohne den Weg zu bemerken, hieher versezt würde, so könnte man unmöglich glauben, nur vier Meilen von Paris entfernt zu seyn.

Einige Tage überließ ich mich meiner ländlichen Schwärmerey, dann fieng ich an, meine Scripturen zu ordnen und meine Zeit für meine Beschäftigungen einzutheilen. Meine Morgenstunden widmete ich, wie bisher, dem Notenabschreiben, die Zeit nach dem Mittagessen den Spaziergängen. Auf diesen begleitete mich immer ein kleines Büchelchen von weissem Papier und Bleystift; ich hatte von jeher nicht anders, als unter freyem Himmel bequem schreiben und denken können, und hier fand ich vollends nicht räthlich, mich anders zu gewöhnen. Der Wald von Montmorenci war vor meiner Thüre, und diesen bestimmte ich zu meinem Studierzimmer. Mehrere Schriften hatte ich angefangen, welche ich jezt musterte. Meine Entwürfe waren von jeher weit aussehend gewesen, aber unter dem Lärmen der Stadt, hatte die Ausführung langsame Fortschritte gemacht; ich hofte immer fleissiger seyn zu können, wenn ich einst weniger Zerstreuung hätte. Ich glaube hierinnen mir selbst Wort gehalten zu haben, denn in der That für einen Mann, der oft krank, oft in C . . . e, in E . . . y, in Eaubonne, auf dem Schlosse von Montmorenci zum Besuche war, welchen zu Hause ein Haufen neugieriger Müssiggänger belagerte, welcher noch überdieß die Hälfte jedes Tages auf's Notenschreiben verwendete,

schrieb

schrieb ich ziemlich viel. Man zähle die Schriften, welche ich während meines sechsjährigen Aufenthalts in der Einsiedeley so wohl als in Montmorenci ausgearbeitet habe, und man wird finden, daß, wenn ich meine Zeit verlohr, ich sie wenigstens gewiß nicht durch Müssiggang verlohr.

Unter mehreren Werken, welche ich seit langer Zeit angezettelt hatte, arbeitete ich mit dem meisten Geschmak an meinen „Institutions politiques." Ich hatte mir vorgesezt, mein Leben auf die Ausarbeitung dieses Werks zu verwenden: es sollte meinen Ruf entscheiden, sollte mein Privilegium zum Schriftsteller werden. Schon vor dreyzehen bis vierzehen Jahren hatte ich die erste Idee davon. Ich war damals in Venedig und hatte dort Gelegenheit, die Fehler dieser so sehr gerühmten Regierungsform kennen zu lernen. In der Folge hatte ich die Geschichte der Moral vorgenommen, und das Studium dieser Wissenschaft hatte meine Aussichten über meine Lieblingsidee erweitert. Ich fand, daß das erste Beförderungsmittel der Moral die Politik seye, daß, man möchte die Sache auch angreifen wie man wollte, der Charakter eines Volks sich immer nach der ihm eigenen Regierungsform bilden würde. In dieser Hinsicht

schien mir die grosse Frage von der besten Regierungsform sich zurükführen zu lassen auf diese: Wie muß eine Regierungsform beschaffen seyn, um ein Volk zum tugendhaftesten, aufgeklärtesten, weisesten, mit einem Worte, besten, im vollesten Sinne, besten Volke zu bilden? Diese zwote Frage schien mir, obwohl verschieden von ihr, nahe an eine dritte zu gränzen: Welche Regierungsform, d. h. Praxis der Geseze in einem Staate, entfernt sich am wenigsten von eben diesen Gesezen? und aus dieser flossen mir dann ungezwungen die weitere Fragen? Was ist das Gesez? nebst vielen andern von gleicher Wichtigkeit. Alle diese Speculationen führten mich auf grosse Wahrheiten, wichtig und nüzlich für das Glük des Menschengeschlechts und besonders meines Vaterlands. Auf meiner lezten Reise nach Genf hatte ich selbst die Begriffe von Gesez und Freyheit weder gehörig berichtigt noch gereinigt gefunden. Ich glaubte die Eigenliebe meiner Landsleute am besten zu schonen, wenn ich ihnen zeigte, was hiezu gehörte, ohne zu sagen, daß es ihnen fehlte. Sie würden, hofte ich, mir eher verzeihen, daß ich weiter sähe, als sie, wenn ich die Grundsäze der Theorie ihnen in die Hände spielte ohne Hindeuten auf ihre Praxis.

Einer fünfjährigen Arbeit ungeachtet, war dieses Werk doch nicht sonderlich vorgerükt.

Bü-

Bücher von dieser Art wollen mit Nachdenken, mit Musse, in der Ruhe geschrieben seyn. Ueberdieß that ich mit diesem geheim, wie ein Verliebter mit den Schäferstunden bey seiner Geliebten, so sehr, daß auch Diderot nichts davon erfuhr. Ich fürchtete, es möchte für unser Zeitalter und das Land, wo ich schrieb, zu kühn scheinen, und die Aengstlichkeit meiner Freunde*) möchte mich in der Ausführung hindern. Ich wußte noch nicht, ob Zeit und Ton des Buchs mir erlauben würden, es bey meinen Lebzeiten erscheinen zu lassen. Ich wünschte, über meinen Gegenstand, ohne Zwang alles das sagen zu können, was dieser heischte; hingegen floh ich alles, was von ferne einer Satyre gleichte, weil ich

*) Besonders machte Dûclos weise Ernsthaftigkeit mich furchtsamer, Diderot war nicht so. Alle seine Unterredungen mit mir schienen den Zwek zu haben, meiner Laune mehr caustisches Salz beyzumischen, als sie von Natur nicht hatte, und mich zum beissenden Satyriker zu bilden, zu dem ich durch mein Temperament nicht bestimmt war. Diese Erfahrung bewog mich, mich seines Raths bey einem Werke, in welchem einzig Stärke und Bündigkeit der Schlüsse und Beweise, nicht üble Laune und Partheysucht hervorstehen sollten, nicht zu bedienen. Mein Contract social ist eine Probe von dem Tone, der in diesem Werke geherrscht hat.

ich den Vorwurf der Anzüglichkeit fürchtete, und das Lob einer untadelhaften Billigkeit verdienen wollte. Als gebohrner Bürger eines freyen Staats wollte ich das Recht: frey zu denken, in seinem ganzen Umfange benuzen, ohne deßhalb die Achtung für die Regierungsform des Staats zu verlezen, unter welchem ich lebte, ohne seine Geseze zu übertreten, ohne mich gegen das Völkerrecht zu vergehen. Eben so wenig aber wollte ich aus Furcht die Vortheile meiner Lage unbenüzt lassen.

Ich muß sogar bekennen, daß meine Lage, in der ich als Fremder in Frankreich lebte, sehr bequem war, und, die Wahrheit zu sagen, ich wußte, daß wenn ich fortführe, wie ich zu thun entschlossen war, im Lande ohne Erlaubniß nichts druken zu lassen, ich sonst nirgends für meine Grundsäze und die Bekanntmachung derselben etwas zu fürchten hätte. Selbst in Genf würde ich weniger uneingeschränkt gewesen seyn, weil die Obrigkeit das Recht hatte, über den Inhalt meiner Schriften, sie mochten nun gedrukt seyn, wo sie wollten, die Scheere der Censur zu züken. Diese Betrachtung hatte auch den Bitten der Madame D. . . y das meiste Gewicht gegeben, und meinen Plan, mich in Genf niederzulassen, rükgängig gemacht. Damals fühlte ich, was

ich

ich in der Folge in meinem Emil gesagt habe, daß, wer zum Besten seines Vaterlands schreiben will, und nicht Anlage oder Gelegenheit hat, durch geheime Intriken, durch geschikte Machinationen die Stimme der Censur stumm zu machen, daß ein solcher nicht in seinem Vaterland schreiben müsse.

Was meine Lage mir noch angenehmer machte, war mein fester Glaube, in welchem ich stand, daß die französische Regierung, ohne mich sehr gerne zu sehen, sich eine Ehre daraus machen würde, wenn schon nicht mich zu beschüzen, doch mich in Ruhe zu lassen. In meinen Augen war das ein Zug einer sehr einfachen und zugleich sehr gut angebrachten Politik, daß man sich ein Verdienst daraus machte, das zu dulden, was man nicht hindern konnte. Hätte man mich aus Frankreich verjagt, (und dieß wäre doch das Höchste gewesen, was man sich gegen mich hätte erlauben können) so würde ich doch geschrieben, wahrscheinlich mit minder Zurükhaltung geschrieben haben. Ließ man hingegen mich in Ruhe, so behielt man gleichsam den Verfasser als Geisel für seine Schriften, und entwurzelte zugleich ein verjährtes im übrigen Europa gäng und gäbes Vourtheil, indem man sich das Ansehen gab, als hätte man die-

jenige

jenige Achtung für das Völkerrecht, welche nur mit wahrer Aufklärung sich zusammen findet und verträgt.

Diejenige, welche aus dem Ausgange schliessen, daß mein gutes Vertrauen mich betrogen habe, mögen wohl sich selbst betrügen. Bey dem Ungewitter, welches über mich ausbrach, und mich vernichtete, waren meine Schriften nur der Vorwand, aber meine Person das Ziel. Der Schriftsteller kümmerte meine Verfolger wenig, aber den armen Jean Jacques wollte man verderben, und das Schlimmste an meinen Schriften war, daß sie mir Ehre machten. — Aber verirren wir uns nicht in die Zukunft! Ich weiß nicht, ob die Folge dieses Geheimniß (es ist es noch jezt für mich) vor den Augen der Leser aufklären wird, aber das weiß ich, daß, wenn meine Grundsäze, welche ich in meinen Schriften dargelegt habe, mir die Leiden zugezogen hätten, welche ich habe erdulden müssen, ich viel früher ein Opfer derselben geworden seyn würde. Gerade diejenige meiner Schriften, in welcher meine Grundsäze am kühnsten, fast möchte ich sagen, frechsten entwikelt sind, war erschienen, und hatte Aufmerksamkeit erregt, sogar noch ehe ich die Einsideley bezog, aber kein Mensch dachte damals daran, mich wegen die-

dieses Buches verantwortlich zu machen, oder die Bekanntmachung und Verbreitung desselben in Frankreich, wo man es eben so frey und öffentlich verkaufte, als in Holland, zu verhindern. Nachher erschien die neue Heloise eben so unangefochten, ich darf sagen mit dem nähmlichen Beyfalle, und doch (es ist unglaublich aber wahr) ist das Glaubensbekenntnuß der sterbenden Heloise ganz einerley mit dem des Vikars von Savoyen. Alle kühne Grundsäze die der Contract social enthält, sind auch in der Schrift: über die Ungleichheit der Menschen enthalten; alle kühne Stellen des Emils findet man, dem Gehalt nach, in der frühern Julie. Wegen meiner Grundsäze kann ich demnach nicht verfolgt worden seyn, weil eben diese in meine frühere wie in meine spätere Schriften verwebt sind.

Eine andere Unternehmung, mit den Institutions politiques beynahe in Eine Classe gehörend, beschäftigte mich gegenwärtig noch mehr. Dieß war ein Auszug der Werke des Abbe St. Pierre, wovon ich bisher nichts sagen konnte, weil ich den Faden meiner Erzählung nicht verliehren wollte. Die Idee hiezu hatte mir, nach meiner Rükkehr von Genf, der Abbe von Mably gegeben. Er hatte mich hiezu nicht un-

unmittelbar, sondern durch Madame D....n, welche ein gewisses Interesse dabey hatte, aufgefodert. Sie war eine der drey oder vier hübschen Pariser Frauen, deren Liebling der Abbe St. Pierre gewesen war, und wenn sie seine Gunst auch schon nicht Vorzugsweise genossen hatte, so hatte sie sie doch mit Madame d'A....n getheilt. Von dieser Zeit an hatte sie für das Andenken des guten Mannes eine Achtung und eine Anhänglichkeit behalten, welche dem Günstlinge wie der Gönnerin Ehre machten. Seine Schriften hatten das Glük, geschäzt zu werden, mit dem Verfasser gemein, und es schmeichelte ihrer Eigenliebe die lebendig todte Geisteskinder ihres Freundes durch ihren Secretair wieder auferweken zu lassen. Diese Schriften enthielten nun freylich viel schöne Sachen, aber so schlecht gesagt, daß man sie ohne Ekel nicht lesen kann. Sonderbar genug! der Abbe St. Pierre betrachtete seine Leser, wie grosse Kinder, und gleichwohl redete er zu ihnen, wie zu Erwachsenen; wenigstens wendete er wenig Sorge darauf, zu seiner Lektüre zu reizen. Man hatte mir vorgeschlagen, sein Epitomator zu werden, einmal weil die Arbeit an sich nicht unnüz war, und ganz für einen Menschen gemacht schien, der, wie ich, fleißig in Handarbeiten und träge zum Selbstschreiben, es sehr beschwerlich fand,

zu

zu denken, und lieber Dinge, die ihm gefielen, aufklären, lieber die Ideen eines andern verfolgen, als selbst welche sich schaffen mochte. Uebrigens schränkte ich mich bey dieser Arbeit nicht darauf ein, meinen Schriftsteller aus dem schlechtern Styl in den bessern zu übersezen, ich verwebte vielmehr, so wie ich auch durfte, meine eigene Gedanken mit den fremden, ich borgte von St. Pierre Nahmen und Credit, um manche wichtige Wahrheiten mit mehrererm Erfolge in Umlauf zu bringen. Das Unternehmen war keines der leichtesten. Es kam dabey auf nichts geringers an, als drey und zwanzig Bände zu lesen, durchzudenken, auszuziehen, und alle drey und zwanzig Bände waren weitschweifig und verwirrt, voll langweiliger Stellen und Wiederholungen hingeworfener einseitiger oder falscher Säze. Aus diesem Mischmasch sollte ich die grosse, schöne Ideen, welche allenfalls noch allein Muth zu einer so verdrüßlichen Arbeit geben konnten, herausfischen. Tausendmal stand ich im Begriffe, das ganze Geschäft aufzugeben, wenn ich's artiger Weise hätte thun können, aber ich hatte einmal die Manuscripte des Abbe's von seinem Neffen dem Grafen von St. Pierre auf Vorsprache des Herrn St. Lambert erhalten, und, als ich sie erhielt, mich einigermassen verbindlich gemacht, sie zu gebrauchen;

nun mußte ich freylich entweder arbeiten, oder das Ganze zurükgeben. Ich entschloß mich zum ersten, und nahm in dieser Absicht die Handschrift nach der Einsiedeley mit, wo ich meine erste müßige Stunden ihrer Umarbeitung zu widmen gedachte.

Mit einem dritten Werke gieng ich noch schwanger. Den ersten Gedanken zu demselben hatten gewisse eigene und über mich selbst gemachte Beobachtungen mir gegeben, und die Hofnung ein Werk zu liefern, was für die ganze Menschheit nüzlich, vielleicht das nüzlichste seyn könnte, was je zu ihrem Besten geschrieben worden ist, wenn die Ausführung meinem Plane entspräche — diese Hofnung gab mir Muth. — Es ist nähmlich eine schon oft gemachte Bemerkung, daß die meiste Menschen im Laufe ihres Lebens sich selbst unähnlich werden; kaum glaubt man noch den nähmlichen Menschen zu sehen. Diese Bemerkung ist alt, und verdient nicht, daß ich eigends ein Buch schriebe, um sie, der Himmel weiß das wie vielstemal, vorzutragen: mein Zwek war neu und von grösserer Wichtigkeit. Ich wollte die Ursachen dieser Veränderungen untersuchen, wollte aus der Zahl derselben diejenige herausheben, welche wirken oder nicht wirken zu lassen, von uns abhienge,

wollte

wollte dann zeigen, welche Richtung man ihnen geben müsse, um uns besser und mehr Herr von uns selbst zu machen. Es ist, ohne Widerspruch, einem ehrlichen Manne viel schwerer, schon gebildete und erstarkte Wünsche zu bekämpfen und besiegen, als eben diesen Begierden dann, wann sie kaum entstehen, (vorausgesezt, daß man immer zu ihrem Ursprung hinaufsteigen könnte) zuvorzukommen, sie zu verändern, zu wenden. Mancher Mensch widersteht der ersten Versuchung, und erliegt der zwoten, das einemal weil er stark, das zweite, weil er schwach ist; wäre er sich gleich geblieben, so würde er nicht untergelegen seyn.

Ich untersuchte mich selbst, ich beobachtete Andere und fand, daß diese verschiedene Veränderungen, welchen der Charakter des Menschen unterworfen ist, grossentheils von den ersten Eindrüken der äusseren Gegenstände auf uns herrühre, daß wir, unaufhörlich gestimmt durch unsere Sinne, unsere Sinneswerkzeuge, diese Stimmung auf unsere Ideen, unsere Gesinnungen, unsre Handlung übertragen. Die sehr auffallende und zahlreiche Beobachtungen, welche ich gesammelt hatte, waren nicht zu bestreiten: aus ihren physischen Ursachen sollte man, dachte ich, eine Lebensordnung sich abziehen können, welche,

nach Zeit und Umständen gehörig abgeändert, die Seele in einen für die Tugend besonders tauglichen Zustand versezen, oder in demselben erhalten könnte. Wie viel Verirrungen der Vernunft könnte man verhindern, wie viele Laster in der Geburt erstiken, wenn man die thierische Oekonomie zwänge, die moralische Ordnung zu begünstigen, welche sie so oft zu stören pflegt. Himmelsgegend, Jahrszeit, Schall, Farben, Dunkelheit, Licht, Elemente, Nahrungsmittel, Geräusch, Stille, Bewegung, Ruhe, alles wirkt auf unsere Maschine, und folglich auch auf unsere Seele; an tausend Enden kann man uns anfassen, und die kaum entstandene Keime unserer Empfindungen und Begierden, welche uns beherrschen, so leiten, daß sie von uns beherrscht werden können. Das war mein Grundgedanke von meinem Werke. Die Skizze davon hatte ich bereits aufs Papier geworfen, und von der Ausführung versprach ich mir Vergnügen für mich, Vergnügen und Nuzen für alle nicht ganz roh erzogene Leser, welche Tugend lieben, und sich selbst mißtrauen. Indessen habe ich an diesem Werke, welches den Titel führen sollte: die sinnliche Sittenlehre oder Materialismus des Weisen, sehr wenig gearbeitet. Zerstreuungen, deren Veranlassung dem Leser nicht lange unbekannt bleiben wird, hinderten

ten mich, mich damit zu beschäftigen. Das Schiksal der entworfenen Skizze, welches mit meinem eigenen wohl näher zusammenhängt, als man glauben sollte, werde ich unten erzählen.

Ein viertes Werk, mit welchem ich umgieng, war ein System der Erziehung. Madame C....r war um ihren Sohn und über die Art, wie ihr Gemahl diesen erzog, sehr besorgt, und hatte mich gebeten, diese Arbeit zu übernehmen. Madame C....r war meine Freundin, und ihre Bitten hatten bey mir so viel Gewicht, daß ich mich mit diesem Gegenstande, für mich sonst bey weitem nicht dem angenehmsten, sehr gerne und von ganzer Seele beschäfftigte. Auch ist dieß von allen meinen Arbeiten die einzige, mit welcher ich zum Ziele gekommen bin. Freylich hätte eben dieses mein Ziel bey Verfassung dieser Schrift mir, dem Verfasser, ein anderes Schiksal verschaffen sollen, als mir nachher zu Theile ward: doch ich will meine traurige Begebenheiten nicht zu frühe erzählen, werde ich doch ohnehin nur zu bald auf sie kommen müssen!

Alle diese meine schriftstellerische Projekte gaben mir hinlänglichen Stoff zum Nachdenken für meine Spaziergänge; denn, wie ich schon gesagt zu haben glaube, ich kann nur im Gehen

denken; wann ich still stehe, so denke ich nicht mehr, mein Kopf geht nur mit meinen Füssen. Für die Regentage hatte ich mich wohlweißlich mit einem Stük Zimmerarbeit versorgt. Dieß war mein musikalisches Wörterbuch, zu welchem ich die zerstreute, zerstümmelte, unförmliche Materialien sammlen, ergänzen, zustuzen, kurz ganz, wie von neuem, umarbeiten mußte. Einige nöthige Bücher hatte ich mitgebracht, aus andern, welche ich aus der königlichen Bibliothek entlehnte, hatte ich binnen zween Monaten Auszüge gemacht, sogar auch einige derselben in die Einsiedeley mitzunehmen, die Erlaubnuß bekommen. Das war mein Vorrath, aus welchem ich, wenn die Witterung mir nicht erlaubte, auszugehen, und wenn ich des Notenschreibens überdrüssig war, zu Hause meine Werk zusammenschrieb. Ich befand mich bey dieser Einrichtung so gut, daß ich sie während meines ganzen Aufenthaltes in der Einsiedeley, später in Montmorency und sogar noch in Motiers, beybehielt. Am leztern Orte vollendete ich diese Arbeit, während ich andere vornahm und fand, daß Abwechslung in der Arbeit meiner Erholung gewährt.

Einige Zeit band ich mich genau an die Eintheilung der Zeit, welche ich mir vorgeschrieben

hatte,

hatte, und das war für mich ganz gut; aber als die schöne Jahrszeit Madame D. . . y nach E. . . . y oder nach L. . . . . e lokte, fand sich, daß manche Sorgen, welche von mir nicht in Anschlag gebracht worden waren, auch anfänglich mich nicht beschwerten, meine übrige Projekte nicht wenig störten. Ich habe Madame D. . . y schon geschildert. Sie hatte sehr liebenswürdige Eigenschaften: sie liebte ihre Freunde, war voll Eifer ihnen Dienste zu leisten, wußte sie auf irgend eine Art ihnen nüzlich zu werden, so sparte sie nicht Zeit, nicht Mühe. Durch alles dieß verdiente sie doch in der That, daß auch ihre Freunde hinwiederum Aufmerksamkeit für sie hatten. Bisher hatte ich diese Pflicht erfüllt, ohne zu wissen, daß das, was ich that, Pflicht wäre; aber endlich fühlte ich, daß ich mir Fesseln angelegt hatte, welche ich schwer gefunden haben würde, hätte nicht die Freundschaft mir sie erleichtert. Durch meine Abneigung gegen zahlreiche Gesellschaften hatte ich meine Lage aus übel ärger gemacht. Madame ergrif diesen Anlaß, mir einen Vorschlag zu machen, welcher mir Bequemlichkeit versprach, und ihr welche verschafte. Sie wollte mir nähmlich, dieß war unsere Abrede, immer sagen lassen, wenn sie allein, oder in kleiner ungezwungener Gesellschaft wäre. Ich willigte ein,

 weil

weil ich nicht sah', wohin das führen würde. Die Folge war, daß ich sie von nun an nicht mehr besuchte, wenn ich, sondern wenn sie wollte, und daß kein einziger Tag mehr mein war. Dieser Zwang störte das Vergnügen, sie zu sehen, welches bisher alle meine Besuche gewürzt hatte. Sie hatte mir völlige Freyheit versprochen, daß ich auf ihre Einladung kommen oder nicht kommen könnte, wie es mir beliebte, aber, wie ich bald fand, nur unter der stillschweigenden Bedingung, daß ich mich derselben nicht bedienen würde: als ich einigemal einen Versuch machen wollte, nicht zu kommen, so veranlaßte das eine solche Menge Bottschaften, Handbriefchen, Lärmen um mein Wohlbefinden, daß ich wohl sahe, es würde ausser Bettlägerigseyn, nichts mich entschuldigen, wenn ich nicht auf den ersten Wink zu ihr flöge. Ich konnte nicht umhin, mich diesem Joche zu unterwerfen; ich that's, und that's noch so ziemlich freywillig für einen so abgesagten Feind alles dessen, was von ferne einen Schein von Abhängigkeit hatte, als ich war. — Ich hatte zu viele Anhänglichkeit an diese Dame, als daß ich all' das Glük, welches mir bestimmt war, ganz hätte fühlen können. — Sie füllte auf diese Art die leere Stunden, welche der Zirkel ihrer Anbeter ihr unbesezt ließ, so gut aus, als sich's thun lassen wollte.

wollte. Der Ersaz war gering, aber doch immer noch mehr wehrt, als eine gänzliche Einsamkeit, welche sie nie ertragen konnte. Ein klein wenig leichter war es ihr geworden, sie auszufüllen, seit sie angefangen hatte, sich mit der Litteratur zu befassen, und sich's in Kopf gesezt hatte, auf gut Glük Romane, Briefe, Lustspiele, Erzählungen, und andere dergleichen Siebensachen zu schreiben. Zwar war's wohl nicht eigentlich das Schreiben derselben, was ihr Vergnügen machte, sondern das Vorlesen, und wenn sie dann so ein, zwo oder drey Seiten nach einander vollgeschmiert hatte, so mußte sie doch wenigstens am Ende dieser ungeheuren Arbeit zween oder drey gutmüthige Zuhörer haben. Ich hatte nicht die Ehre zur Zahl der Auserwählten zu gehören, es wäre denn um eines andern willen gewesen. Allein galt ich in allen Dingen so viel wie nichts, und zwar nicht nur in der Gesellschaft der Madame D. . . . y, sondern auch bey Herrn von H. . . . k und überall wo Herr G. . . . den Ton angab. So unbedeutend zu seyn, gefiel mir sehr wohl, nur nicht unter vier Augen, wo ich immer nicht wußte, was anzufangen. Ich wagte nicht eine litterarische Unterredung anzuspinnen, da es mir nicht gebührte, in dieser Materie ein Urtheil zu fällen: eben so wenig mochte ich verliebt thun, dazu war ich zu

schüchtern, und überdieß war ein alter Verliebter für mich ein zu ekelhaftes Geschöpf, als daß ich es hätte wagen sollen, mich auf diese Art lächerlich zu machen, den Umstand gar nicht einmal in Anschlag gebracht, daß bey Madame D . . . y mir so etwas nie in den Sinn kam, vielleicht nicht gekommen wäre, hätte ich auch mein ganzes Leben an ihrer Seite zugebracht. Ich hatte gegen ihre Person keinen Widerwillen, im Gegentheil ich schäzte sie vielleicht zu sehr als Freund, als daß ich sie hätte als Liebhaber lieben können. Ich sahe sie gerne, schwazte gerne mit ihr. Ihr Umgang, sehr angenehm in einem etwas grössern Zirkel, gewährte im engern keine Unterhaltung; ich war nicht belebter als sie, und war also für sie keine grosse Unterstüzung. Wenn ich dann bey ihr war, so schämte ich mich doch, gar zu lange nicht zu sprechen, und, wie sauer mir's auch werden mochte, sie zu unterhalten, so hatte ich doch keine Langeweile. Ich erwieß ihr gerne kleine Aufmerksamkeiten, gab ihr mit unter einen ganz brüderlichen Kuß, der ihre Sinnlichkeit so wenig reizte, als die meinige. Sie war sehr hager, sehr weiß, und hatte eine bretterne Brust. Dieser einzige Mangel wäre hinlänglich gewesen, mich gegen sie so kalt zu machen, als Eis: in einem Menschen ohne Busen verkannte ich von

jeher

jeher das Frauenzimmer. Für ein solches Weib oder Mädchen sprach in meinem Herzen keine Stimme: auch bey dieser Frau vergaß ich aus tausend Gründen, welche anzuführen unnüz seyn würde, ihr Geschlecht.

Da ich nun einmal mir vorgenommen hatte, mich in meine, so unumgänglich nöthige, Unterwerfung zu finden, so ergab ich mich ohne Widerstreben, und fand in der That, wenigstens im ersten Jahre, meine Lage weniger lästig, als ich erwartet hatte. Madame D . . . . y pflegte sonst sich beynahe den ganzen Sommer über auf dem Lande aufzuhalten, heuer blieb sie nur einen Theil desselben; sey's nun, daß ihre Angelegenheiten ihre Gegenwart in Paris erforderten, oder daß der Aufenthalt zu L . . . . e ihr weniger gefiel, weil G . . . . ihn nicht mit ihr theilte. Ich benüzte die Zwischenzeiten, in welchen sie abwesend war, oder wenn sie vielen Besuch hatte, mich so recht von Herzen, freylich nicht ohne ihren Preiß zu fühlen, meiner Einsamkeit mit meiner guten Therese und ihrer Mutter zu freuen. Zwar hatte ich schon seit einigen Jahren das Land häufig besucht, aber ohne die Wollust eines Aufenthalts auf demselben zu schmeken. Meine kleine Reisen dahin hatte ich bisher immer in Gesellschaft gemacht, meine Begleiter

waren

waren Leute von grossen Forderungen, verdorben durch städtischen Zwang, gewesen, und die Wirkung dieser Reisen und dieser Gesellschaft auf mich war erhöhter Geschmak an ländlichen Vergnügungen und geschärftere Begierde nach dem, dessen Mangel ich so eben deutlicher fühlen lernte. Ich war der Gartensäle, der Wasserfälle, der Lauben, der Blumenbette, und der langweiligen Cicerone's von Herzen satt: mir ekelte vor allen Broschüren, dem Clavier, den Trio's, dem Filet, den einfältigen Wizeleyen und den faden Ziererenen, den kleinen Schwäzern und den grossen Gastmählern. Wenn ich dagegen, verstohlnen Bliks, ein einfaches kleines Gebüsch von Strauchwerk, wenn ich eine Heke, eine Scheuer, eine Wiese sahe, wenn ich, beym Durchgehen durch ein Dorf, den Geruch eines frischen Pfannkuchens mit Körbel einzog, wenn ich von ferne den bäurischen Singsang im Feyerabendliede hörte, so wünschte ich Schminke und Falbala's und Parfüm zum Teufel, hätte Ihro Herrlichkeit den Herrn des Hauses und Ihro Hochedeln den Haußhofmeister mögen dafür in den Rachen schlagen, daß sie mich zu Mittage speisen liessen, wenn ich zu Abend zu essen, und zu Nacht, wenn ich zu Bette zu gehen pflege. Bevorab aber hätte ich die Lakayen zu züchtigen gewünscht, welche jeden meiner Bissen mit den Augen verzehrten, denen

ich

ich, wollte ich anders nicht Dursts sterben, den geschmierten Wein ihres Herrn zehnmal theurer bezahlen mußte, als wenn ich ihn im Wirthshause gekauft hätte.

Endlich aber war ich zu Hause, in einer angenehmen einsamen Freystadt, konnte, wenn ich's wünschte, meine Tage in einem unabhängigen gleichförmigen stillen Leben hinbringen, kurz konnte meiner Bestimmung gemäß leben. Ehe ich beschreibe, welche Wirkung dieser neue Zustand auf mein Herz machte, muß ich den geheimen Stand desselben dem Leser aufs neue zeichnen, damit er im Stande seyn möge, dem Fortschritte dieser neuen Einwürkungen rükwärts zu seinen Ursachen zu folgen.

Von dem Tage an, welcher mich mit Theresen vereinigte, habe ich immer die Befestigung meines Charakters datirt. Mir fehlte eine Liebschaft, nachdem die, welche für mein ganzes Leben mir genug seyn sollte, so grausam zerrissen worden war. Der Durst nach Glükseligkeit erstirbt nie in dem Herzen des Menschen. Mamma wurde alt, und ihr Charakter nüzte sich ab *).

Ich

---

*) So habe ich das unübersezbare Wortspiel des Originals mit viellissoit und s'avilissoit einigermassen anzudeuten gesucht. d. Ueb.

Ich wußte unwidersprechlich gewiß, daß sie hienieden nicht mehr glüklich seyn konnte. Ich mußte also ein Glük für mich allein finden, da ich alle Hofnung verlohren hatte, jemals das ihrige mit ihr zu theilen. Ich wankte lange Zeit von einer neuen Idee zur andern, und von einem neuen Projekte zum andern. Meine Reise nach Venedig würde mich in Staatsgeschäfte verwikelt haben, wenn der Mann, mit welchem ich im Begriffe war mich zusammen zu jochen, Menschenverstand gehabt hätte. Ich bin leicht abzuschröken, besonders von mühseeligen Unternehmungen und solchen, welche Ausdauren erfordern. Der schlechte Erfolg von dieser verleidete mir alle anderen, von dieser Zeit an sahe ich alle entfernte Gegenstände an, wie den Spek in der Falle, und beschloß jeden Tag für sich selbst sorgen zu lassen, um so mehr, da ich auf der Welt nichts kannte, was meinen gesunkenen Muth wieder hätte aufrichten können.

In diesem Zeitpunkt lernte ich Theresen kennen. Der sanfte Charakter dieses guten Mädchens schien mir so gut zu dem meinigen zu passen, daß ich mich mit einer Zuneigung an sie hieng, welche keine Zeit und keine kleine Verdrießlichkeiten, welche zuweilen zwischen uns vorfielen, stören konnten, welche durch alles das,

was sie hätte schwächen sollen, verstärkt wurde. Man wird in der Folge sehen, bis zu welchem Grade ich sie liebte, wenn ich alle Wunden, die sie mir schlug, allen herzzerreissenden Kummer den sie mir gerade da verursachte, als der Abgrund meines Elendes am unergründlichsten war, von dem ich keiner Seele bis auf den Augenblik, da ich dieses schreibe, eine Silbe geklagt habe, dem Leser vor Augen legen werde.

Wenn man in der Folge erfahren wird, daß, nach dem ich alles gethan, jede Schwürigkeit, welche mich von ihr zu trennen drohte, bekämpft hatte, daß nach fünf und zwanzig mit ihr durchlebten Jahren, in meinen alten Tagen, dem Schiksal und den Menschen zum Troze, ich sie heurathete, ohne Erwartung oder Gesuch von ihrer, und ohne Verbindlichkeit oder Versprechen von meiner Seite, so wird man glauben, daß eine unsinnige Liebe mir vom ersten Tage an den Kopf wirblen gemacht, mich von Stufe zu Stufe zum lezten Gipfel der ausschweifendsten Narrheit geführt habe. Man wird es noch mehr glauben, wenn man die besondere und zwar dringende Gründe erfahren wird, welche mich abhalten mußten, so weit zu gehen. Was wird denn der Leser alsdann denken, wenn ich mit all' der Wahrheit, die man an mir kennen

nen muß, versichere, daß vom ersten Augenblike an, da ich sie sahe, bis auf den heutigen Tag, ich nie einen Funken Liebe für sie gefühlt, daß ich nie in höherem Grade gewünscht habe, sie zu besizen, als ich's bey Madame von Warens wünschte, und daß sich in die Bedürfnusse der Sinnlichkeit, welche ich bey ihr stillte, nichts von Liebe der Person, sondern einzig Liebe des Geschlechts mischte. Der Leser wird glauben, daß ich, vielleicht anders zusammengesezt, als andere Menschen, nicht fähig gewesen seye, Liebe zu empfinden, da diese Leidenschaft sich nicht in meine Empfindungen gegen diejenige Frauenzimmer, welche mir doch über alles theuer waren, gemischt hat. Geduld, Leser! der traurige Augenblik naht, in welchem du finden wirst, daß deine Schlüsse triegen.

Ich wiederhole mich, wie man weiß, ich kanns nicht vermeiden. Mein erstes, mein grösseстes, stärkstes, unauslöschlichstes Bedürfnuß, was meine ganze Seele füllte, war die Sehnsucht nach einer innigen, möglichst innigen Verbindung: deßwegen wünschte ich zu diesem Zweke mehr eine Frau, als einen Mann; mehr eine Freundin, als einen Freund zu haben.

Dieses sonderbare Bedürfnuß war von der Art, daß die engste Vereinigung der Körper mir

nicht

nicht genügte: um mich zu befriedigen, mußten zween Körper in Einen verschmelzt, mußten zwoen Seelen Eine Wohnung gemeinschaftlich seyn; ausserdem fühlte ich immer noch eine Leere. Ich glaubte nun dem Punkte der Erfüllung meiner Wünsche nahe zu seyn. Die junge Person, in welcher ich endlich meine Geliebte zu finden hoffte, war durch tausend herrliche Eigenschaften, damals sogar noch durch den Reiz ihrer Gestalt, liebenswürdig, ihre reine spiegelklare Seele trübte kein Schatten von Kunst zu gefallen und Sucht zu gefallen: mein ganzes Wesen, mein ganzes Daseyn würde sich auf sie begränzt haben, wenn ihr so, wie ich wünschte, auch an mir hätte genügen dörfen, oder können. Von Nebenbuhlern hatte ich nichts zu fürchten, ich bin bis zur höchsten Gewißheit überzeugt, daß ich der einzige bin, welchen sie je wirklich geliebt hat, daß ihre gar nicht begehrliche Sinnlichkeit selbst dann nach keinem andern Liebhaber gelüstet hat, als ich aufhörte, es zu seyn. Ich hatte keine Familie, aber sie hatte welche, und alle Mitglieder derselben waren so genatürt *), daß ich nicht un-

ter

*) Ein sehr bezeichnender schwäbischer Provincialism, welcher vor der Umschreibung: von solchem Naturell den Vorzug der Kürze hat.

ter ihre Zahl aufgenommen werden konnte. Dieß war der erste Keim meines Unglüks. Was hätte ich nicht darum gegeben, ein Kind ihrer Mutter zu werden! Ich that alles mögliche, um diesen Zwek zu erreichen, und konnt' es nicht. Ich gab mir vergebliche Mühe, unser Interesse durchaus zu vereinigen, es war mir unmöglich. Theresens Mutter hatte immer ihr eigenes, von dem meinigen verschiedenes, dem meinigen und Theresens, welche schon Eins mit mir war, sogar entgegen laufendes für sich. Sie nebst ihren übrigen Kindern und Kindskindern waren so viele Blutigel, und der geringste Schaden, welchen sie Theresen zufügten, war, daß sie sie bestahlen. Das arme Mädchen war gewohnt sich zu schmiegen, sogar vor ihren Nichten, und ließ sich berauben und schuriegeln, ohne ein Wort zu sagen. Mit Schmerzen muß ich sehen, daß ich meinen Beutel erschöpfen und meine Brust heiser predigen könnte, und sie doch weder reich noch glüklich durch beydes machen würde. Ich versuchte es, sie von ihrer Mutter abzuziehen; sie ergab sich nie über diesen Punkt. Mir war ihr Widerstand ehrwürdig, ich schäzte sie deßwegen nur noch mehr: aber ihr Sträuben war für sie selbst von eben so nachtheiligen Folgen, als für mich. Sie war nun an ihre Mutter und ihre Anverwandten gleichsam verrathen und verkauft,

kauft, und gehörte ihnen mehr an, als mir, sogar mehr, als sich selbsten. Die Raubgier ihrer Angehörigen war ihr weniger verderblich *), als die schlimme Rathschläge dieser Leute ihr schädlich waren. Ihrer Liebe zu mir, ihrer natürlichen Gutartigkeit hatte ich es zu danken, daß sie nicht ganz unterjocht wurde, aber sie war's mehr als zu viel, um die gute Grundsäze, welche ich ihr einzuflössen gesucht hatte, grossentheils unwirksam zu machen; sie war's mehr als zu viel, um wie ich wünschte, mit ihr ganz Eins zu seyn. Ich mochte mich benehmen, wie ich immer wollte, wir blieben zwey.

So kam es denn, daß, bey der aufrichtigsten wechselseitigen Zuneigung, in die ich alle Zärtlichkeit legte, deren mein Herz fähig war, die Leere dieses Herzens doch nicht ausgefüllt wurde. Ich hatte gehoft, es würde besser seyn, wenn nur erst Kinder da wären; die Kinder kamen, und es ward schlimmer als zuvor. Ich zitterte, wenn ich bedachte, daß ich sie dieser unerzogenen Familie überliefern sollte, damit sie noch weit

*) Ruineuses wußte ich nicht anders zu übersezen, als durch verderblich, da das Wort Verderben die Abnahme des Vermögens, wenigstens im Schwäbischen, vorzugsweise bedeutet.

weit schlimmer erzogen würden. Die Gefahr bey der Erziehung im Fündelhause war noch weit geringer. Diese Betrachtungen waren der Grund meines Entschlusses, er war in meinen Augen wichtiger, als alle, die ich in meinem Briefe an Madame F . . . l anführte, und war der einzige, welchen ich ihr nicht zu sagen wagte. Ich wollte lieber von einem so grossen Fehler weniger entschuldigt seyn, als die Familie einer Person, welche ich liebte, bloß geben. Aber man schliesse von den Sitten des unglüklichen Bruders meiner Therese, ob ich je, was man auch gegen das Fündelhauß sagen möchte, meine Kinder der Gefahr hätte aussezen sollen, eine ähnliche Erziehung zu bekommen.

Da ich mein Ideal liebevoller Verbindung, deren ich so bedürftig war, nicht verwirklichen konnte, so sahe ich mich nach etwas um, was, nicht zwar die Leere meines Herzens ausfüllen könnte, aber doch mich dieselbe weniger fühlen liesse. Weil ich keinen Freund hatte, der ganz mein eigen war, so mußte ich Freunde haben, deren Lebhaftigkeit mich wenigstens aus meiner Trägheit aufjagte: in dieser Hinsicht pflog ich Freundschaft, und schloß sie aufs neue enger mit Diderot, mit dem Abbe von Condillac, verband mich mit G . . . ., und zwar enger,

als

als mit keinem der vorgenannten, in dieser Hinsicht schrieb ich meine unglükliche Abhandlung, deren Geschichte ich bereits erzählt habe, und wurde durch eben diese in das Gebiet der Litteratur, welches ich für immer verlassen zu haben glaubte, zurükgestossen.

Mein erstes Auftretten in der gelehrten Welt führte mich auf einem ganz neuen Wege in eine andere intellectuelle Welt, deren einfache erhabene Haußhaltung ich nicht ohne Begeisterung betrachten konnte. Weil ich mich beständig mit diesem Gegenstande beschäftigte, so kam ich bald dahin, eitel Narrheit und Irrthum in den Lehren unserer Weisen, eitel Unterdrükung und Elend im Systeme unserer bürgerlichen Gesellschaft zu finden. Getäuscht von meinem närrischen Stolze, glaubte ich mich fähig, alle diese Verzauberungen aufzulösen; da ich fand, daß, wenn ich gehört seyn wollte, ich meine Lebensart vor allen Dingen mit meinen Grundsäzen in Uebereinstimmung bringen müßte, so betrat ich, um diesem Anstande abzuhelfen, einen sonderbaren Weg. Man erlaubte mir nicht ihn zu verfolgen, meine vorgebliche Freunde konnten mir's nie verzeihen, ihnen dieses Beyspiel gegeben zu haben, mein erster Schritt machte mich lächerlich, und würde mir die allgemeine Achtung verschafft haben,

wäre es mir möglich gewesen den zweeten zu thun.

Bisher war ich gut gewesen: von nun an ward ich tugendhaft, wenigstens begeistert für die Tugend. Diese Begeisterung hatte in meinem Kopfe begonnen, war aber von da zum Herzen gedrungen. Auf den Trümmern der entwurzelten Eitelkeit keimte der edelste Stolz. Ich spielte keine fremde Rolle; ich ward wirklich das, was ich zu seyn schien, und in einem Zeitraume von wenigstens vier Jahren, so lang dieses Aufbrausen dauerte, gab es nichts grosses und schönes, was ein Mensch denken konnte, wessen ich nicht mit des Himmels Hülfe fähig gewesen wäre. Daher meine plözlich erlangte Beredsamkeit, daher das wirklich himmlische Feuer, welches mich durchglühte, und in meine erste Schriften in seiner ganzen Stärke übergieng, von welchem vierzig Jahre lang nicht der kleinste Funken mir entschlüpfte, weil es noch nicht angezündet war.

Ich war wirklich umgewandelt; meine Freunde, meine Bekannten kannten mich nimmer. Ich war nicht mehr der furchtsame und mehr verschämte als bescheidene Mann, der es nicht wagte sich zu zeigen und zu reden; welchen ein einziges scherzhaftes Wort aus der Fassung brachte, ein

Blik

Blik einer Frau zu erröthen zwang. Ich war voll Muths, stolz, unerschroken; eine gewisse Sicherheit im Betragen, eine gewisse selbstgebildete, ungezwungene Lebensart, begleitete mich überall, sie war um so unerschütterlicher, als sie ganz ungekünstelt war, und mehr in meinem Herzen, als in der von der Mode vorgeschriebenen Haltung des Cörpers ihren Siz hatte. Mein tiefes Nachdenken über die Sitten, herrschende Grundsäze und Vorurtheile meines Zeitalters, hatte mir die vollständigste Verachtung gegen dieselbe eingeflößt, Spöttereyen derjenigen, welche an diesen moralischen Uebeln darnieder lagen, konnten auf mich keinen Eindruk machen, die kleine wizige Einfälle dieser Leute erstikte ich mit meinen Sittensprüchen, wie das Insekt mit meinen Fingern. Welche Veränderung! ganz Paris wiederholte die stachlichte, beissende Sarcasmen des nähmlichen Mannes, der zwey Jahre vorher und zehen Jahre nachher nicht wußte, was? noch wie? er etwas sagen sollte, welchem Stoff und Ausdruk gerade dann fehlten, wann er etwas zu sagen hatte. Kein möglicher Zustand konnte meinem Naturell so ganz entgegengesezt seyn, als gerade der, in welchem ich mich damals befand. Man erinnere sich aus meinem früheren Leben der kurzen Augenblike, in welchen ich ein anderer Mensch ward, und

aufhörte Ich zu seyn, so hat man einen richtigen Begriff von dem Stande meiner Seele in dem Zeitpunkte, zu welchem eine Erzählung fortgerükt ist; mit dem Unterschiede, daß meine vorige Exaltationen sechs Tage, etwa sechs Wochen, diese hingegen sechs Jahre dauerte, vielleicht noch jezt fortdauern würde, hätten nicht besondere Umstände ihn geendigt und mich der Natur wieder gegeben, über welche ich mich hatte erheben wollen.

Diese Veränderung gieng in mir vor, so wie ich den Fuß ausser Paris gesezt hatte, so wie das empörende Schauspiel der Laster der Hauptstadt meinen Unwillen zu erregen aufhörte. Als ich die Menschen nicht mehr sahe, hörte ich auf sie zu verachten; als ich die Schurken nicht mehr sahe, hörte ich auf sie zu hassen. Mein Herz, ohnehin des Hasses nicht sehr empfänglich; bedauerte jezt nur ihr Elend und ihre Boßheit, welche ich von jenem nicht mehr unterschied. Dieser weit behaglichere, aber weniger erhabene Zustand, tödete bald den brennenden Enthusiasmus der mich so lange über mich selbst hinaufgehoben hatte; mir selbst und andern unmerklich, ward ich wieder argwöhnisch, gefällig, furchtsam, mit einem Worte, ward wieder der alte Jean Jacques, der ich vorher gewesen war.

Hätte

Hätte meine Umwandlung sich nur darauf begränzt, mich mir selbst wieder zu geben, wäre ich nicht tiefer gesunken, als ich vorher gestiegen war, so wäre alles ganz gut gewesen; aber unglüklicher Weise wurde ich unter meinen vorigen Zustand herunter, bis zum entgegengesezten Ende gerissen. Von da an war meine Seele immer erschüttert: wie ein geschwungener Pendul berührte sie kaum Augenblike ihren Ruhepunkt, die immer erneuerte Bewegung ließ sie immer nur durchgehen, wie in demselben stillstehen. Wir wollen, meine Leser und ich, in das Einzelne dieser zwoten Veränderung gehen; die Geschichte dieses schreklichen entscheidenden Zeitpunkts durchlaufen, mit welchem für mich ein Schiksal begann, wie keinen Sterblichen je eins marterte.

Wir waren nur zu dreyen in unserer Einsamkeit, und so war es kein Wunder, daß wir uns immer inniger an einander gewöhnten; wenigstens war dieß die Würkung unsers Aufenthalts bey Theresen und mir. Wir verlebten zusammen, einander gegenüber, Stunden, so süß, wie ich bis dahin keine verlebt hatte. Sie selbst schien das Anziehende derselben mehr als bisher nie zu fühlen. Sie öffnete mir ihr Herz, und entdekte mir Dinge von ihrer Mutter und ihrer

Familie, welche sie, die bisherige lange Zeit mir zu verschweigen, die Stärke gehabt hatte. Therese so wie ihre Mutter hatten von Madame D . . . . n um meinetwillen eine Menge Geschenke erhalten, welche die Alte, vielleicht um mir keine Unruhe zu machen, Theresen entzogen, und sich nebst ihren übrigen Kindern zugeeignet hatte, natürlich nicht, ohne jener aufs schärfste zu verbieten, mir je ein Wort davon zu sagen, was denn auch das arme Ding mit einem unglaublichen Gehorsam befolgte.

Was aber in der That mich noch weit mehr überraschte, als dieß, war, zu hören, daß noch ausser den vielen Versuchen, welche Diderot und G . . . . häufig auf Mutter und Tochter gemacht hatten, in der Absicht, sie von mir abzuziehen, welche alle durch Theresens Widerstand fruchtlos gewesen waren, daß, sage ich, jene beede Männer seither häufige heimliche Unterredungen mit der Alten hielten, ohne daß Therese hatte erfahren können, worüber sie mit einander brüteten. Nur das wußte sie, daß von den kleinen Geschenken auch dabey die Rede gewesen war, daß viel heimliches Hin- und Herlaufen vorgieng, welches man ihr zu verbergen suchte, und wovon sie den Grund niemals erfahren konnte. Schon lange Zeit vor unserer

Abreise von Paris hatte Frau le Vasseur die Gewohnheit gehabt, Herrn G . . . . zwey oder dreymal im Monat zu besuchen, und Stunden lange geheime Unterredungen mit ihm zu pflegen. Wenigstens entfernte G . . . . jedesmal seinen Bedienten, wann sie kam.

Ich urtheilte, daß der Gegenstand aller dieser Negoziazionen das alte Projekt seyn müßte, in welches man die Tochter durch allerhand Versprechungen, z. B. ihnen einen Salzpacht, einen Tabakshandel durch Madame D . . . . y zu verschaffen, mit einem Worte durch vorgespiegelten Gewinn, hatte mit hineinziehen wollen. Man hatte ihnen vorgestellt, daß ich nicht nichts für sie, ja sogar, weil ich doch sie versorgen wollte, nicht einmal etwas für mich thun könnte. Daran sahe ich nun freylich ihre gute Absicht, und verdachte ihnen ihre Schritte keineswegs. Nur das geheimnußvolle Wesen verdroß mich, besonders an der Alten, welche täglich ohrenbläserischer, listiger sich gegen mich benahm, dessen unerachtet aber unaufhörlich der Tochter insgeheim Vorwürfe machte, daß sie mich zu sehr liebte, daß sie mir alles wieder sage, daß sie ein dummes Thier wäre, und am Ende noch mit mir in die Patsche gerathen würde.

Die-

Dieses Weib besaß im höchsten Grade die Kunst, mit Einer Klappe zehen Müken zu schlagen, jedem das, was sie von andern bekam, und mir alles und von allen zu verbergen. Ihre Habsucht hätte ich ihr gerne vergeben, aber ihre Verstellung nicht. Was konnte sie mir zu verbergen haben, sie, mir, von dem sie wissen mußte, daß ich mein einziges Glük darein sezte, ihre Tochter und sie glüklich zu machen. Was ich für ihre Tochter gethan hatte, hatte ich für mich gethan, aber was ich für sie that, verdiente doch wohl mehr Erkenntlichkeit; sie hätte wenigstens ihrer Tochter dafür sollen Dank wissen, und mich um der Liebe derjenigen willen, die mich liebte, lieben sollen. Ich hatte sie aus dem Schlamme des Elends gezogen, von mir zog sie ihren Unterhalt, mir hatte sie alle die Bekanntschaften zu verdanken, welche sie so gut zu nuzen wußte. Therese hatte lange Zeit sie durch ihre Arbeit ernährt, und ernährte sie iezt von meinem Brode. Von dieser Tochter, für welche sie nichts gethan hatte, hatte sie alles, und ihre übrige Kinder, welche sie ausgestattet hatte, um welcher willen sie ihr Vermögen verschleudert hatte, zehrten ihren und meinen Unterhalt auf. Ich bedachte, daß in dieser Lage sie mich als ihren einzigen Freund, ihren sichersten Beschüzer betrachten mußte, daß sie, anstatt

mir

mir aus dem, was mich betraf, aus meinen eigenen Angelegenheiten mir ein Geheimnuß zu machen, anstatt mein eigenes Haus gegen mich aufzuwiegeln, mir vielmehr alles, was mir wichtig seyn konnte, hätte berichten sollen, wenn sie es eher als ich erfuhr. Mit welchen Augen mußte ich nun ihre falsche und geheimnußvolle Aufführung ansehen? Was muß ich von den den Gesinnungen denken, welche sie ihrer Tochter einzuimpfen suchte? Wie ungeheuer mußte ihre Undankbarkeit seyn, da sie ihre Tochter dazu einzuweyhen suchte.

Alle diese Betrachtungen zogen endlich mein Herz von diesem Weibe ab, so, daß ich sie nun nicht mehr ohne Unwillen anbliken konnte. Indessen hörte ich nie auf, der Mutter meiner Gefährtin mit Achtung zu begegnen, und ihr beynahe in allen Stüken die Rüksichten und Aufmerksamkeit eines Sohnes zu beweisen; aber wahr ist's, daß ich nicht gerne lange um sie war, weil ich wahrhaftig nicht dazu gemacht bin, mich im Umgange mit einer Person zu zwingen.

Dieß ist wieder einer jener kurzen Augenblike meines Lebens, da ich das Glük mir nahe erblikte, ohne es erreichen zu können, und ohne

es

es durch meine Schuld verfehlt zu haben. Wäre dieses Weib gut gewesen, wir hätten bis an's Ende unserer Tage glüklich zusammen leben können, nur der Ueberlebende war alsdann zu beklagen. Statt dieses schönen Traums, Leser, will ich dir den wirklichen Gang der Dinge schildern, und dann urtheile, ob ich ihn ändern konnte.

Madame le Vasseur sahe, daß ich im Herzen ihrer Tochter gestiegen und sie gefallen war, gab sich viele Mühe, das Verlohrne wieder zu gewinnen; statt aber durch mich an sie zu kommen, versuchte sie vielmehr, sie ganz von mir abzuwenden. Ein Mittel, was sie zu diesem Zweke anwendete, war, ihre Familie zu Hülfe zu rufen. Ich hatte Theresen gebeten, niemand von diesen Leuten nach der Einsiedeley kommen zu lassen, sie hatte mirs versprochen. Man ließ das ganze Gezücht in meiner Abwesenheit herkommen, ohne sie darüber zu fragen, und dann drang man ihr das Versprechen ab, daß sie nichts davon sagen wollte. Als der erste Schritt einmal gethan war, gieng das übrige leicht; hat man einmal vor einer geliebten Person ein Geheimnuß, so macht man sich dann in der Folge kein Gewissen, ihr alles zu verbergen. Sobald ich in C . . . . e war, war auch die Einsiedeley voll Gesindels, wel-

welches sich da gütlich that. Eine Mutter hat immer viel Gewalt über eine gutartige Tochter; doch konnte die Alte Theresen auf keine Weise dahin bringen, mit ihr gemeinschaftliche Sache gegen mich zu machen. Sie hatte einmal ihren Plan geformt, bey welchem sie auch unerschütterlich beharrte. Sie sahe auf der einen Seite ihre Tochter und mich, bey uns konnte man leben, aber das war auch alles: auf der andern Dideroten, G. . . . . . von F. . . k, Madame D. . . . y, welche viel versprachen, und etwas gaben, und da hatte sie keine Ahndung, wie man Unrecht haben könnte, wenn man auf der Seite der Gemahlin eines Generalpächters und eines Barons wäre. Hätte ich bessere Augen gehabt, so würde ich damals schon gesehen haben, daß ich eine Schlange in meinem Busen nährte. Aber mein bisher unerschüttertes Vertrauen war so blind, daß ich mir nicht vorstellen konnte, wie man jemanden zu schaden suchen könnte, welchem man Liebe schuldig wäre; wann ich dann so neben mir dieß und jenes anzetteln sahe, so beklagte ich nur die Tyranney derer, die ich meine Freunde nannte, und die, so meynte ich damals, mich gerner auf ihre Art als auf meine glüklich haben wollten.

Therese hatte sich geweigert, in den Bund ihrer Mutter zu tretten, aber sie bewahrte ihr

von

von nun an ihr Geheimnuß: ihr Beweggrund war lobenswürdig, und so will ich denn nicht entscheiden, ob sie recht oder unrecht daran that. Zwo Frauen, welche Geheimnusse mit einander haben, schwazen gerne mit einander: das brachte sie näher zusammen, Therese theilte sich, und ließ mich bisweilen fühlen, daß ich allein war; eine dreytheilige Gesellschaft war für mich so gut wie keine. Damals bereute ich's, den Anfang unserer Bekanntschaft und die Gelehrigkeit, welche damals ihr die Liebe gab, nicht besser benüzt zu haben. Ich hätte können und sollen ihren Geist mit Geschiklichkeiten und Kenntnussen zieren: diese würden uns in unserer Einsamkeit mehr in der Nähe von einander gehalten, würden ihre und meine Zeit ausgefüllt haben, ohne uns jemals das Langweilige des Alleinseyns fühlen zu lassen. Zwar stokte die Unterhaltung zwischen uns nicht, sie schien auf unsern Spaziergängen keine Langeweile zu fühlen; aber wir hatten doch nicht genug gemeinschaftliche Ideen um einen Vorrath davon anlegen zu können: wir konnten nicht mehr so unaufhörlich von unsern Planen reden, welche für die Zukunft sich einzig auf die beste Art, unsere Lage zu geniessen, beziehen konnten. Die Gegenstände, auf welche wir stiessen, erwekten in mir Betrachtungen, welche für sie zu hoch waren. Eine zwölfjährige

Liebe hatte, um sich zu äussern, keine Worte nöthig; wir kannten uns zu gut, um uns etwas zu sagen zu haben. Da war für uns nichts übrig, als das Hülfsmittel der Käseweiber, Verläumden und Unsinn schwazen. In der Einsamkeit lernt man das Glük schäzen, mit einem Menschen zu leben, welcher denken kann. Bey mir bedurfte es dessen nicht, um gerne um sie zu seyn; aber sie hätte dessen bedurft, um gerne bey mir zu seyn. Das schlimmste war, daß wir mit unsern Zusammenkünften unter vier Augen so geheim thun mußten, wie, wer um Mitternacht zum Rendesvous schleicht: die Mutter war bey denselben für uns überzählig geworden, und da galt's denn manche kleine Kunst, um zusammen zu kommen. Ich konnte in meiner eigenen Wohnung nicht ungezwungen seyn, das ist alles gesagt; die Liebe, oder was dieser glich, war das Grab der Freundschaft. Wir waren sehr innig zusammen, ohne als innige Freunde mit einander zu leben.

Seit ich bemerkte, daß Therese beflissen war, kleine Vorwände zu haben, um sich von unsern Spaziergängen, zu welchen ich sie einlud, loßzählen zu können, lud ich sie nie mehr ein, aber ich verdachte es ihr nicht, daß sie nicht so viel Gefallen daran fand, als ich. Vergnü-

gen ist nichts, was von unserer Willkühr abhängt. Ich war gewiß, daß ihr Herz mein war, und das war mir genug. Wenn meine Vergnügungen zugleich die ihrige waren, so genoß ich sie mit ihr: war dieß nicht der Fall, so war ihre Zufriedenheit mir werther als die meinige.

So war ich denn zur Hälfte betrogen, und so kam es, daß ich, bey einem Leben ganz nach meinem Geschmake, in einem Aufenthalte von mir selbst gewählt, in Gesellschaft einer mir theuren Person, mich vereinzelt fühlte. Das, was mir fehlte, vergällte oder raubte vielmehr mir den Genuß dessen, was ich besaß. Im Fache des Glüks und Freudengenusses mußte ich alles oder nichts haben. In der Folge wird man sehen, warum die Aufzählung aller dieser einzelnen Umstände nöthig war. Nun nehme ich den Faden meiner Erzählung wieder auf.

Ich glaubte in den Handschriften, welche ich vom Grafen St. Pierre erhalten hatte, wahre Schäze zu besizen. Als ich sie näher untersuchte, fand ich, daß sie nichts mehr und nichts weniger wären, als die Sammlung der gedrukten Werke seines Oheims von seiner eigenen Hand mit Noten und Verbesserungen bereichert, nebst noch einigen andern ungedrukten Stüken. Seine

mora-

moralische Schriften bestärkten mich in der Meynung, welche ich aus einigen von Madame Crequi mir gezeigten Briefen von ihm gefaßt hatte, daß er viel mehr Geist gehabt habe, als ich anfänglich nicht glaubte, aber eine tiefere Untersuchung seiner politischen Schriften belehrte mich, daß sie nichts enthielten als oberflächliche Aussichten, ganz gute und nüzliche aber unausführbare Vorschläge und zwar hauptsächlich deswegen unausführbar, weil der Verfasser sich nie von der Vorstellung hatte losmachen können, daß die Menschen durch ihre Einsichten und nicht durch ihre Leidenschaften geleitet würden. Seine hohe Meynung von der Geisteskultur seines Zeitalters hatte ihm sein falsches Princip von einer vervollkommneten Vernunft beygebracht, welches die Grundsäule aller Anstalten, welche er vorschlug, und die Quelle aller seiner politischen Sophismen war. Dieser seltene Mann, die Zierde seines Jahrhunderts und des Menschengeschlechts, unter allen Menschen, welche je gelebt haben, vielleicht der einzige, der keine, als nach der Vernunft geregelte, Leidenschaften hatte, dieser Mann schritt in allen Systemen seiner Schriften von Irrthum zu Irrthum fort, weil er durchaus die Menschen so haben wollte, wie Er war, anstatt, daß er sie hätte so nehmen sollen, wie sie sind, und wie sie in alle Ewigkeit

seyn und bleiben werden. Er arbeitete für Geschöpfe seiner Einbildungskraft indem er für seine Zeitgenossen zu arbeiten glaubte.

Alles dieses sezte mich in einige Verlegenheit über die Gestalt, welche ich meinem Werke geben sollte. Sollte ich dem Verfasser seine Träumereyen lassen, so war dieß eine unnüze Arbeit: sollte ich sie nach der Strenge widerlegen, so wäre dieß unedel gehandelt gewesen, da die mir anvertraute Handschriften, welche ich angenommen, sogar verlangt hatte, mir die Verbindlichkeit auflegten, mit dem Verfasser ehrbar umzugehen. Ich ergrief endlich den Ausweg, welcher mir der anständigste, vernünftigste und nüzlichste schien. Dieser bestand darinnen, daß ich die Ideen des Autors und die meinige, jede besonders geben wollte. Zu diesem Behnfe mußte ich denn mich in seine Gesichtspunkte stellen, seine Aussichten aufklären, ausdehnen und alles thun, um sie in ihrem ganzen Werthe geltend zu machen.

Mein Werk mußte solchemnach aus zween ganz abgesonderten Theilen bestehen. In dem einen mußte ich die verschiedene Vorschläge des Verfassers auf die vorhin beschriebene Art auseinander sezen. Der zweete, welcher nicht eher

er-

erscheinen sollte, als wenn der erste seinen Eindruk schon gemacht gehabt hätte, würde alsdann mein Urtheil über die im ersten enthaltene Vorschläge enthalten haben: eine Verfahrungsart, bey welcher sie vielleicht bisweilen, wie ich nicht läugnen will, das Schiksal des Samets, des Menschenfeindes gehabt haben würden. Vornen an dem ganzen Werke sollte das Leben des Verfassers zu stehen kommen, ich hatte zu demselben sehr gute Materialien gesammelt, welche ich nicht übel bearbeiten zu können, mir schmeichelte. Ich hatte den Abbe St. Pierre noch in seinem Alter ein wenig gekannt, und meine Achtung für sein Andenken war mir Bürge, daß mir der Beyfall des Grafen St. Pierre über die Behandlungsart seines verstorbenen Vetters nicht entstehen würde.

Meinen ersten Versuch machte ich mit dem „Projekt des ewigen Frieden" dem vorzüglichsten und ausgearbeitetsten der Werke, welche meine Sammlung enthielt, und ehe ich mich meinen eigenen Betrachtungen überließ, faßte ich den Muth, alles das durchzulesen, was der Abbe über diesen schönen Gegenstand gesagt hat, ohne mich durch seine gedehnte Schreibart voll Wiederholungen abschröken zu lassen. Das Publikum kennt mein Werk, und so habe ich

nichts davon zu sagen. Meine Critik, welche den zweeten Theil ausmachen sollte, ist nicht gedrukt worden, auch weiß ich nicht, ob sie je es werden wird: aber ich schrieb sie zu gleicher Zeit mit dem Auszuge. Von diesem Werke schritt ich zur „Polysynodie oder Mehrheit der Rathsversammlungen." St. Pierre schrieb dieses Buch während der Regentschaft als Anpreisung der Regierungsart, welche er ausgedacht hatte. Eben diese Abhandlung war Ursache gewesen, daß der Abbe St. Pierre aus der Academie Francoise gestossen wurde, weil er sich in seiner Schrift einige Anzüglichkeiten gegen die vorige Regierung erlaubt hatte, durch welche die Herzogin von Maine und der Cardinal von Polignac sich beleidigt gefunden hatten. Auch dieses Stük vollendete ich, Critik sowohl als Auszug; aber hier blieb ich steben, indem ich diese Arbeit, welche ich eigentlich nie hätte unternehmen sollen, nicht fortsezen mochte.

Eine Betrachtung war es besonders, welche mich bestimmte, der Fortsezung zu entsagen: sie fällt von selbst in die Augen, und es ist zum Erstaunen, daß ich sie nicht früher machte. Die meiste Schriften des Abbe St. Pierre, waren, oder enthielten critische Bemerkungen über einige Theile der französischen Regierung, und welche der-

derselben waren so frey, daß er sich Glük wünschen durfte, sie ungeahndet gemacht zu haben. Aber man hatte den Abbe im Ministerium immer mehr wie eine Art von Prediger, als wie einen wahren Politiker betrachtet, und so ließ man ihn denn sagen, was er wollte, weil man wohl sahe, daß niemand auf ihn hörte. Hätte ich es dahin gebracht, daß man ihn gehört hätte, so würde der Fall sehr verschieden gewesen seyn. Er war Franzose, ich war es nicht, und wenn ich seine Strafpredigten, wenn schon unter seinem Nahmen, wiederholte, so sezte ich mich der Gefahr aus, daß man mich ein wenig unfreundlich, aber nicht mit Unrecht fragen konnte, warum ich mich mit etwas befaßte, was meines Amts nicht wäre. Zum Glüke sahe ich, ehe ich weiter gieng, die Blösse, welche ich zu geben im Begriffe war, und zog mich so schnell als möglich zurük. Ich wußte, daß ich, der ich mitten unter Menschen lebte, und unter Menschen, welche alle weit mächtiger waren, als ich, mich nie und auf keine Weise gegen das Uebel würde sichern können, welches sie mir würden anthun wollen. Ein Mittel hatte ich in meinen Händen, dieß: mich so zu verhalten, daß man mir's nur mit Unrecht anthun könnte. Dieser Regel zufolge gab ich dazumal den Abbe St. Pierre, und nachher noch manches weit geliebteres

teres Projekt auf. Die Leute, welche immer bereit sind Unglük zum Verbrechen anzurechnen, würden sich sehr überrascht finden, wenn sie wüßten, wie viele Mühe ich mir in meinem Leben gab, zu verhüten, daß in der Kette meines Elends mir niemand sollte zuruffen können: **Du hasts verdient!**

Als ich mich von des Abbe St. Pierre Werken loßgemacht hatte, war ich eine Zeit lang ungewiß, was ich nach denselben vornehmen sollte, und dieser geschäftlose Zwischenraum war mein Verderben. Ich bekam Musse, mich selbst zum Gegenstande meines Nachdenkens zu machen, da ich ausser mir keine Beschäftigung fand, und raubte mir dadurch für die Zukunft ein Spielwerk meiner Einbildungskraft, welches ich in einem zu entwerfenden Plane hätte finden können. Es war mir sogar unmöglich, welche zu entwerfen. Meine gegenwärtige Lage befriedigte alle meine bisherige Wünsche: ich hatte keine mehr, und doch war mein Herz leer. Dieser Zustand war für mich um so peinlicher, weil ich mir keinen bessern noch zu erlangenden denken konnte. Meine zärtlichste Zuneigung hatte ich auf eine Person geworfen, welche ganz nach meinem Herzen war, und meine Gesinnungen erwiederte. Ich lebte mit ihr ohne Zwang, so

zu sagen, auf Discretion. Indessen engte ein unbekanntes Gefühl mein Herz beständig ein, ich mochte ihr nahe oder ferne seyn. Ihr Besiz selbst ließ mich fühlen, daß sie mir noch fehlte, und der Gedanke ihr nicht Alles zu seyn, machte, daß sie für mich beynahe Nichts war. Ich hatte Freunde von beyden Geschlechtern, welchen ich mit der reinsten Freundschaft, mit der vollkommensten Achtung anhieng; ich hofte von ihnen ein gleiches, und nie kam es mir in den Sinn, an ihrer Aufrichtigkeit zu zweifeln. Ungeachtet alles dessen machte diese Freundschaft mir mehr unangenehme als vergnügte Stunden, weil alle meine Freunde ihren Kopf darauf sezten, öfters nur zu sezen scheinen wollten, allen meinen kleinen Liebhabereyen und Anhänglichkeiten, meinen Neigungen meiner Art zu leben, sich entgegen zu sezen. Dieß gieng so weit, daß ich nur scheinen durfte etwas zu verlangen, was nur mich allein interessiren konnte, was nicht von ihnen abhieng, sogleich verbanden sich alle gegen mich, um mich einhellig zu zwingen, dem verlangten zu entsagen. Diese Hartnäkigkeit, sich in alle meine Angelegenheiten zu mischen, in welcher so sehr viel Ungerechtigkeit lag, da ich von den ihrigen nicht einmal die mindeste Notiz nahm, ward mir so lästig, daß ich zulezt keinen ihrer Briefe ohne ein gewisses Schreken öfnete, der durch die Le-

sung derselben bald nur zu sehr gerechtfertiget wurde. Ich fand es unschiklich und beleidigend, daß diese Leute, sämtlich jünger als ich, und der guten Lehren, die sie an mich verschwendeten, selbst recht sehr bedürftig, daß diese Leute ihren Eigensinn darauf sezten, mich wie ein Kind zu behandlen: „Liebet mich,“ sagte ich ihnen, „wie ich euch liebe, und mischet euch übrigens „nicht mehr und nicht weniger in meine Ange„legenheiten, als ich mich in die eurige mischte; „das ist alles, was ich von euch verlange.“ Wenn sie von diesen zwo Bitten eine erfüllen, so war's gewiß nicht die leztere.

Ich hatte eine einzele stehende Wohnung, in einer entzükend schönen einsamen Gegend, war Herr in meinem Hause, und konnte darinnen nach meiner Weise leben, ohne daß jemand Fug und Macht gehabt hätte, mit mir über meine Handluugen Buch und Rechnung zu führen. Aber diese Wohnung legte mir Pflichten auf, süß zu erfüllen, aber unabläßlich. Alle meine Freyheit war nur aus Gnaden verliehen; ich war enger eingeschränkt durch meine Delicatesse als durch ausdrükliche Befehle; ich sollte in keiner Dienstbarkeit seyn, aber ich sollte darinnen seyn wollen. Von keinem einzigen Tage konnte ich des Morgens beym Aufstehen sagen: „er ist „mein!“

„mein!" Noch mehr! ausser dem, daß ich von den Anordnungen der Madame D . . . . y abhieng, war ich noch, und das war für mich eine weit drükendere Unbequemlichkeit, ein Knecht des Publikums, und aller derer, denen es beliebte, mir queer über den Weg zu laufen. Die Entfernung von Paris war für einen ganzen Haufen müssiger Leute kein Hindernuß, täglich mich zu berennen; Leute die mit ihrer Zeit nichts anzufangen wußten, verschwendeten die meinige, ohne Arges daraus zu haben. Wenn ich am wenigsten daran dachte, wurde ich am unbarmherzigsten überfallen und selten habe ich mir einen schönen Plan gemacht, welchen nicht so ein Ankömmling mir verdorben hätte.

Kurz: mitten im Besitze von Güter, nach welchen ich am meisten gestrebt hatte, fand ich keinen reinen Genuß derselben. Da flog ich auf den Schwingen meiner Einbildungskraft zurük in die heitere Tage meiner Jugend, und rief seufzend aus: Ach! wie ganz anders war's in Charmettes!"

Die Erinnerung der verschiedenen Zeiträume meines Lebens, führte mich auf das Nachdenken, über meinen gegenwärtigen Standpunkt. Ich sahe mich auf dem Punkte, von wo das Leben anfängt abzunehmen, ein Raub schmerzhafter

Zu-

Zufälle, und erreichte vielleicht das Ende meiner Laufbahn, ohne irgend eine jener Vergnügungen, nach welchen mein Herz so gierig war, in ihrer Fülle geschmekt, ohne die lebhafte Gefühle, welche ich in meinem Herzen verborgen ahndete, ausgeschüttet, ohne mich in der berauschenden Wollust, deren ich meine Seele empfänglich fühlte, (die heisseste Sehnsucht nach derselben blieb, aus Mangel eines, Befriedigung darbietenden, Gegenstandes, fruchtloß in meine Seele eingekerkert, durfte kaum zuweilen sich durch Seufzer äussern) gesättigt, ja selbst sie nur gekostet zu haben.

Wie kam es denn, daß ich mit einer der Mittheilung so fähigen und so bedürftigen Seele, für die leben nichts anders hieß, als lieben; daß ich bisher noch keinen Freund, der ganz mein war, keinen wahren Freund gefunden hatte? ich, der ich mich so ganz für Freundschaft gemacht fühlte? Wie kam es, daß ich mit der reizbarsten Sinnlichkeit, mit einem von Liebe durchdrungenen Herzen nicht wenigstens Einmal mit der Flamme dieser Leidenschaft gegen einen bestimmten Gegenstand brannte? Verzehrt von dem Bedürfnisse zu lieben, ohne je es ganz befriedigt zu haben, sahe ich mich an den Pforten des Alters, im Begriffe zu sterben ohne gelebt zu haben.

Diese traurige, aber rührende Betrachtungen leiten mich auf mich selbst zurük, mit einer nicht ganz bittern Reue. Mir schien es, daß das Schiksal mir noch etwas schuldig wäre, was es mir nicht gegeben hätte.

Sollte ich mit den ausgesuchtesten Fähigkeiten gebohren, und gleichwohl verdammt seyn, sie bis an's Ende meiner Tage ungenüzt zu lassen? Das Gefühl meines innerlichen Werths hatte das Gefühl der Ungerechtigkeit des Schiksals in mir aufgeregt, aber jenes entschädigte mich für dieses. Ich vergoß Thränen, aber ich weinte sie gerne.

Ich hieng diesen Betrachtungen in der schönsten Zeit des Jahres im Monat Junius im kühlen Schatten der Bäume, beym Gesang der Nachtigall, beym Gemurmel der Bäche nach. Alles traf zusammen, mich wieder in jene weiche verführerische Seelenstimmung zurük zu wiegen, für welche ich gebohren war, welche aber, man hätte es wenigstens glauben sollen, von dem rauhen ersten Ton, zu welchem eine lange Berauschung mich hinauf gehoben hatte, hätte sollen verdrungen worden seyn. Unglüklicher Weise kam das Mittagessen im Schlosse T o u n e, und wie ich jene zwey herzige Mädchen zu der nähmlichen

lichen Jahreszeit, und in einer Gegend, welche mit der, wo ich mich wirklich befand, viele Aehnlichkeit hatte, begegnete, alles dieß kam in mein Gedächtnuß zurük. Dieses Andenken und die Vorstellung von der Unschuld jenes Vergnügens erinnerte mich an andere Vorfälle ähnlicher Art. Bald sahe ich alle die liebe Geschöpfe, welche mein reizbares Herz in meiner Jugend in Bewegung gesezt hatten, vor meiner Einbildung versammelt: Madamoiselle Galley, der G....d, der Breil, Madame Bazile, de Larnage, meine hübsche Schülerinnen, bis auf die anziehende Julietta, welche ich nicht vergessen kan. Ein Serail von Houris, von meinen alten Bekanntschaften, für welche ich längst die lebhafteste Gefühle gehegt hatte, umgab mich. Mein Blut entzündete sich und zitterte glühend durch meine Adern, mein Kopf fieng an, troz seiner grauen Haare, zu wirbeln, und siehe da! der ernsthafte Genferbürger, der strenge Jean Jacques, der bald ein Vierziger ist, ist ein seufzender schwärmender Schäfer geworden. Die Trunkenheit, von welcher ich ergriffen war, obschon so schnell entstanden, und bis zur Narrheit gehend, war und blieb so dauerhaft und stark, daß zu meiner Heilung nichts geringers, als die ganze Last des Elends, welches, freylich eine unmittelbare Folge meiner Krankheit, mich auf Einmal

und so ganz ungewarnt überfiel und darnieder drükte, erforderlich war.

Wie weit übrigens mein verliebter Wahnsinn auch gehen mochte, so kam ich doch nie dahin, daß ich mein Alter oder meine Lage vergessen, daß ich mir geschmeichelt hätte, noch jezt Gegenliebe erweken zu können, oder daß ich versucht hätte, dieses fressende, aber unfruchtbare Feuer, von welchem seit meiner Kindheit mein Herz verzehrt wurde, einem geliebten Gegenstande mitzutheilen. Ich hoffte nichts, und verlangte sogar nichts. Ich wußte, daß meine Zeit zu lieben vorüber war; ich fühlte zu sehr das Lächerliche eines bejahrten Liebhabers, als daß ich mich desselben hätte schuldig machen sollen, ich war nicht dazu gemacht in der Neige meiner Jahre noch übermüthig und einbildisch zu werden, nach dem ich's in der schönsten Zeit meines Lebens so wenig gewesen war. Ueberdieß liebte ich den Frieden, und fürchtete häusliche Zwistigkeiten. Ich liebte Theresen zu aufrichtig, als daß ich ihr nicht den Kummer über meinen Wankelmuth hätte ersparen sollen, da ich wußte, daß sie sich härmen würde, wenn ich für andere lebhaftere Empfindungen hegte, als sie mir einzuflössen wußte.

Was

Was that ich denn nun? Diejenige Leser, welche dem Gange meiner Geschichte bis hieher auch nur mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt haben, müssen es schon errathen haben. Ich sahe die Unmöglichkeit, meine Wünsche in der würklichen Welt zu befriedigen, und suchte also mein Glük im Reiche der Einbildung. Weil kein Wesen unterm Monde mit meinen erhabenen Phantasien im Einklange stand, so schuf ich mir, zur Nahrung für dieselbe, durch den Zauberstab der Einbildungskraft eine idealische Welt, welche ich bald mit Wesen, so, wie ich sie mir wünschte, bevölkerte. Dieses Hülfsmittel ist sehr gewöhnlich, aber nie wurde es mehr zu rechter Zeit angewandt, und nie war es von mehr Würkung. Während meinen unaufhörlichen Entzükungen berauschte ich mich stromweise mit den süssesten Empfindungen, welche je im Herzen eines Menschen geglüht haben. Ich vergaß das Menschengeschlecht, schuf mir Gesellschaften einer vollkommeneren Gattung, von himmlischer Tugend und himmlischer Schönheit, zuverlässige, zärtliche, treue Freunde und Freundinnen, wie man hienieden sie nicht findet. Ich schwebte so gerne unter diesen herrlichen Geschöpfen, mit welchen ich mich umgeben hatte, in meinem Himmel einher, daß ich Stunden und Tage so hin schwärmte, ohne den Zeitlauf zu gewahren.

Ich vergaß alles andere, kaum hatte ich in der Eile einige Bissen verschlungen, so brannte ich schon wieder von Sehnsucht nach meinem geliebten Landleben. Wenn dann, mitten im Aufschwingen in meine zauberische Welt, unglükliche Erdensöhne kamen, meinen Aufflug zu hemmen, so konnte ich freylich meinen Verdruß nicht mässigen, und nicht verbergen; ich war nimmer Herr meiner selbst, und empfieng sie so rauh, daß man mein Betragen wohl brutal nennen konnte. Dieß befestigte meinen Ruf eines Menschenhassers; hätte man iu meinem Herzen immer lesen können, man würde mir eben wegen des Betragens, welches mir diesen Beynahmen erwarb, den entgegengesezten eines Menschenfreundes gegeben haben.

Mitten in meiner grössesten Begeisterung wurde ich auf Einmal aus meiner höhern Sphäre herabgerissen, wie der Knabe seinen papiernen Drachen an der Schnur zurükreißt; die Natur selbst sezte mich wieder in meinen Plaz, durch einen sehr lebhaften Anfall meines alten Uebels. Ich gebrauchte das einzige Mittel, welches mir bisher Hülfe geschaft hatte. Meine himmlische Liebeleyen geriethen in's Stoken, denn, ausser dem, daß Liebe sich mit körperlichen Schmerzen nicht sonderlich verträgt, entbehrte auch meine

Einbildungskraft aller derjenigen Dinge, durch welche sie vorher belebt worden war. Ich konnte nur unter freyem Himmel unter dem Schatten belaubter Bäume schwärmen, und ward matt und erstarb im Zimmer, und unter der bretternen Deke dieses Zimmers. Ich habe oft bedaurt, daß es keine Dryaden mehr giebt, eine dieser Halbgöttinnen würde zuverläßig meine Liebschaft geworden seyn.

Sonst hatte ich um diese Zeit noch häusliche Verdrüßlichkeiten, welche meinen Kummer vermehren halfen. Madame le Vasseur erwieß mir in's Gesicht tausend Höflichkeiten, und suchte ihre Tochter so viel möglich von mir abzuziehen. Ich erhielt Briefe aus meiner alten Nachbarschaft, aus welchen ich vernahm, daß die brave Alte hinter meinem Rüken viele Schulden auf Theresen's Nahmen gemacht hatte. Therese wußte diesen Umstand, hatte mir aber nie etwas davon gesagt. Daß ich die Schulden bezahlen mußte, schmerzte mich weit weniger, als daß sie mir sie verborgen hatte. Wie, dachte ich, kann eine Person, für welche ich nie ein Geheimnuß hatte, eines für mich haben? Kann man Personen, die man liebt, etwas verhehlen? — Das Kränzchen bey H . . . . s fieng wirklich im Ernste an zu fürchten, daß ich Gefallen am

Land-

Landleben finden, und Narr genug seyn möchte, um dort zu bleiben, weil man in demselben sahe, daß ich keine Besuche in Paris machte.

Von nun an begann alle der Lärmen, welcher mich durch eine Art von Rükwürkung nach der Stadt zu ziehen bestimmt war. Diderot wollte sich nicht selbst zeigen, und fieng seine Machinationen damit an, daß er de Leyre an mich abschikte. Diderot war durch mich bey de Leyre eingeführt worden, und brauchte ihn nun dazu, ihn zu stimmen, und sodann durch ihn diese Stimmung mir mittheilen zu lassen; von welchem allem de Leyre nichts ahndete.

Alles schien sich verschworen zu haben, mich meiner süssen Schwärmerey zu entreissen. Ich war von meinem vorerwähnten Anfalle noch nicht wieder hergestellt, als ich ein Exemplar von dem Gedicht: über das Erdbeben in Lissabon erhielt. Da ich nicht anders vermuthete, als daß es mir von dem Verfasser wäre zugeschikt worden, so mußte ich ihm natürlich schreiben, und ihm etwas über dieses Stük sagen. Ich that es einem Briefe, welcher lange nachher ohne meine Bewilligung gedrukt worden ist, wie ich weiter unten erzählen werde.

Es befremdete mich, diesen armen Mann, ich kan ihn nicht anders nennen, welcher der Menge seiner Glüksgüter und der Grösse seines Ruhms beynahe unterlag, es befremdete mich, diesen Mann doch so bitter gegen das Elend des menschlichen Lebens declamiren zu hören: ich konnte nicht begreifen, wie er immer alles schlimm finden könnte, und machte den unsinnigen Plan, ihn zu sich selbst zurükzuführen, und ihm zu beweisen, daß alles gut seye. Voltaire wollte immer dafür gehalten seyn, daß er an Gott glaube, eigentlich hat er immer nur an den Teufel geglaubt; sein Gott ist ein übelthuendes Wesen, welches, wenn man ihm glauben soll, Vergnügen daran findet, uns zu schaden. Die Ungereimtheit dieser Lehre springt in die Augen, und empört, von einem Mann vorgetragen, der mit Gütern aller Art überschüttet, aus dem Schooße des Glüks seine Mitmenschen durch das scheußliche, gräßliche Bild, welches er von allen Gattungen menschlichen Elends entwirft, zur Verzweiflung muthwillig zu bringen sucht — durch das Bild eines Elends, von welchem er doch nie den niedrigsten Grad aus Erfahrung hat kennen lernen. Ich, der ich wohl weit mehr Recht hatte, die Leiden des menschlichen Lebens zu zählen und zu wägen, ich legte sie auf die Wagschaale der Billigkeit, und bewieß ihm, daß

von

von allen diesen Uebeln kein einziges der Vorsehung zur Last gerechnet werden könnte, und daß alle ihre Quellen mehr in dem Mißbrauche hätten, welchen die Menschen von ihren Fähigkeiten machten, als in der Natur selbst. Ich behandelte ihn in diesem Briefe mit allen möglichen Rüksichten, Achtung, Schonung, und ich darf hinzusezen, Ehrfurcht. Weil ich aber seine sehr reizbare Eigenliebe kannte, so schikte ich diesen Brief nicht unmittelbar an ihn selbst, sondern an den Doktor Tronchin seinen Arzt und Freund, und gab ihm freye Gewalt ihn zu übergeben oder zu unterdrüken, wie er es für gut finden würde. Tronchin übergab ihn. Voltaire antwortete mir in wenigen Zeilen: er wäre selbst krank und Krankenwärter oben drein, und wollte daher seine Antwort auf eine andere Zeit verschieben: übrigens sagte er über die Sache selbst kein Wort. Tronchin, in dessen Briefe dieser eingeschlossen war, schrieb mit sehr weniger Achtung von dem Manne, dessen Brief er an mich befördert hatte.

Nie habe ich diese beyde Briefe bekannt gemacht, selbst nur gezeigt, weil ich auf Triumphe dieser Art keinen Staat mache; aber sie befinden sich unter meinen Sammlungen im Original. Voltaire hat seit dieser Zeit die Antwort,

welche er mir versprochen hatte, herausgegeben, aber er hat mir sie nicht zugeschikt. Sie ist nichts anders, als sein Roman: Candide, von welchem ich nichts sagen kan, weil ich ihn nicht gelesen habe.

Alle diese Zerstreuungen hätten mich von meinen phantastischen Liebhabereyen gründlich heilen sollen, vielleicht waren sie ein Wink des Himmels, mich von einem Wege abzuleiten, der mich zu lauter Kummer führte; aber mein böses Schiksal wollte es anders. Kaum hatte ich wieder angefangen auszugehen, so nahmen mein Herz, mein Kopf und meine Füsse die alte Wege. Ich sage die alte, aber dieß ist doch nur in gewisser Beziehung wahr. Meine Ideen waren ein wenig zum gewöhnlichen Gange herabgestimmt, blieben gleichsam der Erde näher, aber ich war noch eben so sorgfältig wie vorher, in der Wahl derselben, auch jezt war das Liebenswürdige aller Art der Stoff meines Nachdenkens, so, daß dieses Aussondern der Gegenstände nicht weniger chimärisch war, als die Phantasienwelt, welche ich verlassen hatte.

Ich dachte mir die Liebe, die Freundschaft, diese zween Gözen meines Herzens, unter den reizendsten Bildern. Ich fand ein Vergnügen daran, sie mit allen Reizen des Geschlechts, das

ich

ich anbetete, auszuschmüken. Zwo Freundinnen dichtete ich, mit gutem Vorbedachte, nicht zween Freunde; zwar sind jene seltener, aber wegen eben dieser Seltenheit um so liebenswürdiger. Ich begabte sie mit zween analogen, aber doch verschiedenen Charakteren, mit zwo Gestalten nicht vollkommen schön, sondern nach meinem Geschmake, belebt von Wohlwollen und Empfindsamkeit. Die eine mahlte ich braun, die andere blond, die eine lebhaft, die andere sanft, klug und weise die eine, und schwach die andere, und diese Schwachheit schilderte ich so rührend, daß die Tugend bey derselben zu gewinnen schien. Der einen von beyden gab ich einen Liebhaber, dessen zärtlichste Freundinn, vielleicht etwas mehr noch, die andere war, aber da gab's keinen Zwist, keine Eifersucht, weil schon die Vorstellung einer peinlichen Empfindung mir peinlich ist, und weil ich dieses heitere Gemälde durch nichts verdunkeln wollte, was der menschlichen Natur Schande macht. Meine beyde herrliche Geschöpfe entzükten mich, ich nahm die Person des Liebhabers und des Freundes, so sehr mir möglich war; aber ich zeichnete ihn liebenswürdig und jung, gab ihm die Tugenden, und zum Ueberfluß, auch die Fehler, welche ich an mir wahrnahm.

Um auch am Aufenthalte für meine Geschöpfe nichts fehlen zu lassen, durchgieng ich in Gedanken die schönste Gegenden, welche mir auf meinen Reisen vorgekommen waren. Aber ich fand kein Gebüsch frisch, keine Landschaft reizend genug für mich. Hätte ich die thessalische Thäler gesehen gehabt, so hätten vielleicht diese mir genügt: aber meine Einbildungskraft war müde zu erfinden, ich wollte einen würklichen Ort haben, der meiner ganzen Dichtung zur Stüze diente, und mich selbst über die Würklichkeit der Personen, welche ich da wohnen ließ, täuschen sollte. Lange lagen mir die baromäische Inseln für diesen Zwek im Sinne. Ihr herrlicher Anblik hatte mich entzükt, aber sie hatten für meine Bewohner zu viel geziertes, zu vieles, was die Hand der Kunst verrieth. Aber ich brauchte nothwendig einen See, und wählte endlich den, um welchen meine Seele unaufhörlich irrte. Ich ließ mich an der Seite des Seeufers nieder, auf welcher ich schon seit langer Zeit im Geiste meine Wohnung aufgeschlagen hatte, ich nahm sie gleichsam in mein geträumtes Glük, auf welches mein Schiksal mich eingeschränkt hat, mit auf. Der Geburtsort meiner armen Mamma hatte für mich einen vorzüglichen Werth. Das Abstechende mancher Lagen, der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Aussichten, die Pracht, die Majestät

jestät des Ganzen, welche die Sinne ergözt, das Herz rührt, und die Seele erhebt, bestimmten mich vollends, und so wählte ich denn Vevay zum Wohnplaze für meine junge Zöglinge. So weit ungefähr gieng mein erster Entwurf; das Uebrige kam in der Folge hinzu.

Lange schränkte ich mich auf diesen weiten unbestimmten Plan ein, weil er zu dem Zweke, meine Einbildungskraft mit angenehmen Gegenständen, und mein Herz mit Empfindungen, mit welchen es sich gerne nähren mochte, zu füllen, hinlänglich war. Meine Dichtungen bekamen nach und nach, so wie ich mich mehr mit ihnen beschäftigte, mehr Zusammenhang und Festigkeit, und nahmen in meinem Gehirne eine bestimmtere Form an. Damals kam es mir in den Sinn, einige Situationen, welche meine kleine Welt mir darbot, auf dem Papiere zu entwerfen. Ich rief mir die Gefühle meiner Jugend zurük, und machte auf diese Art der Sehnsucht nach Liebe, welche ich nie hatte stillen können, und welche gleichwohl mein Innerstes verzehrte, Luft.

Anfänglich entwarf ich einige Briefe, hie einen und dort einen, ohne Ordnung und Verbindung. Als ich sie zusammenreihen wollte, war ich bisweilen in nicht geringer Verlegenheit. Es ist unglaublich, aber sehr wahr, daß die zween

erste Theile beynahe ganz in dieser Manier geschrieben worden sind, ehe ich einen gehörigen Plan darüber entworfen hatte, sogar ehe ich wußte, daß ich einst ein regelmässiges Werk daraus zusammensezen wollte. Auch tragen diese zween erste Theile die Spuren ihrer Entstehungsart an sich: man sieht, daß die Materialien nicht für den Plaz, welchen sie einnehmen, zugeschnitten worden sind, und daß das Gebäude vor dem Risse vollendet worden ist. Sie sind voll von wortreichen Ausfüllungen, welche man in der andern nicht findet.

Als ich am tiefsten in meinen Träumen war, bekam ich einen Besuch von Madame d'H...., es war der erste in ihrem Leben, aber unglüklicher Weise nicht zugleich der lezte. Bald mehreres hievon. Die Gräfinn d'H.... war eine Tochter des verstorbenen Generalpächters, Herrn von B.....e, Schwester des Herrn D'....y und der Herrn de L..... und de la B...., welche in der Folge beyde bey dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt worden sind. Von meiner Bekanntschaft mit ihr während ihres unverheuratheten Standes habe ich schon geredet. Seit ihrer Heurath sahe ich sie nur bey den Festen in C.....e bey Madame D'....y ihrer Schwägerinn. Da ich öfters

meh-

mehrere Tage sowohl in la C . . . . e als in E . . . . y in ihrer Gesellschaft zubrachte, so hatte ich sie immer liebenswürdig gefunden, sogar auch bey ihr einiges Wohlwollen gegen mich zu entdeken geglaubt. Sie gieng gerne mit mir spazieren, wir waren beyde gute Fußgänger, und die Unterhaltung stokte nie zwischen uns. Doch besuchte ich sie nie in Paris, ungeachtet sie mich mehrere male darum gebeten, sogar dringend gebeten hatte. Ihre Verbindung mit dem Herrn von St. L . . . . . . t, mit welchem auch ich kürzlich Bekanntschaft gemacht hatte, machte mir sie noch intressanter. Dieser mein Freund war damals, wenn ich nicht irre, in Mahon, und um mir von ihm Nachrichten zu bringen, war sie in die Einsiedeley gekommen.

Dieser Besuch sahe dem Anfange eines Romans nicht sehr unähnlich. Sie verirrte unterwegs. Die entfernte Ursache hievon war ihr Kutscher, welcher einen Umweg abschneiden, und von Clairvaux queerfeldein geraden Weges in die Einsiedeley hatte fahren wollen, und über diesem Kunststükchen den Wagen in den Morast geführt hatte, wo er steken blieb. Sie stieg aus, um den übrigen Weg zu Fusse zu machen. Ihre niedliche Schuhe waren bald mit Koth gefüllt; sie sank in den Morast, und ihre Leute hatten

viele Mühe, sie wieder herauszuziehen; endlich kam sie in der Einsiedeley an, bis an die Knie beschmuzt. Ihr erstes war, daß sie aus vollem Halse lachte, ich erblikte sie und lachte mit. Sie mußte sich von Fusse auf umkleiden. Therese besorgte das Nöthige hiezu, und ich lud sie ein, ihrer Würde zu vergessen, und eine Erfrischung einzunehmen, wie man sie auf dem Land haben kan; sie gewährte meine Bitte und befand sich wohl darauf. Es war schon spät, und sie eilte mit der Rükreise; aber wir waren so lustig zusammen gewesen, daß sie Geschmak an uns fand und nicht übel Lust zu haben schien, wieder zu kommen. Sie kam erst im folgenden Jahre wieder; aber für mich immer noch zu frühe.

Den Herbst brachte ich unter einer Beschäftigung hin, welche man sich wohl nicht vermuthen sollte: ich hütete die Früchte in dem Garten der Madame D' . . . . y. Die Einsiedeley versah den Park von la C . . . . . e mit Wasser: es war ein grosser Garten da mit einer hohen Mauer umgeben, und mit vielen Zwerg- und hochstämmigen Bäumen, von welchen Madame D' . . . . y mehr Früchte bekam, als aus ihrem Gemüßgarten in la C . . . . . . e, wenn schon die genäschige Diebe ihr kaum ein Viertel dessen übrig liessen, was die Bäume trugen.

Ich

Ich wollte kein ganz unnüzer Gast seyn, und nahm die Aufsicht über den Garten und Gärtner auf mich. Bis auf die Zeit, da die Früchte gewöhnlich zu reifen pflegen, gieng alles gut, aber so wie sie zeitigten, verschwanden sie auch, und ich konnte lange nicht ausfindig machen, wo sie hinwanderten. Der Gärtner schob die Schuld auf die Feldmäuse, welche alles aufzehrten. Ich stellte den Feldmäusen nach, fieng deren nicht wenige, aber die Früchte verschwanden nach wie vor. Ich lauerte und lauerte, und fand endlich, daß der Gärtner selbst die grosse Maus gewesen war. Er wohnte in Montmorenci, von dort kam er des Nachts mit seiner Frau und Kindern, und holte die Früchte ab, welche er den Tag über für sich zurecht gelegt hatte, dann ließ er sie nach Paris tragen, und auf dem Obstmarkte so öffentlich verkaufen, als wenn er selbst Eigenthümer eines Gartens gewesen wäre. Dieser Elende, welchen ich mit Wohlthaten überhäufte, dessen Kinder Therese kleidete, dessen Vater, einen wahren Bettler, ich beynahe unterhielt, dieser verworfene Mensch bestahl uns mit eben so vieler Leichtigkeit als Unverschämtheit. Keins von uns dreyen war aufmerksam genug, um unsere Sachen in Ordnung zu erhalten; in Einer Nacht leerte er meinen Keller, und ließ mir am andern Morgen das Nachsehen. So lange nur

Ich

Ich ein Gegenstand seiner Schurkerey war, ertrug ich alles; aber ich wollte nun einmal für die mir anvertraute Früchte stehen, und mußte denn freylich den Dieb anzeigen. Madame D' . . . . y bat mich, ihn auszuzahlen, ihm die Thüre zu weisen, und einen andern an seine Stelle anzunehmen; ich thats. Der grosse Schlingel spintisirte von dieser Zeit an in Begleitung anderer Taugenichtse seines Schlags, alle Nacht um die Einsiedeley herum, wobey er einen grossen eisenbeschlagenen Stok, der eher einer Keule ähnlich sahe, mit sich führte. Um die Guvernantinnen, welchen dieser Mensch ein gewaltiges Schreken eingejagt hatte, zu beruhigen, ließ ich seinen Nachfolger alle Nacht in der Einsiedeley schlafen; und als dieß sie noch nicht beruhigte, ließ ich mir von Madame D . . . . y eine Flinte geben, welche ich in des Gärtners Stube stellte, dabey aber ihm aufs strengste anempfahl, nur im äussersten Nothfalle, etwa wenn ein Versuch zu einem nächtlichen Einbruche oder einer Ersteigung des Gartens sollte gemacht werden, Gebrauch davon zu machen, und selbst dann nur blind zu laden, blos um die Diebe abzuschröken. Das war doch gewiß die kleinste Sicherheitsanstalt, welche ich gegen die Beunruhigung von aussen treffen konnte, ich, der auch des Winters mitten im Wald,

mit

mit zwoen furchtsamen Weibern wohnen mußte. Endlich schafte ich mir einen Hund an, der mir als Schildwache dienen sollte. Ungefähr um die Zeit, als dieses geschahe, hatte de Leyre mich besucht, ich hatte ihm den Fall erzählt, und mit ihm über meine kriegerische Anstalten gelacht. Als er nach Paris zurük kam, theilte er die Anekdote Diderote n mit und durch diesen erfuhr man in den H.... schen Kränzchen, daß ich im ganzen Ernste entschlossen wäre, den Winter in der Einsiedeley zuzubringen. Eine solche Standhaftigkeit konnten sie nicht begreifen, sie kamen ganz von der Fährde ab, und wußten nicht mehr, was sie von mir denken sollten. Indessen beschlossen sie so lange, bis sie etwas kräftigers ausfündig gemacht haben würden, mir meinen Aufenthalt zu verleiden, durch Diderot den de Leyre an mich zu hezen. Dieser hatte meine Anstalten anfänglich sehr natürlich gefunden, und fand sie nun auf Einmal mit meinen übrigen Grundsäzen sehr unzusammenhängend, und mehr als lächerlich, wie er mir in mehreren hönischbittern Briefen, sogar so anzüglichen Briefen, daß ich hätte mich durch dieselbe beleidigt finden können, wenn ich damals nur irgend empfindlich gewesen wäre, sagte. Aber zu derselbigen Zeit war mein Herz mit zärtlichen, leidenschaftlichen Empfindungen genährt und keiner an-

deren

deren empfänglich. In seinen spizigsten Sarkasmen fühlte ich nur das Lächerliche, und fand seinen Ton leichtsinniglustig, wo jeder anderer ihn übermüthigunartig gefunden haben würde.

Durch fortgesezte sorgfältige Wachsamkeit gelang mir's, den Garten so gut zu verwahren, daß, unerachtet des dießjährigen fast allgemeinen Mißwachses aller Früchte, der Ertrag den von den vorigen Jahren um zwey Drittheile überstieg, und es ist wahr, daß ich mich keine Mühe verdriessen ließ, um ihn zu sichern. Ich geleitete die Transporte von Früchten, welche ich nach la C . . . . e bringen ließ, ja ich selbst trug Körbe dahin, unter andern einst mit der Tante einen so schweren, daß wir unter der Last beynahe erlagen, uud ihn immer von zehen zu zehen Schritten niedersezen mußten, um auszuruhen, wobey wir ganz von Schweiß durchnäßt ankamen. Als die schlimme Jahreszeit mich wieder in mein Zimmer einschloß, wollte ich meine Stubenhoker-Arbeiten wieder vornehmen, aber das gieng nicht. Ueberall verfolgte mich das Bild der zwo reizenden Freundinnen, ihres Freundes, der Gegenstände, welche meine Einbildungskraft für diese Leutchen geschaffen oder verschönert hatte. Ich war keinen Augenblik bey mir selbst, die schwärmerische Wuth verließ mich nimmer. Nach

vielen

vielen vergeblichen Bemühungen, alle diese Dichtungen mir vom Halse zu schaffen, wurden sie endlich mir überlegen, und nun dachte ich nichts mehr, als wie ich sie ordnen, und in eine Folge bringen wollte, damit sie eine Art von Roman vorstellen könnten.

Meine gröste Verlegenheit bestand darinnen, daß ich durch die Herausgabe eines solchen Buchs mir selbst laut und klar widerspräche. Nach den strengen Grundsäzen, welche ich mit so viel Lärmen aufgestellt hatte, nach den harten Regeln, welche ich so eifrig gepredigt hatte, nach so vielen beissenden Strafreden gegen die weibische Bücher, welche nichts als Liebe und Weichlichkeit hauchten, — ließ sich nach allem diesem etwas so unerwartetes, etwas so auffallendes denken, als dieß, daß ich auf Einmal mich selbst unter die Romanenschreiber stellte, welche ich noch kürzlich so scharf durchgehechelt hatte. Ich fühlte das Folgenwidrige dieses Verfahrens in seiner ganzen Stärke, ich machte mir Vorwürfe, erröthete, ward unwillig darüber, aber alles dieß war nicht vermögend mich zur Vernunft zurük zu bringen. Ich war nun einmal Sclave meiner Neigung, und mußte mich allem aussezen, was aus der Befolgung derselben entstehen konnte, mußte mich entschliessen, dem: Was wird

man davon sagen? zu trozen; doch behielt ich mir vor, in der Folge noch zu überlegen, ob ich mein Werk jemanden zeigen wollte oder nicht: damals glaubte ich nicht, daß ich so weit kommen würde, es öffentlich bekannt zu machen.

Nachdem mein Entschluß genommen war, warf ich mich mit ganzer Seele auf meine Träumereyen, und über dem ewigen hin und her wenden derselben in meinem Kopfe, entstand endlich eine Art von Plan, dessen Ausführung das Publikum kennt. Das war noch die beste Folge, welche aus meinen Narrheiten entstehen konnte: die Liebe zum Guten, welche mein Herz nie verlassen hat, wendete auch diese Thorheit zum Guten. Die Moral hätte bey meinem Unternehmen gewinnen können. Meine wollüstige Schilderungen hätten allen ihren Reiz verlohren, wenn das sanfte Colorit der Unschuld ihnen nicht Haltung gegeben hätte.

Ein Mädchen, welches schwach gewesen ist, ist ein Gegenstand unsers Mitleidens: ihre Liebe giebt ihr Interesse, und macht sie öfters sogar liebenswürdig; aber wer kan das Schauspiel der Modesitten ohne Unwillen ansehen, was empört mehr als der Stolz einer untreuen Frau, welche alle ihre Pflichten unter die Füsse tritt, und noch verlangt, daß ihr Ehegatte ihr seine verbindlichste

Dank

Danksagung dafür machen soll, daß sie sich nicht auf der That ertappen läßt. Vollkommene Wesen giebt's nicht in der Natur, ihre Lehren sind für uns zu hoch. Aber daß das Bild einer jungen Person, geboren mit einem Herzen voll Zärtlichkeit und Reinigkeit, welches sich als Mädchen von der Liebe überwinden läßt und als Frau soviel Kräfte hat, sie hinwiederum zu überwinden und tugendhaft zu werden — wer sagt, daß dieß Bild ärgerlich, nicht sogar nüzlich seye, der ist ein Lügner und Heuchler; man höre ihn nicht. Ausser diesem Zweke, nähmlich den Sitten und der ehelichen Ehrbarkeit, welcher die Grundveste aller gesellschaftlichen Ordnung ist, hatte ich noch einen andern geheimen, und der war Einigkeit und öffentlicher Frieden — ein weit grösserer vielleicht, wenigstens für den Zeitpunkt, in welchem wir damals lebten, weit wichtigerer Zwek. Das Ungewitter, welches von der Encyclopädie war aufgeblasen worden, hatte sich nicht vertheilt, sondern wüthete gerade damals am stärksten. Beyde Partheyen giengen mit der äussersten Wuth auf einander loß, und glichen beynahe mehr tollen Wölfen, welche voll Blutdurst sich zerreissen wollten, als Christen und Philosophen, welche sich wechselseitig aufklären, überzeugen, auf den Weg der Wahrheit zurükführen wollen. Vielleicht fehlte beyden Theilen

nur ein unruhiger Kopf, der einiges Ansehen hatte, zum Anführer, so würden wir einen bürgerlichen Krieg erlebt haben, und Gott weiß, was für Folgen ein bürgerlicher Religionskrieg gehabt haben würde, welcher von beyden Seiten mit dergleichen Unduldsamkeit würde geführt worden seyn. Ich hasse alle Partheysucht von ganzem Herzen, und hatte dem einen wie dem andern Theile mit Freymüthigkeit Wahrheiten gesagt, aber niemand hatte auf mich gehört. Ich erdachte ein anders Hülfsmittel, von welchem mir in meiner Einfalt ausserordentliche Würkung versprach. Ich wollte nähmlich ihren wechselseitigen Haß dadurch besänftigen, daß ich ihre Vorurtheile zerstörte, und jedem Theile das Verdienst und das Gute des andern zeigte, daß ich wieß, wie diese Eigenschaften der öffentlichen Achtung und der Ehrfurcht aller Sterblichen würdig wären. Dieses, freylich nicht sehr vernünftig ausgedachte, Projekt, welches, um ausführbar zu seyn, Wahrheitsliebe und Haß des Vorurtheils bey den Menschen voraussezte, und durch welches ich in den Fehler des Abbe St. Pierre verfiel, hatte gerade den Erfolg, welchen es haben mußte. Es brachte die Partheyen einander nicht näher, und vereinigte sie nur, um mir tausend Unruhe zu machen. Ich wollte durchaus von der Erfahrung belehrt seyn, daß ich eine Narrheit begieng, und wid-

widmete mich der Ausführung meines Plans, ich darf es sagen, mit einem Eifer, ganz würdig des Beweggrundes, welcher mir ihn einbließ. So zeichnete ich denn die beeden Charaktere Wolmars und Juliens in einer Entzükung, welche mich hoffen ließ, beyde, und zwar eins durch das andere liebenswürdig zu machen.

Als ich die rohe Umrisse meines Plans gezeichnet hatte, kam ich auf die einzelne Situationen, welche ich entworfen hatte, und aus der Ordnung, in welche ich sie stellte, entstanden die zween erstere Theile der Julie, welche ich mit unaussprechlichem Vergnügen im Laufe dieses Winters in's Reine schrieb. Ich nahm hiezu das schönste Papier mit vergoldetem Schnitte, statt des Streusandes Smalte und Silberstaub, und mit blauem Seidenfaden heftete ich die Blätter zusammen. Mit einem Worte, nichts war mir schön, nichts niedlich genug für die herrliche Mädchen, über welchen ich, wie ein zweeter Pygmalion zum Narren geworden war. Alle Abende sezte ich mich mit meinen Heften an's Camin, und las diese zween Theile den Gouvernantinnen vor, und wenn ich fertig war, fieng ich wieder von vorne an. Die Tochter sagte nichts, sie schluchzte nur mit mir vor Rührung; die Mutter verstand von allem nichts, weil's

keine Complimente waren, sie blieb also ruhig und begnügte sich, wenn ich etwa auf einen Augenblik mit Lesen inne hielt, zu sagen: Ach! wie schön dieß ist!

Madame D'.....y war unruhig darüber, mich im Winter mitten im Gehölze in einem einzeln stehenden Hause zu wissen, und schikte öfters zu mir, um sich nach mir zu erkundigen. Nie zeigte sie mir so unverkennbar ihre Freundschaft für mich, und nie war die meinige dem Feuer der ihrigen mehr gleich. Es würde Unrecht von mir gethan seyn, wenn ich unter die Beweise ihres Wohlwollens gegen mich nicht auch das rechnen wollte, daß sie mir ihr Bildnuß schikte und mich um Anweisung bat, wie sie das meinige, von de Tour gemahlt, welches im Gartensaale aufgehangen war, bekommen könnte. Eben so wenig darf ich eine andere ihrer Aufmerksamkeiten vergessen, welche, um der Wirkung willen, welche sie auf mich hatte, man mag nun darüber lachen oder nicht, einen Zug zur Geschichte meines Charakters ausmacht. Als es einst sehr kalt war, bekam ich von ihr ein Paquet, bey dessen Eröfnung ich neben einer Menge von Dingen, welche sie mir zu besorgen die Güte gehabt hatte, einen Unterrok von englischem Flanell fand, von welchem sie mir schrieb, daß

sie

sie ihn schon getragen hätte, und verlangte, ich sollte mir ein Wamms daraus machen lassen. Diese mehr als freundschaftliche Sorgfalt, schien mir so viel Zärtlichkeit anzudeuten, daß ich in der Bewegung meines Herzens ihr Briefchen und den Rok mehr als tausendwal weinend küßte. Ich nahm ihr Geschenk so an, als wenn sie sich beraubt hätte, um mich zu kleiden. Therese glaubte, ich seye ein Narr geworden. Sonderbar ist dieß, daß von allen Beweisen der Freundschaft, welche Madame D'....y an mich verschwendet hat, nie etwas so wie dieses rührte, und daß, selbst nach dem Bruche mit ihr, ich nie ohne Rührung daran zurükdenken konnte. Lange habe ich ihr kleines Briefchen aufbehalten: ich würde es noch jezt haben, wenn es nicht das Schiksal aller meiner Briefschaften von diesem Zeitraume gehabt hätte.

Ungeachtet mein altes Uebel mir damals im Winter wenig Ruhe ließ, ungeachtet ich einen Theil dieser Jahreszeit mit einer Cur beschäftigt war, so war doch, alles zusammen genommen, dieß der Zeitraum, welchen ich in der meisten Zufriedenheit und Ruhe in Frankreich zugebracht habe. Vier oder fünf Monate lang, so lange nähmlich die schlimme Witterung mir die Ueberlast der Besucher vom Leibe hielt, schmekte ich

mehr als nie weder vor noch nachher die Wollust eines unabhängigen gleichförmigen und einfachen Lebens, dessen Werth der Genuß vielmehr erhöhte als verminderte, ohne andere Gesellschaft, als der zwo Gouvernantinnen in der Wirklichkeit und der zwo Basen in der Einbildung. Damals vorzüglich wünschte ich jeden Tag mir mehr Glük meinem guten Geiste gefolgt, und mich, ohne Rüksicht auf das Geschrey meiner Freude, die mich ungern aus ihren tyrannischen Fesseln entschlüpfen sahen, zurükgezogen zu haben. Wenn ich dann Nachricht bekam, von der Frevelthat eines Rasenden, wenn die Briefe des de Leyre und Diderots mir die Verwirrung und Bewegungen erzählten, welche damals Paris erschütterten, wie dankte ich da dem Himmel für die Entfernung von diesen Schauspielen des Schrekens und der Verbrechen, welche, hätte ich sie gesehen, die schwarzgallichte Laune, welche der Anblik der öffentlichen Unordnung in mir erzeugt hatte, nur genährt, nur geschärft haben würden; da hingegen jezt ich in meiner Einsamkeit nur sanfte lachende Gegenden sahe, und mein Herz, von ihnen erheitert, sich in lauter angenehme liebenswürdige Gefühle ergoß.

Mit Vergnügen bemerkte ich hier den Verfluß der lezten ruhigen Augenblike, welche mir

übrig

übrig blieben. Der Frühling, welcher auf diesen so ruhigen Winter folgte, sah mit der wiedergebohrnen Natur auch die Keime meines Unglüks sich entwikeln. Ich will die Geschichte desselben geben, und in dem Verlaufe derselben wird man keinen Zeitraum mehr antreffen, in welchen ich hätte zu Athem kommen können.

Doch erinnere ich mich, daß, selbst in dieser Zeit des Friedens, selbst in der Tiefe meiner Einsamkeit meine Ruhe von den H......schen nicht ungestört blieb. Diderot zog mir ein Ungewitter auf den Hals, und, wenn ich mich nicht irre, so erschien in diesem Winter der „natürliche Sohn." Ich kan dieß aber nicht mit Gewißheit angeben, denn, ausser dem, daß ich, aus Ursachen, welche der Leser in der Folge erfahren wird, wenige gewisse Urkunden von diesem Zeitraum habe, so sind auch die, welche man mir gelassen hat, in Rüksicht auf die Bezeichnung der Zeit sehr unzuverlässig. Diderot sezte zu seinen Briefen nie einen Tag. Madame D'....y, Madame H...... schrieben in den ihrigen immer nur den Wochentag und de Leyre machte es meistens eben so. Als ich diese Briefe ordnen wollte, mußte ich die Tagzahl (Datum) nach einem ungefähren Ueber-

schlage *) ausfüllen, und eben deßwegen können weder ich noch meine Leser sich auf diese Zeitangaben verlassen. Da ich mithin den Anfang dieser Händel nicht zuverlässig angeben kan, so will ich lieber, in einem gleich unten folgenden einzigen Abschnitte, alles das zumal erzählen, wessen ich mich noch erinnere.

Die Rükkehr des Frühlings hatte mir auch meine zärtliche Schwärmereyen wieder zurükgebracht, und in meinen liebevollen Entzükungen hatte ich für die lezte Theile der Julie mehrere Briefe geschrieben, in welchen der Rausch von Vergnügen, in welchem ich sie schrieb, nicht zu verkennen ist. Unter andern gehört hieher der Brief vom Elysium und von der Spazierfahrt auf dem See, welche, wenn ich mich recht erinnere, am Ende des vierten Theils sich befinden. Wessen Herz beym Lesen dieser beeden Briefe nicht weich wird, und in's Gefühl zärtlicher Wonne, in welchen ich sie schrieb, dahin sinkt, der mache mein Buch zu, er ist nicht dazu auf

*) Beym Beyliegen (ein schwäbischer Provinzialism, so viel als: per approximationem) würde ich sagen, wenn ich nicht die sächsische Critiker fürchtete, welche gleichwohlen, wie zu erweisen steht, uns ihre Provinzialdialekte für allgemeines Deutsch aufdringen. d. U.

auf der Welt, um über Sache der Empfindung zu urtheilen.

Gerade um die nähmliche Zeit bekam ich von Madame H . . . . . . einen zweeten unvermutheten Besuch. In Abwesenheit ihres Mannes, welcher Hauptmann bey dem Gensd'armes war, und ihres Liebhabers, der gleichfalls in Kriegsdiensten stand, war sie nach Eaubonne, welches mitten im Thale von Montmorenci gelegen ist, gezogen, und bewohnte da ein schönes Hauß, welches sie für einige Zeit gemiethet hatte. Von hier aus nun, machte sie einen neuen Ausflug nach der Einsiedeley. Sie war zu Pferde und in Mannskleidern. Ich mag sonst Maskeraden dieser Art nicht gerne leiden, aber dießmal machte das romanhafte des Abentheuers Eindruk auf mich, und — ich liebte. Es war das erste und das einzigemal in meinem Leben, die Folgen meiner Leidenschaft werden meinem Gedächtnusse ewig merkwürdig bleiben, man wird mir also verzeihen, wenn ich über diesen Punkt ein wenig in's Einzelne gehe.

Die Gräfinn von H . . . . . . war nahe an den Dreyssigen, war nicht schön, etwas von den Blattern verdorben, ihre Farbe gehörte nicht zu den feinsten, sie hatte ein schwaches Gesicht, und ihre Augen waren ein wenig zu rund; aber sie

hatte

hatte lange schwarze Haare, welche in natürliche Loken fielen, und ihr bis an die Kinnkehle reichten: ihr Wuchs war niedlich, in allen ihren Bewegungen war linkisches Wesen mit Anmuth vermischt. Sie hatte vielen natürlichen Verstand, und war im Umgange sehr angenehm. Fröhlichkeit, Unbesonnenheit und Naivität waren bey ihr aufs glüklichste gemischt: sie strömte über von wizigen Einfällen, welche sie nicht gesucht, und von noch mehreren, welche sie nicht sagen gewollt hatte. Sie besaß viele angenehme Geschiklichkeiten, spielte Clavier, tanzte gut, und machte artige Verse. Ihr Charakter war von einer englischen Güte, Sanftheit war ein Grundzug desselben, aber ausser Klugheit und Stärke fehlte keine Tugend in ihrem Herzen. Im engern vertrauteren Umgange war sie so zuverlässig, und in einem etwas erweiterten so getreu, daß selbst ihre Feinde nicht nöthig hatten, sich vor ihr zu verbergen. Unter ihren Feinden, oder vielmehr Feindinnen, verstehe ich diejenige, von welchen sie gehaßt wurde, denn sie konnte nicht hassen, und ich glaube, daß diese Gleichheit nicht wenig beytrug, mich an sie zu ziehen. Nie, auch nicht in den vertrautesten Stunden, habe ich sie von Abwesenden, selbst nicht von ihrer Schwägerin übel reden hören. Was sie dachte, konnte sie niemanden verbergen, und eben so wenig ihren Gesinnungen

Zwang

Zwang anthun: ich bin überzeugt, daß sie mit ihrem Manne von ihrem Liebhaber eben so sprach, wie mit ihren Freunden, ihren Bekannten, und jedermann ohne Unterschied. Was endlich ohne Widerrede die Reinheit und Aufrichtigkeit ihres herrlichen Herzens beweißt, ist, daß selbst in den entsezlichsten Zerstreuungen und unter den lächerlichsten Unbesonnenheiten, welchen sie häufig unterworfen war, und während welchen sie manches sagte, womit sie sich selbst schadete, ihr nie etwas entfuhr, was für andere hätte beleidigend seyn können.

Man hatte sie sehr jung, und gegen ihre Neigung an den Grafen von H . . . . . . verheurathet. Er war von gutem Geschlechte, ein guter Soldat, aber Spieler, Zänker, unliebenswürdig *), wie sie ihn denn auch nie geliebt hat. In Herrn von St. L . . . . t fand sie alles das Gute, was ihr Mann besaß, auch vereinigt, und noch mehrere gute Eigenschaften, welche jenem fehlten: Geist, Tugend, Geschiklichkeiten. Wenn wir den Sitten unseres Zeitalters etwas vergeben müssen, so ist es gewiß diese Neigung, welche durch ihre Dauer gerechtfertigt, und durch ihre

*) Unmögelich sagt man in Schwaben, von nicht mögen, d. h. nicht lieben, wollen.

ihre Wirkungen geehrt wird, und deren einzige Stütze gegenseitige Achtung war. Ihr Besuch bey mir war vielleicht ein wenig ihr eigener Wille, aber noch weit mehr wurde er von ihr St. L....t zu Gefallen gemacht. Er hatte sie gebeten, mit mir umzugehen, weil er mit Grund glaubte, daß unsere aufkeimende Freundschaft den Umgang für uns alle dreye versüssen würde. Sie wußte, daß ich ihr Verhältnuß kannte, und da sie ohne Scheu mit mir davon reden konnte, so war's natürlich, daß sie gerne bey mir war. Sie kam, ich sahe sie, schon vorher war ich trunken von einer Liebe, welcher nur ein Gegenstand fehlte, diese Trunkenheit bezauberte meine Augen, ich schob meiner begehrlichen Phantasie einen Gegenstand unter, und das war *sie*. In *ihr* sahe ich meine *Julie*, und bald sahe ich *nur* sie, aber geziert mit allen Vollkommenheiten, mit welchen ich den Abgott meines Herzens begabt hatte. Um ihren Sieg und meine Niederlage zu vollenden, mußte sie mit mir von St. L....t in einem Tone sprechen, welchen die feurigste Leidenschaft ihr eingab. Allmacht der Liebe, die du, wie der elektrische Funke von Körper zu Körper, so von Seele zur Seele fliegst, alles, was sich dir nähert, mit deinem Feuer belebst! — als ich sie hörte und so traulich an ihrer Seite saß, durchfuhr mich im Nu ein wollüstiges Zittern,

tern, wie ich noch neben niemanden empfunden hatte. Jedes ihrer Worte sezte meine Seele in die lebhafteste Bewegung: ich, Selbstbetrogener, glaubte nur an dem Feuer fremder Liebe mich zu wärmen, und wußte nicht, daß eine eigene Flamme meinen Busen durchglühte, in langen berauschenden Zügen leerte ich den vergifteten Becher bis auf den lezten Tropfen und empfand nichts als seine Süssigkeit. Kurz, ohne daß sie und ohne daß ich es wahrnahm, hauchte sie mir alles das ein, was sie für ihren Geliebten empfand. Ach es war zu spät, es war zu hart, noch jezt von der Glut einer eben so starken als unglüklichen Leidenschaft verzehrt zu werden, für ein Weib zu brennen, deren Herz Liebe zu einem andern fühlte.

Die ausserordentliche Bewegungen, welche, gleichsam um mich zu warnen, vorausgegangen waren, hatte ich gefühlt, aber die Ursache dieser Bewegungen hatte ich nicht aus diesen geschlossen: erst nach ihrer Abreise entdekte ich meine Veränderung. Ich wollte an Julien denken und war nicht wenig erstaunt, daß alle meine Gedanken immer nur auf Madame H...... zurükkamen. Damals fiel's wie Schuppen von meinen Augen; ich begrif mein Unglük, ich seufzte darüber, aber ich sah noch nicht alle Folgen die es haben würde.

Lange war ich über die Art meines Betragens in ihrer Gesellschaft, unschlüssig; freylich bedachte ich wohl nicht, daß ein Liebender gerade so viel Vernunft übrig behält, um zu überlegen, aber nicht um mit Ueberlegung zu handlen. Ich war noch nicht bestimmt, als sie wieder kam, und mich ganz unvorbereitet überfiel. Für den damaligen Augenblik war ich noch so ziemlich gefaßt. Die Schaam, beständige Gefährtin des Uebelthuns, machte mich stumm, ich zitterte vor ihr; ich wagte nicht den Mund zu öfnen, oder die Augen aufzuschlagen; ich war in einer unbeschreiblichen Verwirrung, welche sie bemerken mußte. Ich verhehlte ihr nicht, wie mir's gienge, aber ich ließ sie die Ursache errathen; das hieß denn doch die Sache so ziemlich deutlich gemacht.

Wäre ich damals jung und liebenswürdig, und wäre Madame H...... in der Folge schwach gewesen, so würde ich die Art, wie sie sich hier gegen mich betrug, tadlen müssen; aber alles dieß fand nicht statt, und deßwegen kan ich nur sie loben und bewundern. Sie handelte großmüthig und klug. Sie konnte, ohne ihrem Geliebten die Ursache zu entdeken, sich nicht plözlich von mir entfernen, weil St. L.....t selbst ihr empfohlen hatte, mich zu besuchen; und ihm

ihm diese Entdekung machen, hieß an der Trennung zweyer Freunde arbeiten, welche brechen, und vielleicht mit Aufsehen brechen mußten: dieß wollte sie vermeiden. Sie hatte für mich Achtung und Wohlwollen. Sie bemitleidete meine Thorheit: ohne mich darinnen zu bestärken, beklagte sie mich, und suchte mich zu heilen. Sie fand Vergnügen an der Vorstellung, sich selbst und ihrem Geliebten einen Freund zu erhalten, welchen sie schäzte: von nichts sprach sie mit so grossem Vergnügen, als von der innigen herzlichen Freundschaft, welche uns alle dreye verbinden könnte, wenn ich einmal wieder vernünftig geworden seyn würde. Sehr oft begnügte sie sich nicht, mir freundschaftliche Ermahnungen zu geben, im Nothfalle sparte sie die angreifendste Verweise nicht, welche ich freylich wohl verdient hatte.

Ich selbst war mit Vorwürfen gegen mich selbst nicht sparsam; sobald ich allein war, kam ich zu mir selbst; wenn ich mein Herz durch Reden erleichtert hatte, so war ich ruhig: die Liebe wird erträglicher, wenn der geliebte Gegenstand sie kennt.

Die Härte, mit welcher ich mir meine Narrheit vorwarf, hätte sollen mich heilen, wäre es anders möglich gewesen. Ich nahm alles zu Hülfe, um die unglükliche Leidenschaft zu erstiken. Meine

Lebensweise, meine Empfindungen, meine Grundsäze, die Schande, die Untreue, das Verbrechen, den Misbrauch eines vom Freunde anvertrauten Gutes, das lächerliche einer ausschweifenden Liebe, in meinem Alter, für ein Weib, dessen schon vergebenes Herz mir keine Gegenliebe gewähren, und keine hoffen lassen konnte — einer Liebe, welche durch Beständigkeit nichts gewinnen konnte, sondern täglich unerträglicher werden mußte.

Wer sollte glauben, daß gerade diese lezte Betrachtung, welche den übrigen Gründen hätte Gewicht geben sollen, sie schwächte? Warum sollte ich mir, so dachte ich, ein Gewissen machen, eine Narrheit zu begehen, welche mir allein schädlich ist? Bin ich denn etwa für Madame d'H . . . . ein furchtbarer Anbeter? verrathen nicht vielmehr meine Gewissensbisse zuviel Anmaßlichkeit? sollte sollte man nicht denken, daß ich fürchte, meine Artigkeit, mein Aeusseres, mein Puz könnte sie verführen? Ach! armer Jean Jacques liebe immerhin, seye ruhigen Herzens, fürchte nicht, daß deine Seufzer den glüklichen St. L . . . . t in seinem Glüke stören möchten.

Man weiß aus meiner Geschichte, daß ich nie, selbst in meiner Jugend nicht, übermüthig war. Meine Trugschlüsse waren mir also natürlich, und gefielen mir, weil sie meiner Leidenschaft schmei-

chelten; ich hatte genug Trost, um ohne Rückhalt zu lieben, sogar über meinen Scrupel zu lachen, welchen ich mehr von meiner Eitelkeit als von der Vernunft aufgefundenglaubte. Gute Seelen, welchen es mit der Tugend Ernst ist, mögen aus meinem Beyspiele lernen: daß das Laster niemals einen offenen Angriff auf uns macht, sondern uns, unter der Larve eines Trugschlusses, und bisweilen einer Tugend überrascht.

Ich war Verbrecher ohne Reue, und ward's bald ohne Maas und Ziel; lassen meine Leser sich gefallen, dem Gange meiner Leidenschaft zu folgen und zu sehen, wie sie sich in jeden Zug meines Naturells schmiegte, und mich so endlich in den Abgrund riß! Anfänglich war sie klein, schüchtern, ängstlich sogar, und schien leicht zu bändigen, aber sie war es nur solange, bis sie mich kühner gemacht hatte. Madame d'H . . . . . . unterließ nie, mich zu meiner Pflicht, und zur Vernunft zurük zu weisen, keinen Augenblik schmeichelte sie meiner Thorheit, behandelte mich aber doch mit der grössesten Sanftmuth: ihr Ton gegen mich war der der Freundschaft. Mir hätte an dieser Freundschaft genügt, ich betheure es, wenn ich sie aufrichtig geglaubt hätte; aber ich glaubte zu bemerken, daß sie zu lebhaft wäre, um ungeheuchelt zu seyn. Was hatte ich nun zu

thun? Ich sezte mir in den Kopf, daß die Liebe, welche zu meinem Alter, zu meinem übrigen Aeusserlichen, so wenig stimmte, mich in den Augen der Madame d'H . . . . . . herabgewürdigt hätte, daß das junge leichtsinnige Ding sich nur über mich und meine veraltete Süssigkeiten lustig machen wollte, daß sie dem St. L . . . . t. den ganzen Hergang erzählt hätte, und im Einverständnuß mit ihrem über meine Untreue erboßten Geliebten, es nur darauf anlegte, mir vollends den Kopf wirblen zu machen, und dann mich auszuhöhnen. Dieses Hirngespenst, welches mich in meinem sechs und zwanzigsten Jahre bey Madame de L . . . . . . e, welche ich nicht kannte, zu Thorheiten verleitet hatte, würde in meinem fünf und vierzigsten Jahre bey Madame d'H . . . . . verzeihlich gewesen seyn, wenn ich sie und ihren Geliebten weniger als rechtschaffen gekannt hätte, und wenn ich eben diese Kenntnuß mit dem Glauben, daß sie sich mit mir ein grausames Vergnügen machen würden, vernünftiger Weise hätte vereinigen können.

Madame d'H . . . . . fuhr fort mich zu besuchen, und ich that desgleichen. Sie gieng gerne zu Fusse, ich auch: wir machten in der bezaubernden Landschaft lange Spaziergänge. Mir genügte, lieben und meine Liebe gestehen zu dörfen,

und so hätte ich sehr glüklich seyn können, wenn meine Thorheit nicht meiner Lage das Angenehme geraubt hätte. Anfangs begrif sie nicht, wie ich ihre Liebkosungen mit einer so finstern Laune aufnehmen konnte: ich habe nie eine Bewegung meines Herzens verbergen können, und sagte ihr demnach meinen Argwohn. Sie wollte darüber lachen, aber sie sahe bald, daß sie aus Uebel ärger machen würde; ich würde wüthend geworden seyn: sie veränderte also den Ton. Ihre mitleidige Güte war unbezwinglich; sie machte mir Vorwürfe, welche mich durchdrangen; sie bezeigte mir über meine ungerechte Furcht eine Unruhe, welche ich in der That mißbrauchte. Ich forderte Beweise, daß sie nicht über mich spottete. Sie sahe, daß sie nichts aufbringen könnte, um mich zu beruhigen. Ich ward dringend, der Fall war kürzlich. Es ist erstaunend, und vielleicht einzig in seiner Art, daß eine Frau bis zu Traktaten komme und nicht zu viel zugestehe. Sie verweigerte mir nichts, was irgend eine zärtlichste Freundin dem Freunde ererlauben, aber sie erlaubte mir nichts, was sie untreu machen konnte. Und ich erfuhr die Demüthigung, zu sehen, daß von der Flamme, welche ihre kleinste Gunstbezeugungen in mir entzündeten, kein Funken ihre Sinnlichkeit erwärmte.

Ich habe irgendwo gesagt, daß man den Sinnen n i c h t s zugestehen muß, wenn man ihnen

etwas verweigern will. Um ganz zu sehen, wie falsch dieser Grundsaz bey Madame d'H . . . . war, und wie sehr sie sich in ihrer Gewalt hatte, müßten meine Leser mit mir ins Einzelne unserer häufigen und langwührigen Zusammenkünfte unter vier Augen eingehen, müßten unsern viermonatlichen, ohne Beyspiel einzigen, und viel innigern Umgang, als ie zwey Freunde verschiedenen Geschlechts mit einander gepflogen haben, welche sich in gewisse Gränzen einschliessen, die auch von uns nicht überschritten wurden, minutenweise verfolgen. Ach! ich lernte so spät erst wahre Liebe kennen, warum mußten Herz und Sinnlichkeit diese verspätete Wollust so theuer verzinsen? Welches Entzücken muß eine Liebe begleiten, welche durch Gegenliebe versüßt wird, wenn schon eine einseitige Leidenschaft so sehr beseeligt.

Doch! ich thue Unrecht, meine Liebe war nicht ganz einseitig; sie war von beyden Seiten gleich stark, aber gegenseitig war sie nicht. Wir waren beyde von Liebe trunken; sie für ihren Geliebten, und ich für sie, unsere Seufzer, unsere süsse Thränen stiegen zusammen auf, vermischten sich. Wir waren eins des andern zärtliche Vertraute, unsere Empfindungen hatten soviel Bezug aufeinander, daß sie sich einigermassen vermischen mußten; und doch, selbst mitten in dieser entzückenden Trunkenheit,

heit, vergaß sie sich nie einen Augenblik; und ich schwöre und betheure, daß, wenn auch bisweilen meine Sinne verirrten, und ich versuchte, sie zur Untreue zu bewegen, daß selbst dann ich es nie von Herzen gewünscht habe. Meine Leidenschaft war wirklich zu heftig, um unbändig zu seyn. Die Pflicht der Enthaltsamkeit hatte meine Seele erhöht. Ein Glanz von allen Tugenden zierte in meinen Augen den Abgott meiner Seele; das göttliche Bild derselben durch thierischen Genuß beflecken, hieß das Meisterstük der Natur zerstören. Ich hätte das Verbrechen begehen können, begieng es sogar im Herzen wohl tausendmal: das verringerte meinen Werth, aber sollte ich meiner Sophie den ihrigen rauben? — das konnte ich nicht! Nein! nein! tausendmal habe ich es ihr selbst gesagt: selbst dann, wenn es mir frey gestanden hätte, meine Begierden zu befriedigen, wenn sie selbst freywillig sich mir ergeben hätte, selbst dann würde ich, einige wenige Augenblike verliebten Wahnsinns ausgenommen, mein Glük um diesen Preiß ausgeschlagen haben. Ich liebte sie zu sehr, um sie besizen zu wollen.

Von der Einsiedeley nach Eaubonne beträgt der Weg eine Meile; auf meinen öfteren Reisen dahin geschahe es zuweilen, daß ich dort über Nacht bleiben mußte; an einem Abende gien-

giengen wir nach Tische beym Mondscheine im Garten spazieren. Im Hintergrunde dieses Gartens war ein ziemlich grosses Gehölze, in welchem wir eine schöne Laube aufsuchten. Sie war mit einem Wässerfalle geziert, zu welchem ich den Plan und sie die Ausführung hergegeben hatte.

Unauslöschliches Andenken an Unschuld und Wonne! In dieser Laube saß ich auf einem Rasenbanke neben ihr, unter einem blühenden Akaciabaum, und hier fand ich endlich für den Ausdruk meiner Gefühle, eine derselben ganz würdige Sprache. Das war das erste und einzigemal in meinem Leben; aber ich war auf einen ganz erhabenen Ton gestimmt, wenn man anders den Ausdruk alles dessen, was die zärtlichste feurigste Liebe liebenswürdiges und verführerisches in ein menschliches Herz legt, erhaben nennen kan. Welche berauschende Thränen vergoß ich auf ihren Knien! wie viele entquollen auch ihr wider ihren Willen! Endlich rief in einer unwillkührlichen Entzükung sie aus: „Nein! nie war ein Mann so liebens„würdig! nie liebte ein Liebhaber so zärtlich wie „Sie! Aber ihr Freund St. L . . . . t. hört uns „und mein Herz kan nicht zweymal lieben.“ Ich schwieg seufzend; ich umarmte sie . . . . welche Umarmung! Aber das war es alles! — Seit sechs Monaten war sie allein, das heißt, ferne von

ihrem

ihrem Manne und ihrem Geliebten; seit drey Monaten sahe ich sie fast täglich und täglich war die Liebe die dritte Person. Wir hatten unter vier Augen zu Nacht gespeißt, waren allein, in einer monderhellten Laube, und nach einer zwostündigen sehr lebhaften und zärtlichen Unterhaltung gieng sie um Mitternacht aus der Laube und den Armen ihres Freundes so unberührt, so rein an Körper und Herz, als sie hereingekommen war. Leser! nimm alle diese Umstände zusammen, ich seze nichts hinzu!

Man glaube ja nicht, daß meine Sinnlichkeit ruhte, wie bey Theresen und Mamma. Ich habe schon gesagt, daß es Liebe war, was ich jezt fühlte, und zwar Liebe in all' ihrer Kraft und Wuth. Ich will nicht die Bewegungen, nicht das Zittern, nicht das Klopfen, nicht das gichterische Zuken der Nerven, nicht das, daß ich vor lauter Vorgefühl der Wollust beständig einer Ohnmacht nahe war, alles dieß will ich nicht beschreiben; man schliesse von der Wirkung, welche das meiner Einbildung vorschwebende blosse Bild meiner Geliebten auf mich machte, auf meinen Zustand. Die Einsiedeley ist, wie schon erwähnt, von Eaubonne etwas entfernt: ich machte den Weg dahin über die Felsen von Andilly; er ist bezaubernd. Unter dem Gehen dachte ich an meine Geliebte, welche zu besuchen

 ich

ich im Begriffe war, an den liebkosenden Empfang, welchen ich zu erwarten hätte, an den Bewillkommungskuß. Dieser Kuß, dieser traurige Kuß allein, war, noch ehe ich ihn erhielt, hinreichend, mein Blut so durchzuglühen, daß mein Kopf sich verwirrte; alles schwam vor meinen Bliken, ich erblindete, meine zitternde Knie vermochten nicht mehr mich zu halten, ich mußte stille stehen, mich sezen; meine ganze Maschine war in einer unbegreiflichen Unordnung: ich war nahe dabey, ohne Bewußtseyn umzusinken. Da ich nun einmal die Gefahr kannte, so suchte ich in der Folge mich zu zerstreuen, und an etwas anders zu denken. Aber kaum hatte ich zwanzig Schritte gethan, so überfielen die nähmliche Erinnerungen und alle Zufälle, welche jenen zu folgen pflegten, mich so unausweichbar, daß ich auch nicht Ein einziges mal den Weg zu ihr ohne diese Zufälle, welchen ich auf tausend Arten zuvorzukommen suchte, machen konnte. Wenn ich dann in Eaubonne ankam, so war ich schwach, erschöpft, dahin, und konnte kaum mich aufrecht erhalten. In dem Augenblike, da ich sie sahe, war ich geheilt; ich fühlte nichts mehr als die Ueberlast einer unerschöpflichen, ungebrauchten und unnüzen Kraft. Auf dem Wege, im Angesichte von Eaubonne war ein Absaz am Berge (wir nannten ihn den Olympus) wo wir bisweilen nach vorgängiger Verabre-

abredung, jedes von seiner Seite, zusammen kamen. Ich war der erste auf dem Plaze, ich war immer gleichsam bestimmt, auf sie zu warten; aber dieses Warten kam mich theuer zu stehen! Um mich zu zerstreuen, versuchte ich mit Bleyfeder kleine Handbriefgen zu schreiben, welche ich mit meinem Blut hätte schreiben mögen, aber ich konnte keine leserliche Zeile zu Stande bringen. Wenn sie eines derselben in der Höhlung fand, welche wir hiezu verabredet hatten, so konnte sie nichts daraus erkennen, als den würklich bedauernswürdigen Zustand, in welchem ich mich befand, als ich schrieb. Dieser Zustand und seine dreymonatliche Dauer, in welcher Zeit ich unaufhörlich gereizt war und unaufhörlich darbte, zog mir eine Erschöpfung zu, von welcher mehrere folgende Jahre mich nicht heilen konnten. Das Ende desselben war ein Zufall, welcher mich oder vielmehr welchen ich in's Grab mitnehmen werde. In diesen Leiden bestand mein ganzer Genuß in der Liebe, das Liebesglük eines Menschen, gebohren mit dem feurigsten, aber zugleich dem furchtsamsten Temperamente, welches die Natur je einem ihrer Kinder mitgegeben haben mag. Dieß waren die lezte schöne Tage, welche hienieden mir zugezählt sind: von diesem Zeitpunkte beginnt das lange Gewebe der Unglüksfälle meines Lebens, welches so wenig unterbrochen wurde.

Man

Man hat während des Laufs meines Lebens öfters zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß mein Herz, durchsichtig wie Crystall, nie eine lebhafte Empfindung auch nur Minutenlang zu verbergen vermochte. Nun urtheile man, ob meine Liebe zu Madame d'H . . . . . lange ein Geheimnuß bleiben konnte. Unser inniger Umgang fiel jedermann in die Augen; wir verhehlten ihn nicht, noch suchten wir ihn zu verbergen. Auch war unser Verhältnuß so beschaffen, daß es keine geheimnußvolle Hülle nöthig hatte. Madame d'H . . . . hatte für mich die zärtlichste Freundschaft, wegen welcher sie sich keine Vorwürfe machte; ich hegte für sie Achtung, und nur ich weiß, wie ganz sie solche verdiente. Sie war offenherzig, zerstreut, unbesonnen: ich ein strenger Anhänger der Wahrheit, ungeschikt im Benehmen, stolz, ungeduldig, schnell. Was Wunder wenn wir in unserer betrüglichen Sicherheit mehr Blössen gaben, als nicht geschehen seyn würde, wenn wir wirklich schuldig gewesen wären. Wir giengen beyde nach la C . . . . . . e; wir fanden uns oft dort zusammen, bisweilen sogar auf genommene Verabredung. Wir lebten dort, ohne uns Zwang anzuthun; giengen täglich zusammen spazieren, und sprachen während dem Gehen von unsern Liebschaften, unsern Pflichten, unserm Freunde, unsern

unsern unschuldigen Planen. Dieß alles geschahe im Park der Madame D' . . . . y, ihrem Zimmer gegenüber, von wo aus sie uns immer beobachtete, und da sie sich durch dieses Betragen Troz geboten glaubte, so füllte sich ihr Herz durch den Weg ihrer Augen mit Wuth und Unwillen.

Alle Frauen besizen die Kunst ihren Zorn zu verbergen, besonders wenn er sehr lebhaft ist, und, Madame D' . . . . . y, eine Frau vom heftigsten Temperamente aber zugleich von vieler Besonnenheit, besizt sie in einem überhohen Grade. Sie stellt sich, als wenn sie nichts sähe noch hörte, nichts argwöhnte, und gerade dann, wann sie ihre Aufmerksamkeiten, ihre Sorgfalt, (Liebkosungen möchte ich's beynahe heissen) verdoppelte, gerade dann suchte sie gewöhnlich alles auf, um ihrer Schwägerinn höchst beleidigend und Verachtungsvoll zu begegnen, und alles mit einer gewissen stillschweigenden Beziehung auf mich. An mich selbst kam sie nicht, aber ich war wie auf der Folter. Ich wurde von entgegengesezten Empfindungen zerrissen, wenn mich im nähmlichen Augenblike ihre Schmeicheleyen rührten und ihre Lieblosigkeit gegen Madame d'H . . . . aufbrachte. Die englische Geduld der leztern dauerte alle diese Begegnungen ohne Klagen, sogar ohne sonderlichen Unwillen aus.

Sie

Sie war überdieß öfters so zerstreut und überhaupt immer so wenig für Beleidigungen empfindlich, daß sie solche meistens nicht bemerkte.

Ueber meiner Leidenschaft, welche meine Aufmerksamkeit so ganz beschäftigte, daß ich nichts sahe, nichts hörte als Sophien und von Sophien (ein Vornahme der Madame d'H . . . .) vergaß ich auch zu bemerken, daß ich das Mährchen des ganzen Hauses und aller derer, welche in demselben aus- und eingiengen, geworden war. Der Baron von H . . . . . k welcher meines Wissens vorher nie nach La C . . . . . e. gekommen war, kam jezt. Wäre ich damals schon so argwöhnisch gewesen, als ich es in der Folge ward, so würde ich Madame D' . . . . . y als Aufstifterin dieser Reise bezüchtigt haben; sie wollte ihn das belustigende Schauspiel mit geniessen lassen, den Genfer Bürger verliebt zu sehen. Aber ich war damals so verstokt, daß ich da nichts sahe, wo anderen vor lauter Sehen die Augen übergiengen, wiewohl alle meine Dummheit mich nicht hinderte zu bemerken, daß der Baron lustiger war als gewöhnlich, wie, wem was angenehmes begegnet ist. Er blikte mich gar nicht so finster an, als sonst wohl seine Gewohnheit gewesen war, statt dessen warf er mir einen possenhaften Einfall über den andern in den Weg,

von

von welchen ich keinen verstand. Ich machte grosse Augen, aber ich antwortete nichts: Madame D' . . . . y wollte vor Lachen sich ausschütten; ich errieth immer noch nicht, was die beyde mit einander gekartet hatten. Da indessen alles noch in den Schranken des Scherzes blieb, so wäre ohnehin, auch wenn ich bemerkt hätte, wie man mit mir umgieng, für mich nichts zu thun gewesen, als geduldig still zu halten. Aber wahr ists, daß durch die scherzhafte Fröhlichkeit des Barons eine boshafte Freude durchschien, welche mich beunruhigt haben würde, hätte ich sie damals eben so bemerkt, als ich in der Folge mich ihrer erinnerte.

Einst besuchte ich Madame d'H . . . . . in Eaubonne, unmittelbar nach dem sie von Paris, wohin sie bisweilen zu gehen pflegte, zurükgekommen war; ich fand sie traurig, und sahe, daß sie geweint hatte. Ich konnte die Ursache ihrer Thränen nicht ergründen, vielweniger sie selbst darum fragen, weil Madame de B . . . . die Schwester ihres Gemahls auf einen Besuch bey ihr war, aber so bald diese sich wegbegeben hatte, entdekte ich ihr meine Unruhe über die gemachte Bemerkung. „Ach!“ erwiederte sie mir seufzend, „Ihre Thorheiten werden „mich die Ruhe meines Lebens kosten! St. L . . . . t

„ist

„ist von allem unterrichtet. Er läßt mir zwar „Gerechtigkeit widerfahren; aber er ist unwillig, „und was mich am meisten schmerzt, er verbirgt „mir einen Theil seiner Empfindlichkeit: zum „Glüke habe ich ihm aus unserer freundschaftli„chen Verbindung, welche ohnehin eigentlich „sein Werk ist, kein Geheimnuß gemacht. Mei„ne Briefe, wie mein Herz, waren voll von „Ihnen: ich verbarg ihm nur Ihre unsin„nige Liebe, von welcher ich Sie noch immer „zu heilen hofte, und aus welcher er mir jezt, „ohne sich einen Vorwurf gegen mich entschlüpf„fen zu lassen, ein Verbrechen macht. Irgend „einer unserer Feinde hat hierinnen unredlich an „uns gehandelt, man hat mir Unrecht gethan; „mag es immerhin seyn. Aber nun — entwe„der müssen wir ganz mit einander brechen, oder „Sie müssen gegen mich in keinem andern Ver„hältnusse stehen, als die Pflicht erlaubt. Ich „mag durchaus meinem ersten Liebhaber nichts „zu verbergen haben.“

In diesem Augenblike empfand ich zum erstenmahle die Schaam, mich durch das Gefühl meiner Fehler gedemüthigt zu sehen, und von einer jungen Frau, deren Mentor ich hätte seyn sollen, gerechte Vorwürfe anhören zu sollen. Mein Unwille über mich selbst wäre hinlänglich gewesen,

sen, meine Schwachheit zu besiegen, wenn mein Herz nicht von dem Mitleiden, welches mir das Opfer derselben einflößte, zu sehr erweicht gewesen wäre. Ach! jezt war freylich nicht der Augenblik, dieses Herz zu stählen, welches so eben von den, von allen Seiten her auf dasselbe losströmenden, Thränen aufs neue erweicht worden war. Bald wichen die sanfte wehmüthige Empfindungen dem Grimme gegen die niederträchtige Verläumder, welche in meiner, zwar immerhin sträflichen, aber unwillkührlichen Neigung nur mein Verbrechen sahen, ohne sichs in den Sinn kommen zu lassen, daß die Reinigkeit unsers Herzens dieses Verbrechen wieder gut machen könnte. Wir waren nicht lange ungewiß, woher uns dieser Schlag käme.

Wir wußten Beyde, daß Madame D'...y mit St. L....t Briefe wechselte. Es war nicht das erstemal, daß sie ihr ein Ungewitter zugezogen hatte, schon oft hatte sie versucht, die beyde Liebende zu trennen, und einigemale waren ihre Bemühungen von einem Erfolge gewesen, welcher uns für die Zukunft zittern machte. Ueberdieß war H......., welcher, so viel ich mich erinnere, Herrn von C...... zur Armee gefolgt war, eben so wohl wie St. L...t damals in Westphalen; wo sie bisweilen zusam-

men kamen. G .... hatte auf das Herz der Gräfin d' H .... einige fruchtlose Versuche gemacht; ihn verdroß das, und von nun an blieb er weg. Man schliesse ob G .... (meine Leser kennen seine Bescheidenheit) mit kaltem Blute es vernehmen konnte, daß ich, der ich doch gleich wohl um so viel älter war als er, ich, welchen er, seit er mit lauter Grossen umgieng, als seinen Clienten ansahe, glüklicher als er seyn sollte.

Mein auf Madame D' ..... y geworfener Verdacht beståttigte sich und wurde zur Gewißheit, als ich erst das erfuhr, was im Innern meiner eigenen Wohnung geschehen war. Wenn ich in la C....e war, kam Therese öfters zu mir, bisweilen um mir Briefe zu bringen, bisweilen um mir, bey meiner immer schwankenden Gesundheit, die nöthige Pflege zu geben. Madame D' ..... y hatte sie gefragt, ob Madame d' H ..... und ich Briefe an einander schrieben. Als sie dieß bejahte, drang Madame D'...y in sie um Auslieferung der Briefe von Madame d' H .... sie wollte, sezte sie hinzu, um Theresen vollends alle Zweifel zu nehmen, solche so fein wieder zusiegeln, daß Entdeckung des Oefnens unmöglich wäre. Therese verbiß ihren Unwillen über diesen erniedrigenden Antrag, und ver-

verschwieg auch mir denselben; für die Zukunft beschloß sie, die Briefe, welche sie mir brächte, besser zu verbergen. Diese Vorsicht war würklich nicht überflüssig, denn Madame D' . . . . y ließ auf ihre Ankunft passen, stellte sich ihr alsdann unter den Weg, und trieb einigemale die Frechheit so weit, selbst unter Theresens Halstuch nach den so sehnlich erwarteten Briefen Nachsuchung zu thun. Sie gieng noch weiter: sie lud sich einst bey mir in der Einsiedeley mit Herrn von M . . . . . . y auf ein Mittagessen ein (es war das erstemal, seit ich dort wohnte) und sahe dann die Zeit ab, da ich mit M . . . . y spazieren gieng. Nun trat sie mit Theresen und ihrer Mutter in mein Zimmer, und drang sie, ihr die Briefe der Madame d'H . . . . zu zeigen. Hätte die Mutter den Ort gekannt, wo sie aufbewahrt lagen, so wären die Briefe verlohren gewesen; aber zum Glüke wußte nur die Tochter um das Geheimnuß und wollte nichts davon wissen, daß ich je einen aufbewahrt hätte. In der That eine recht ehrliche, getreue und großmüthige Lüge, wo Wahrheit Treulosigkeit gewesen seyn würde. Da Madame D' . . . y sahe, daß sie Theresen nicht verführen könnte, bemühte sie sich ihre Eifersucht aufzureizen, indem sie ihr zu grosse Nachgiebigkeit und Verblendung vorwarf. „Wie ist es möglich,“ sagte

 sie,

sie, „daß Sie nicht bemerken, daß die beyde Leu„te mit einander in einem strafbaren Verhält„nusse leben. Wenn Sie auch, ihren Augen „zum Troze, noch andere Beweise von seiner „Untreue verlangen sollten, so willigen sie nur „wenigstens in das, was nothwendig geschehen „muß, wenn sie diese Beweise haben wollen! „Sie sagen, daß er diese Briefe zerreisse, wenn „er sie gelesen hat. Nun dann! so sammlen „Sie einmal die Stücke sorgfältig auf, und ge„ben sie mir. Ich will sie schon zusammen ord„nen." — Solche gute Lehren gab meine Freundin meiner Gefährtin.

Therese hatte so viele Schonung für mich, von allen diesen Versuchungen mir lange Zeit nichts zu entdeken; endlich aber that ihr's doch zu wehe, meine Unruhe so mit ansehen zu müssen. Sie glaubte sich verbunden, mir alles zu sagen, damit ich wüßte, mit wem ich zu thun hätte, meine Maasregeln nehmen, und für die Zukunft mich vor ihren Verrätherеyen wahren könnte. Mein Unwillen, meine Wuth waren über alle Beschreibung. — Anstatt nun nach dieser Entdekung wie Madame D'....y zu heucheln, und List gegen List zu gebrauchen, überließ ich mich ganz den Eingebungen meines heftigen Temperaments und schlug

mit

mit meiner gewöhnlichen Unbesonnenheit öffentlich loß. Nachstehende Briefe habe ich hier eingerükt, damit der Leser meine Unklugheit kennen lerne. Wenn man sie ließt, so kennt man unser Beyder Verfahrens-Art bey dieser Gelegenheit ganz.

Handbriefgen der Madame D' . . . . y

„Warum bekommt man sie denn gar nicht „mehr zu sehen? Ich bin Ihrentwegen in nicht „geringer Unruhe. Sie versprachen mir doch „gleich Anfangs, daß man Sie nicht anders se„hen sollte, als bey mir oder auf dem Wege zu „mir. Ich habe Ihnen hierinnen völlige Frey„heit gelassen, es damit zu halten, wie Sie „wollen; aber Sie lassen eine ganze Woche hin„gehen, ohne zu mir zu kommen. Wenn man „mir nicht ausdrüklich gesagt hätte, daß Sie „gesund seyen, so würde ich glauben, Sie wä„ren krank. Ich erwartete Sie vorgestern und „gestern, und Sie kommen immer nicht. Mein „Gott! wo fehlt's denn? Sie haben keine Ge„schäfte: sie haben eben so wenig Kummer; „hätten Sie wirklich welchen, so würden Sie, „hoffe ich, ihn mir anvertraut haben. Sie sind „also krank! reissen Sie mich bald möglich aus „meiner Unruhe. Leben Sie wohl mein Freund! „lassen Sie mich gegen dieses: Lebewohl ei„nen guten Tag aus ihrem Munde hören.

Antwort.

„Ich kan ihnen jezt noch nichts sagen. Ich „will warten, bis ich mehr weiß, und über kurz „oder lange werde ich mehr wissen! Bis dahin „überzeugen Sie sich, daß die angeklagte Un- „schuld gewiß einen Vertheidiger finden wird, „und daß dieser wohl so glüklich seyn dörfte, „den Verläumdern, seyen sie auch, wer sie im- „mer wollen, ein wenig Reue abzupressen.

Zweyter Brief der Madame D' . . . . . y

„Wissen Sie wohl, daß ich über Ihren Brief „recht sehr erschroken bin? Was wollen Sie mit „demselben sagen? Ich habe ihn mehr als zwan- „zigmale wieder gelesen, und wahrhaftig — ich „verstehe ihn noch nicht. Was ich ahnde ist „dieß: Sie sind unruhig, von irgend einem „Kummer gequält, und wollen warten, bis Sie „ruhiger seyn werden, um dann mit mir davon „reden zu können. Mein lieber Freund! wo „bleibt unsere Abrede? Was ist aus Ihrer Freund- „schaft, Ihrem Zutrauen gegen mich, geworden, „wie habe ich es verliehren können? Sind Sie „vielleicht auf mich böse? — Wie dem sey', „kommen Sie heute Abend zu mir, ich beschwöre „Sie! Erinnern Sie Sich Ihrer Zusage, wel- „che Sie mir vor nicht ganz acht Tagen tha- „ten, daß Sie nichts gegen mich auf dem Her-

„zen behalten, sondern auf der Stelle alles sagen
„wollten. Liebster Freund! noch hoffe ich ....
„Eben habe ich Ihren Brief zum ein und zwan-
„zigstenmale gelesen, und verstehe ihn noch nicht,
„aber er macht mich zittern. Sie scheinen mir
„in einer fürchterlichen Bewegung zu seyn. Ich
„wollte gerne Sie beruhigen, aber ich kenne
„den Gegenstand Ihrer Unruhe nicht, ich weiß
„auch nicht, was ich Ihnen sagen soll, ausser daß
„ich so unglüklich seyn werde, als Sie, solange
„ich Sie nicht gesehen haben werde. Wenn Sie
„heute Abend um sechs Uhr noch nicht bey mir sind,
„so komme ich morgen zu Ihnen in die Einsie-
„deley, es mag gleich Regen oder Sonnenschein
„seyn, und ich mag dann krank oder gesund seyn;
„diese Unruhe ertrage ich nicht länger. Leben Sie
„wohl, bester Freund. Sie mögen nun gestim-
„met seyn, wie sie wollen, und meines Raths be-
„dürftig seyn oder nicht, so wage ichs, Ihnen zu
„sagen, daß Sie Sich in Acht nehmen, und das
„Wachsthum, welches der Kummer in der Ein-
„samkeit zu haben pflegt, hemmen müssen. Die
„Müke wird in unsern Augen alsdann ein Ele-
„phant. Glauben Sie mir. Ich habe die Er-
„fahrung davon gemacht.

Antwort.

„Ich kan Sie nicht besuchen, noch Ihren
„Besuch annehmen, so lange das, was mein

„Herz drükt, nicht von demselben weggewälzt „ist. Das Vertrauen, von welchem Sie mir „schreiben, ist dahin, und es wird Ihnen nicht „leicht seyn, es wieder zu gewinnen. In „ihrem eifrigen Bemühen, mich zu Ihnen „zurükzubringen, sehe ich nichts als ihre Be„gierde, aus den Bekänntnussen anderer etwas „heraus zu klauben, was etwa zu Ihren Pla„nen passen möchte. Mein Herz, sonst so be„reit, sich in ein anderes zu ergiessen, welches „es aufnehmen will, dieses Herz schließt sich vor „List und Schlauigkeit. Ihr Kunstgriff, mein „Briefgen nicht verstehen zu wollen, ist mir we„der neu noch unerwartet. Können Sie mir „so viel Dummheit zutrauen, daß ich Ihnen „dieß glauben werde? Nein! aber ich will Ih„ren Spizfindigkeiten meine Freymüthigkeit ent„gegen stellen. Ich will mich redlich erklä„ren, damit Sie mich hernach noch weniger „verstehen mögen.

„Es giebt in der Welt irgendwo zwey Lie„bende, die zugleich würdig sind, sich zu lieben: „daß Sie nicht werden wissen wollen, wen ich „meyne, wenn ich sie nicht nenne, weiß ich. „Ich argwöhne, man habe sie trennen wollen, „und ich habe sollen das Mittel zu dieser Tren„nung seyn. Die Wahl des Mittels, ist zwar

„nicht

„nicht ganz glüklich, aber sie schien nun einmal
„der Boßheit bequem, und dieser Boßheit beschul-
„dige ich Sie. Ich hoffe, nach und nach deut-
„licher zu werden.

„Dasjenige Weib, welche unter ihrem gan-
„zen Geschlechte den höchsten Grad meiner Ach-
„tung besizt, soll, so viel ich begreife, zu einer
„Creatur herabgewürdigt werden, welche ihr
„Herz und Person zwischen zween Liebhabern
„theilt, und ich soll einer dieser Niederträchti-
„gen seyn, welche diese Theilung sich gefallen
„lassen. Wüßte ich, daß Sie in ihrem Leben so
„etwas von ihr oder von mir hätten denken kön-
„nen, so würde ich sie tödtlich hassen. Aber
„nicht es gedacht, sondern es gesagt zu ha-
„ben, beschuldige ich Sie. Ich weiß in der
„That in diesem Falle nicht, wem von uns dreyen
„Sie haben schaden wollen; aber wenn Sie die
„Ruhe lieben, so haben Sie Ursache, einen glük-
„lichen Erfolg Ihrer Anschläge zu fürchten.
„Weder Ihnen noch ihr habe ich die schlimme
„Meynung verschwiegen, welche ich von gewis-
„sen Verbindungen habe, aber ich will, daß sie so
„ehrenvoll und unschuldig enden, als sie ent-
„sprungen sind: eine unerlaubte Liebe sollte
„sich, so hoffte ich, in eine ewige Freundschaft
„endigen. Sollte ich, der nie jemanden et-

„was zu Leide that, mich unschuldiger Weise
„dazu brauchen lassen, meine beste Freunde zu
„beleidigen? Nein! das würde ich Ihnen nie
„verzeihen, ich würde Ihr unversöhnlichster Feind
„werden. Nur ihre Geheimnusse würde ich nicht
„Preiß geben, denn Treu und Glaube ist mir
„heilig, und nie werde ich ein Nichtswürdiger seyn.

„Ich kan mir nicht vorstellen, daß diese Ver-
„wirrung, in welcher ich mich gegenwärtig be-
„finde, lange dauern könne. Ich werde mög-
„lichst bald zu erfahren suchen, ob ich mich ge-
„irrt habe. Alsdann werde ich vielleicht ein
„grosses Unrecht gut zu machen haben, und viel-
„leicht habe ich in meinem Leben nichts so ger-
„ne gethan, als ich dieß thun werde. Aber
„wissen Sie, wie ich meinen Fehler in der noch
„übrigen Zeit meines Aufenthalts verbessern will?
„Ich will thun, was ausser mir niemand thun
„würde: offenherzig will ich Ihnen sagen, was
„man in der Welt von Ihnen denkt, will Ih-
„nen die Lüken zeigen, welche der Zahn des öf-
„fentlichen Gerüchts und der Verläumdung in
„Ihre Ehre genagt hat, und welche Sie aus-
„zufüllen trachten müssen. Sie sind umringt
„von Leuten, welche sich Ihre Freunde nennen,
„aber wenn Sie mich werden haben weggehen
„sehen, so können Sie immerhin der Wahrheit

„Lebe-

„Lebewohl sagen. Sie haben alsdann niemand „mehr um sich, der sie Ihnen sagen wird.

Dritter Brief der Madame D . . . . y

„Ihren Brief von heute frühe hatte ich nicht „verstanden: das sagte ich Ihnen, weil das wahr „war. Ich verstehe den von heute Abend, aber „fürchten Sie nicht, daß ich ihn je beantworten „werde; ich eile zu sehr, ihn zu vergessen, wie„wohl ich, selbst bey allem Mitleiden für Sie, „mich der Bitterkeit, welche er in meine Seele „goß, nicht ganz erwehren konnte. Ich soll nie„driger List und Ränke mich gegen Sie bedie„nen! ich! soll hören, wie ich der niedrigsten „aller Niederträchtigkeiten beschuldigt werde! Le„ben Sie wohl! ich beklage, daß Sie . . . . . „Leben Sie wohl! ich weiß nicht, was ich sa„ge . . . . leben Sie wohl: ich werde mich „bemühen, Ihnen bald zu vergeben. Kommen „Sie, wann Sie wollen; Sie sollen eine bes„sere Aufnahme finden, als Ihr Argwohn wohl „verdient hätte. Nur der einzigen Mühe, meine „nothleidende Ehre zu retten, will ich Sie über„heben. Was kümmert mich die, welche man „mir giebt. Meine Aufführung ist gut, und „das ist mir genug. Nur zum Ueberflusse, noch „Eins! ich wußte nicht, was den beeden Per„sonen begegnet wäre, welche mir so lieb sind, „wie Ihnen.“

Dieser lezte Brief zog mich aus einer schreklichen Verlegenheit, und stürzte mich in eine andere nicht minder schrekliche. Ungeachtet alle diese Briefe und Antworten im Zeitraume eines Tages mit einer ausserordentlichen Schnelligkeit waren gewechselt worden, so war doch diese Zwischenzeit hinreichend gewesen, auch meinen Zorn zu begränzen, und mich über meine entsezliche Unklugheit nachdenken zu lassen. Madame d'H.... hatte mir nichts so sehr empfohlen, als Stille, hatte mich gebeten, ihr die Entwiklung der Sache allein zu überlassen, um im gegenwärtigen Zeitpunkte besonders allen, öffentliches Aufsehen erregenden, Bruch zu vermeiden; und ich häufte die schrecklichste Beleidigungen und Beschimpfungen auf Beleidigungen und Beschimpfungen, und brachte dieses Weib, welches ohnehin nur zu sehr dazu geneigt war, auf den höchsten Grad der Wuth. Ich konnte von ihr nichts anders erwarten, als eine so stolze, so übermüthige, verächtliche Antwort, und wenn ich diese erhielt, so mußte ich, wollte ich kein Niederträchtiger seyn, ihr Haus auf der Stelle verlassen. Glüklicher Weise besaß sie mehr Schlauheit, als ich aufbrausende Hize besaß, und ließ mir durch die Wendung ihrer Antwort noch Raum übrig, dieser unangenehmen Extremität auszuweichen. Nun mußte ich nothwendig eins von beyden wählen:

len: entweder mußte ich ausziehen, oder auf der Stelle hingehen, sie zu besuchen. Ich ergrief das Leztere, obwohl mir nicht wenig bange war, wie ich bey der, leicht voraus zusehenden, Erklärung würde an mich halten können. Wie sollte ich mich aus der Sache ziehen, ohne weder Madame d'H.... noch Theresen darein zu mengen? und wehe derjenigen von beyden, welche ich genannt hätte! ich mußte, von der Rache eines unversöhnlichen listigen Weibes, für den armen Gegenstand derselben, alles fürchten. Deßwegen hatte ich auch in meinen Briefen immer nur von einem Verdachte gesprochen, um aller Beweise überhoben zu seyn. Wahr ists, meine aufbrausende Hize verlohr dadurch an Entschuldbarkeit, da kein bloser Verdacht mich berechtigen konnte, eine Frau und besonders eine Freundin so zu behandeln, wie ich so eben Madame D'....y behandelt hatte. Aber hier beginnt die grosse, edle, von mir würdig erfüllte Pflicht, meine Fehler und meine verborgene Schwachheiten wieder dadurch gut zu machen, daß ich viel grössere Fehler, welche ich nie begangen hatte, und deren ich ganz unfähig war, auf mich nahm.

Es gieng leichter, als ich geglaubt hatte, und ich kam so ziemlich mit der blosen Furcht davon. Als ich ankam, fiel Madame D'....y mit thrä-

thränenden Augen mir um den Hals. Dieser unerwartete Empfang, noch dazu von einer alten Freundin, sezte mich in die äusserste Bewegung; auch ich weinte sehr viel. Ich sagte einige Redensarten zu ihr, in welchen nicht sonderlich viel Sinn war, sie antwortete mir darauf in andern, in welchen dessen noch weniger war, und damit war die Sache abgethan. Es war aufgetragen; wir giengen zu Tische, wo ich freylich in Erwartung der Erklärung, welche ich nach dem Essen verschoben glaubte, eine nicht sonderliche Figur machte; denn die mindeste Unruhe nimmt mich so ganz ein, daß die Würkung davon dem Stumpfsichtigsten auffallen muß. Die sichtbarliche Verlegenheit, in welcher ich war, hätte sollen ihr Muth geben, aber sie mochte wohl nicht Lust haben, das Abentheuer zu bestehen: die Erklärung erfolgte nach dem Essen so wenig, wie vorher. So blieben die Sachen auch den zweyten und dritten Tag, und wenn wir denn unter vier Augen beysammen waren, so betraf unser Gespräch gleichgültige Dinge; von meiner Seite liefen etwa ein Paar Reden mit unter, durch welche ich ihr mit möglichster Artigkeit zu verstehen gab, daß ich über den Grund oder Ungrund meines Verdachts noch nichts sagen könnte. Zugleich versicherte ich ihr mit der vollsten Beystimmung meines Herzens, daß auf

den Fall, wenn mein Argwohn ungegründet erfunden werden würde, mein ganzes Leben dazu geweiht seyn sollte, meine Ungerechtigkeit wieder gut zu machen. Sie ließ keine Neugierde bliken, meinen Verdacht, oder wie ich auf denselben gefallen wäre, genau zu erfahren; unsere Versöhnung bestand sowohl von ihrer als meiner Seite einzig in der ersten Umarmung. Da sie, der Form nach wenigstens, allein der beleidigte Theil war, so dünkte es mir, ihre, nicht meine, Sache zu seyn, eine Aufklärung zu suchen, und so gieng ich wieder, wie ich gekommen war. Da ich übrigens mit ihr, nach wie vorher, lebte, so vergaß ich den ganzen Handel bald völlig, und war einfältig genug, zu glauben, daß auch sie ihn vergessen hätte, weil sie sich desselben nimmer zu erinnern schien.

Dieß war, wie man bald sehen wird, nicht der einzige Kummer, welchen meine Schwachheit mir zuzog. Es peinigten mich noch manche andere nicht minder empfindliche Leiden, welche ich mir nicht zugezogen hatte, sondern alle aus der unglüklichen Wuth meiner Freunde, mir durch Martern meine Einsamkeit verleiden zu wollen, entsprangen *)

Dide-

*) Eigentlich wars um die Alte zu thun, welche man zu Anzettlung des Complots nöthig hatte. Es

Diderot und die H......sche waren meine Plagegeister. Seit ich in die Einsiedeley gezogen war, hatte Diderot mich unaufhörlich genekt, entweder unmittelbar oder mittelbar durch de Leyre: die Spöttereyen des leztern über meine Spaziergänge durch Feld und Hain zeigten mir, mit wie vielem Vergnügen sie den Eremiten in einen liebeklagenden Schäfer umschufen. Davon aber war in meinen Zänkereyen mit Diderot die Rede nicht; sie hatten weit wichtigere Ursachen zum Grunde. Als der „natürliche „Sohn" heraus war, hatte er mir ein Exemplar desselben geschikt, und ich hatte es mit all' dem Interesse und der Aufmerksamkeit gelesen, mit welchen man Werke eines Freundes wohl immer zu lesen pflegt. Er hatte dem Werkchen eine Art von Poetik in der Form von Gesprächen angehängt. Ich war überrascht, sogar ein wenig betrübt, unter vielen sehr unverbindlichen aber doch noch einigermassen erträglichen Ausfällen gegen die Liebhaber der Einsamkeit, auch die rauhe harte Sentenz, ohne den mindesten mildernden Zusaz zu finden: **Nur der Schurke ist allein.** Der Saz ist, wie mir scheint, zweydeutig

Es ist zum Erstaunen, daß während des so lange über mir tobenden Ungewitters ich vor lauter dummem Zutrauen nicht begrief, daß man nicht mich sondern sie, in Paris haben wollte.

tig und läßt sich, wie ich glaube, in einem doppelten Sinne nehmen, in einem sehr wahren und einem sehr falschen. Es ist nähmlich unmöglich, daß ein Mensch, welcher allein ist, und allein seyn will, einem Menschen sollte schaden wollen, oder mit andern Worten, daß ein solcher Mensch sollte können ein Schurke seyn. Der Saz an sich bedurfte also einer Auslegung, und dieß um so mehr, da der Verfasser, da er ihn hinschrieb und druken ließ, einen Freund in der Einsamkeit hatte. Es war anstössig und niederträchtig, entweder: bey Bekanntmachung dieser Schrift diesen Freund in der Einsamkeit vergessen zu haben, oder: wenn er sich desselben erinnert hatte, nicht zugleich wenigstens von seinem Saze auch diejenige ehrenvolle und gerechte Ausnahme gemacht zu haben, welche er nicht nur diesem Freunde, sondern so vielen geehrten und geschäzten Männern, die zu allen Zeiten die Einsamkeit und in derselben die Ruhe und den Frieden gesucht haben, schuldig war. Statt dieser Ausnahme fand nun ein Schriftsteller für gut, zum erstenmale, seit die Welt steht, alle jene Weise mit Einem Federzuge für Narren zu erklären.

Ich liebte Dideroten zärtlich und schäzte ihn aufrichtig, und lebte zugleich der festen Ueber-

zeugung, daß er meine Gesinnungen erwiederte. Aber seine unbeugsame Hartnäckigkeit, meinem Geschmake, meinen Neigungen, meiner Art zu leben, mit einem Worte, allen meinen Eigenthümlichkeiten, welche niemanden als nur mich allein interessiren konnten, entgegen zu arbeiten, hatte mich aufgebracht; es empörte mich, daß ein Mann, jünger als ich, mit aller Gewalt mich wie ein Kind regieren wollte; ich war seiner Leichtigkeit zu versprechen und seiner Nachlässigkeit zu halten, überdrüssig; ich war es müde, daß er sich immer auf einen Besuch ansagte, und niemals kam, und daß er seinen Kopf darauf sezte, immer wieder neue Zusammenkünfte auszumachen, und immer wieder dabey zu fehlen; es war für mich ein unleidlicher Zwang, drey oder viermale im Monate, an Tagen von ihm selbst bestimmt, endlich am späten Abende allein zu Mittag essen zu müssen, nachdem ich ihm bis St. Denis entgegen gegangen war, und ihn den ganzen Tag erwartet hatte. Genug mein Herz war ohne dieß von seinen gehäuften Mißhandlungen mehr als zu voll, aber diese lezte fiel mir am härtesten auf und nagte mich am meisten. Ich beklagte mich in einem Schreiben an ihn darüber, aber mit soviel Sanftmuth und Zärtlichkeit, daß mein Papier von Thränen überschwemmt wurde: mein Brief war rührend genug, um auch ihm welche in die Augen zu

loken.

loken. Wenn man Jahrelang rathete, so würde man doch seine Antwort über diesen Punkt nicht errathen. Hier ist sie Wort für Wort!

„Es freut mich, daß mein neues Werkchen „Ihren Beyfall, daß es Sie gerührt hat. Sie „sind über die Einsiedler nicht meiner Mey„nung; sagen sie immer so viel Gutes von ih„nen, als Ihnen beliebt, Sie sind unter der „Zahl derselbigen der einzige, von welchem ich „Gutes denken werde. Ich könnte Ihnen hier„über vieles sagen, wenn man zu ihnen reden „könnte, ohne Sie zu betrüben oder zu beleidigen. „Eine Frau von achtzig Jahren! ꝛc. Man hat „mir eine Stelle eines Briefs von dem Sohne „der Madame D'. . . . . . . y gesagt, welche „Ihnen viele Anfechtung gemacht haben muß, „ich müßte Sie denn gar nicht kennen."

Die lezte Stellen dieses Briefs muß ich erklären.

Kurz darauf, nachdem ich die Einsiedeley bezogen hatte, schien Madame Le Vasseur dieses Aufenthalts überdrüssig zu seyn und ihn zu langweilig zu finden. Ihre Aeusserungen hierüber kamen mir zu Ohren, ich bot ihr an, sie nach Paris zurük zu schiken, wenn es ihr dort besser gefiele, ihr dort eine Wohnung zu miethen,

und überhaupt eben so für sie zu sorgen, wie wenn sie bey mir bliebe. Sie verwarf mein Anerbieten, versicherte, daß sie recht gerne in der Einsiedeley wäre, daß die Landluft ihr wohl bekäme. Man sah', daß wenigstens das leztere wahr war, denn sie verjüngte sich, so zu sagen, und befand sich merklich besser, als sie sich sonst in Paris befunden hatte. Ihre Tochter versicherte mich sogar, daß sie im Grunde sehr ungerne daran gekommen seyn würde, die Einsiedeley zu verlassen, weil man in der That keinen entzükendern Aufenthalt denken kan; auch liebte sie gar sehr die kleine ländliche Geschäfte, und die Aufsicht über Garten und Früchte, womit sie umzugehen vollkommen verstand. Was sie gesagt hatte, behauptete Therese, hätte sie blos auf Eingebung anderer gesagt, um mich nach Paris zurükzubringen.

Als dieser Versuch mißglükt war, suchten sie das meinem Gewissen abzunöthigen, was sie von meiner Gefälligkeit nicht hatten erhalten können. Sie machten mir ein Verbrechen daraus, wenn ich die alte Frau bey mir behielte, hier, wo sie fern von aller Hülfe wäre, welche ihr Alter erheischte; freylich bedachten sie dabey nicht, daß sie und mit ihr eine Menge anderer alter Leute, denen die herrliche Landluft das Leben verlängerte, alle Hülfe von Montmorenci, welches

ches, vor meiner Thüre war, beziehen könnten, und daß die Leute auch ausserhalb Paris alt werden und nicht sogleich sterben, sobald sie einen Schritt über die Barrieren hinaus gewagt haben. Madame Le Vasseur aß viel und hastig und war daher Gallenergiessungen und heftigen Durchfälten unterworfen. Die Durchfälle hielten gewöhnlich einige Tage an, und dienten ihr wie eine Arzney. In Paris, so wie nachher in der Einsiedeley ließ sie die Anfälle ihren gewohnten Gang fortgehen und unterbrach die Würkungen der Natur nicht durch Pillen und Pulver, weil sie wohl wußte, daß sie nichts bessers thun konnte, als Nichtsthun. Das verschlug aber ihren Rathgebern nichts. Es gab nun einmal auf dem Lande keine Aerzte und Apotheker und da hieß dann, das alte Weib auf dem Lande lassen, so viel, als sie dem Tode übergeben; daß sie sehr wohl sich befand, darauf wollte man nicht achten. Eigentlich hätte freylich Diderot bestimmen müssen, in welchem Alter man alte Leute nicht ausser Paris lassen darf, wenn man sich nicht eines homicidii culposi schuldig machen will.

Dieß war eine von den zwo harten Beschuldigungen, wegen welcher er mich von dem Saze: daß nur der Schurke einsam seye, nicht ausnahm, und dieß ist die wahre Bedeutung seines

pathetischen Ausrufs und des u. s. w. welches er gütig genug hinten hinsezte: **Eine Frau von achtzig Jahren u. s. w.**

Ich glaubte auf diesen Vorwurf nicht besser antworten zu können, als wenn ich mich auf Madame le Vasseur selbst bezöge. Ich bat sie, ihre Gesinnung über die vorgeschlagene Ortsveränderung an Madame D' . . . . . y selbst zu schreiben. Damit sie dieß ungezwungener thun möchte, wollte ich ihren Brief nicht lesen, hingegen zeigte ich ihr den, welchen ich hier abschreiben will, und den ich damals an Madame D' . . . . y schrieb, aus Gelegenheit einer Antwort, welche ich auf einen andern weit härtern Brief Diderots entworfen hatte, und weggeschikt haben würde, wenn sie mich nicht abgehalten hätte.

Donnerstags.

Liebste Freundin!

„Madame le Vasseur wird an Sie schrei„ben; ich habe Sie gebeten, Ihnen ihre Ge„danken offenherzig zu sagen. Damit sie dieß „mit der möglichsten Freyheit thun möge, habe „ich ihr gesagt, daß ich ihren Brief nicht lesen „wolle, und ich bitte auch Sie, mir nichts von „dem Innhalte desselben zu sagen.

„Mei-

„Meinen Brief werde ich nicht abgehen „lassen, da Sie es nicht für gut finden; aber „ich fühle gleichwohl mich tief beleidigt, und „das Geständnuß, daß ich Unrecht habe, wür„de eine niedrige Gesinnung und Falschheit „des Herzens verrathen, welche ich mir nicht „erlauben kan. Das Evangelium gebietet zwar „dem, der eine Ohrfeige empfängt, die andere „Wange auch darzubieten, aber nicht, um Ver„zeihung zu bitten. Erinnern Sie Sich des „Manns in der Comödie, der immer schreyt, „wenn er Stokprügel austheilt. Dieß ist die „Rolle des Philosophen.

„Glauben Sie ja nicht, daß die gegenwärti„ge schlechte Witterung ihn abhalten wird, zu „kommen. Sein Zorn wird ihm Zeit und Stär„ke geben, welche er der Freundschaft nicht abge„winnen konnte, und das erste mal in seinem Le„ben wird er an dem Tage kommen, an wel„chem er zu kommen versprochen hatte.

„Er wird alles anwenden, um mir münd„lich alle die Grobheiten sagen zu können, wel„che er mir bisher brieflich sagte; ich werde dieß „nichts weniger als geduldig ertragen können. „Er wird nach Paris zurükgehen und krank „werden, und ich werde wie gewöhnlich, ein

 „ver-

„verhaßter Mensch seyn. Was ist nun zu thun? „Ich muß leiden und dulden.

„Bewundern sie nicht auch mit mir die Klug„heit dieses Mannes, welcher vor acht Tagen „mir in einer Lehnkutsche bis St. Denis ent„gegen kommen, dort mit mir speisen und in der „Lehnkutsche mich nach Hause führen wollte, und „jezt vermögenshalber nicht anders als zu Fusse „in die Einsiedeley kommen kan? Es ist, „um in seiner Sprache zu reden, nicht absolut „unmöglich, daß es ihm mit seiner Fußreise ein „Ernst seye; aber in diesem Falle müssen seine „Vermögensumstände doch in acht Tagen einen „beträchtlichen Stoß erlitten haben.

„An der Krankheit Ihrer Frau Mutter und „an Ihrem Kummer darüber, nehme ich den leb„haftesten Antheil; aber Sie sehen, daß Ihre „Leiden nicht so peinlich sind als die meinige. „Man leidet weniger, wenn man Personen, wel„che man liebt, krank, als wenn man sie unge„recht und grausam sieht.

„Leben Sie wohl, liebste Freundin! dieß „soll das leztemal seyn, daß ich sie mit dieser „unglüklichen Geschichte behellige. Sie reden „von einer Reise nach Paris mit einem kalten „Blute, welches zu jeder andern Zeit mir Ver„gnügen machen würde.“

An Diderot schrieb ich, was ich mit Madame le Vasseur, auf den Vorschlag der Madame D' . . . . y und nach dem eigenen Willen von Theresens Mutter gethan hätte. Diese hatte nähmlich, wie man leicht glauben wird, den ferneren Aufenthalt in der Einsiedeley gewählt, wo sie sich immer wohl befand, immer Gesellschaft und ein angenehmes Leben hatte. Da nun Diderot nichts mehr wußte, was er mir zum Verbrechen anrechnen könnte, so machte er mir eins aus der Vorsicht, welche ich angewandt hätte, seinen Beschuldigungen auszuweichen, und ein anderes aus dem fortgesezten Aufenthalte der alten Frau le Vasseur in der Einsiedeley, obwohl sie dieß aus eigener Wahl that, und obwohl es bey ihr stand nach Paris zurükzukehren, und obwohl sie auch dort die nähmliche Unterstüzung, wie anderswo, von mir erwarten konnte.

So viel vom ersten Vorwurfe in Diderots Briefe. Der zweite ist in dem folgenden Briefe enthalten.

„Der Gelehrte" (ein Scherznahme, welchen G . . . . dem Sohne der Madame D' . . . . y gegeben hatte) „muß Ihnen geschrieben haben, „daß auf dem Walle zwanzig Arme sich befänden, welche vor Frost und Hunger beynahe umkämen, und begierig auf den Kreuzer warteten, „welchen Sie ihnen gewöhnlich gaben. Es ist

„dem kleinen geschwäzigen nur so ent ....
„wenn Sie das übrige hörten, so würde es Ih-
„nen Vergnügen machen, wie dieß.“

Hier meine Antwort auf diesen fürchterlichen Beweggrund, auf welchen Diderot so stolz schien.

„Ich glaube dem Gelehrten, d. h. dem „General-Pächter, geantwortet zu haben, daß ich „die Arme, welche er auf dem Walle, mein Al-„mosen erwartend, angetroffen, nicht bedaure; „daß er sie wahrscheinlich reichlich entschädigt ha-„ben werde; daß ich ihn zu meinem Statthal-„ter aufstellte; daß die Armen in Paris sich „über diesen Tausch wohl nicht zu beschweren „Grund haben würden; daß ich nicht so leicht „einen eben so guten Substituten für Mont-„morenci finden würde, wo die Armen seiner „viel nöthiger hätten. Es ist hier ein ehrwür-„diger Alter, welcher nach einem rastlosen Le-„ben, da er nicht mehr arbeiten kan, in seinen „alten Tagen Hungers sterben muß. Mein Ge-„wissen ist beruhigter bey den zween Groschen, „welche ich ihm alle Montage gebe, als bey den „hundert Kreuzern, welche ich an alle Bettler „auf dem Walle ausgetheilt haben würde. Es „ist spaßhaft von euch Philosophen, wenn ihr „die Städtebewohner als die einzige Menschen „betrachtet, welche Anspruch auf eure Wohl-

„thätigkeit haben. Auf dem Lande lernt man die „Menschheit lieben und Menschen dienen; „in der Stadt lernt man nur sie verachten.“

Das waren die sonderbare Scrupel, wegen welcher ein sonst vernünftiger Mann mir ein Verbrechen aus meiner Entfernung von Paris machen zu wollen, die Schwachheit hatte; so daß er aus meinem eigenen Beyspiele sich unterfieng mir zu beweisen, daß man ausserhalb der Hauptstadt nicht leben könnte, ohne ein schlechter Mensch zu seyn. Ich weiß noch heute nicht, wie ich so einfältig seyn konnte, ihm zu antworten, und mich über ihn zu erbosen, da ich statt aller Antwort ihm hätte unter die Nase lachen sollen. Indessen hatten die Entscheidung der Madame D' . . . . . y und das Geschrey des H . . . . schen Kränzchens die Augen aller so zu seinen Gunsten gleichsam bezaubert, daß überall für eine ausgemachte Wahrheit galt, daß ich in dieser Sache Unrecht hätte, und daß Madame d'H . . . . . selbst, eine grosse Verehrerin Diderots, von mir verlangte, ich sollte nach Paris gehen und zu der Aussöhnung zuerst die Hände bieten; was freylich eine unnüze Mühe gewesen seyn würde, weil die Aussöhnung, wie aufrichtig und vollkommen sie auch von meiner Seite seyn mochte, doch von keiner Dauer seyn konnte. Der kräftigste

und

und würksamste Grund von allen, welche sie mir angab, war, daß Diderot gegenwärtig unglüklich wäre. Ausser dem Ungewitter, welches gegen die Encyclopädie ausgebrochen war, stürmte noch ein anderes aus Veranlassung seines neuen Stükes, auf ihn zu, indem man behauptete, daß er dieses ganz aus dem Goldoni genommen hätte, der kleinen Geschichte, welche er voran gesezt hätte, unerachtet. Diderot konnte noch weniger als Voltaire Tadel ertragen, und daher machte diese Critik ihm vieles zu schaffen: Madame de Graffigny begieng sogar die Niederträchtigkeit, das Gerücht auszustreuen, als hätte ich bey dieser Gelegenheit ganz mit ihm gebrochen. Ich glaubte, daß Gerechtigkeit und Großmuth den öffentlichen Beweiß des Gegentheils von mir heischten, und deßwegen brachte ich zween Tage, nicht nur in seiner Gesellschaft, sondern in seinem Hause zu, und das war, seit meinem Aufenthalte in der Einsiedeley meine zwote Reise nach Paris. Meine erste hatte ich dem armen Gauffecourt zu Liebe gemacht, welcher einen Anfall vom Schlage bekommen hatte. Er erlangte zwar nie seine vollkommene Gesundheit wieder, aber ich verließ sein Bette nicht, bis er ausser Gefahr war.

Diderot empfieng mich gut. Wie viele Beleidigungen kan nicht die Umarmung eines Freun-

des

des vergüten. Kan nach derselben noch ein Rest von Widerwillen im Herzen zurükbleiben? — Wir erklärten uns wenig gegen einander. Erklärungen sind überflüssig, wenn man sich wechselseitig geschimpft hat. Man hat in diesem Falle nur Ein Mittel, nähmlich: das Vorgefallene zu vergessen. Es waren zwischen uns nicht viel heimliche Machinationen vorgefallen, wenigstens war keine derselben mir bekannt geworden: mein Verhältnuß gegen Dideroten war ganz anders als das gegen Madame D'....y. — Er zeigte mir den Plan zu seinem Hausvater. „Dieß ist“ sagte ich zu ihm, „die beste Vertheidigung Ihres natürlichen Sohns; Arbeiten Sie dieses Stük in der Stille, aber mit Sorgfalt aus, „aber dann werfen Sie es auf einmal statt aller Federfechtereyen mitten unter Ihre Feinde.“ Er thats, und befand sich gut dabey. — Schon vor sechs Monaten hatte ich ihm die zween erste Theile der Julie geschikt, damit er mir sein Urtheil darüber sagen sollte. Er hatte sie noch nicht gelesen. Wir lasen ein Heft zusammen. Er nannte meine Arbeit Blätter, dieß war sein Ausdruk; nähmlich überladen mit Worten und schwülstig. Ich hatte das schon selbst gefühlt: aber es war einmal im Fieber geschrieben, ich konnte es nachher nie verbessern. Die lezte Theile haben diesen Fehler nicht. Der vierte beson-

besonders, und der sechste sind Meisterstücke der Schreibart.

Am zweyten Tage nach meiner Ankunft wollte er durchaus mich zu Herrn d'H . . . . . k zum Abendessen führen. Das war nun ganz und gar nicht in meinem Plane; ich wollte sogar meinen Contrakt wegen des chymischen Manuscripts mit ihm aufheben, weil es mich verdroß, diesem Menschen verbindlich zu seyn. Diderot erhob ihn an den Himmel. Er schwur mir, daß Herr d'H . . . . . k, mich von ganzem Herzen liebe, daß ich ihm seinen Ton schon deßwegen vergeben müßte, weil er ihn nicht nur gegen mich, sondern gegen jedermann annähme, und weil gerade seine Freunde mehr von ihm zu dulden hätten, als sonst jemand. Er stellte mir vor, daß ich das Manuscript, welches ich zwey Jahre vorher angenommen hatte, ihm nicht wieder zurükgeben könnte, ohne ihn, den Geber, welcher dieß doch nicht um mich verdient hätte, zu beleidigen: daß mein spätes Zurükgeben gemißdeutet werden könnte, indem es das Ansehen eines stillschweigenden Vorwurfs wegen zu lange verzögerter endlicher Abschliessung des Contrakts haben könnte. „Ich sehe, sagte er, d'H . . . . k täglich „und kenne ihn besser, als Sie. Glauben Sie „denn, daß ich Ihnen zu einer Handlung rathen

„würde,

„würde, welche Sie erniedrigen könnte, wenn „ich nicht alle Ursache hätte zu glauben, daß „Sie mit ihm zufrieden seyn werden? Kurz, „ich war wie gewöhnlich schwach, und wir gien„gen hin um beym Baron zu Nacht zu speisen, „der mich denn auch wie gewöhnlich empfieng. „Madame nahm mich mit sichtbarlicher Kälte, bey „nahe mit Grobheit auf. Ich erkannte in ihr „nimmer jene Liebenswürdige Caroline, welche „in ihrem unverheuratheten Stande so viel Wohl„wollen für mich gezeigt hatte. Ich hatte schon „lange vorher zu bemerken geglaubt, daß seit „G . . . . in's A . . sche Haus kam, man „mich dort nimmer gern sähe."

Während ich in Paris war, kam auch St. L . . . . . t von der Armee dahin zurük. Da ich von seiner Ankunft nichts gewußt hatte, so sahe ich ihn erst, nachdem ich schon wieder aufs Land zurük war: zuerst in la C . . . . . . e und dann in der Einsiedeley, wohin er mit Madame d'H . . . . . . kam, und sich mit ihr auf ein Mittagessen einlud. Man denke, ob ich sie mit Vergnügen aufnahm? Aber mehr, als ihr Besuch, freute mich ihr wechselseitiges gutes Verständnuß. Ich war zufrieden, ihr Glük nicht gestört zu haben, und ward darüber selbst glüklich; ich kan schwören, daß ich nie, weder

während

während der heftigsten Glut meiner thörichten Liebe, noch in diesem Augenblike, meinem Freunde seine geliebte d'H . . . . . geraubt haben, oder nur in Versuchung gekommen seyn würde, es zu thun, selbst wenn ich's gekonnt hätte. Ich fand sie in ihrer Liebe gegen St. L . . . . t so liebenswürdig, daß ich mir sie durchaus nicht eben so denken konnte, wenn sie mich liebte; ich wollte nie ihre Ruhe stören, noch ihr Band zerreissen: alles was ich wirklich während meines Wahnsinns gewünscht habe, war, daß sie mir erlauben möchte, sie zu lieben. Noch mehr! wie heftig meine Leidenschaft auch immer für sie seyn mochte, so fand ich's doch eben so süß, der Vertraute, als der Gegenstand ihrer Liebe zu seyn, und nie betrachtete ich ihren Geliebten als meinen Nebenbuhler, sondern immer als meinen Freund. Man wird mir einwenden: meine Leidenschaft seye nicht Liebe gewesen: nun dann, ich gebe es zu, aber wenn sie nicht Liebe war, so war sie mehr, als Liebe.

St. L . . . . . t betrug sich wie ein Mann von Ehre und Verstand: da ich allein der schuldige Theil war, so wurde auch ich allein, wiewohl mit Nachsicht, bestraft. Er behandelte mich hart, aber immer noch freundschaftlich: ich sahe, daß ich von seiner Achtung etwas verlohren

hatte,

hatte, aber seine Freundschaft noch unvermindert besaß. Ich tröstete mich darüber, weil ich wußte, daß ich jene leichter wieder gewinnen könne als diese, und daß er zu vernünftig wäre, um eine unwillkührliche vorübergehende Schwachheit mit einer bleibenden Neigung zum Bösen zu vermengen. Wenn ich in dem vorgegangenen gefehlt hatte, so war mein Fehler wenigstens nicht groß. Hatte ich seine Geliebte aufgesucht? Hatte nicht vielmehr er sie zu mir geschikt? Hatte nicht sie mich aufgesucht? Konnte ich's vermeiden, sie zu empfangen? Was konnte ich thun? Sie beyde hatten den Fehler gemacht und ich hatte darunter gelitten. An meiner Stelle hätte er gehandelt, wie ich, vielleicht noch schlimmer: denn, wie treu, wie achtungswerth Madame d'H.... auch seyn mochte, so war sie doch immer ein Weib; ihr Geliebter war abwesend; die Gelegenheiten sie zu sehen waren häufig; die Angriffe waren lebhaft, und es würde schwer gewesen seyn, sich gegen einen nur etwas unternehmendern Mann immer mit gleicher Stärke zu vertheidigen. Es war in der That in einer solchen Lage viel von ihr und mir, daß wir uns hatten Gränzen setzen können, welche zu überschreiten wir uns nie erlaubten.

Obwohl ich im Grunde meines Herzens mir ein ziemlich ehrenvolles Zeugnuß geben konnte, so

war doch so vieler Schein gegen mich, daß ich niedergeschlagen vom peinigenden Gefühle der Schaam, welche von jeher mich tyrannisirt hatte, wie ein armer Sünder da stund, und dadurch St. L . . . . . t'n veranlaßte mich noch tiefer zu beugen. Ein einziger Zug wird hinlänglich seyn unser Verhältniß ganz zu zeichnen. Nach dem Essen laß ich ihm den Brief vor, welchen ich im vorigen Jahre an Voltairen geschrieben, und von welchen St. L . . . . . t hatte reden hören. Während dem Lesen schlief er ein, und ich, sonst so stolz jezt so dummdemüthig, wagte nicht mit Lesen aufzuhören, und las immer fort, während er kräftig schnarchte. So kroch ich, und so rächte er sich; doch war seine Behandlung in grössern Gesellschaften großmüthig, und dergleichen Vorfälle, wie der kaum erzählte, geschahen nur, wenn wir zu dreyen beysammen waren.

Nach seiner Abreise fand ich Madame d'H.... gegen mich sehr verändert. Ich war hierüber so erstaunt, als wenn ich dieß nicht zu erwarten gehabt hätte; ich war mehr gerührt darüber als ich es hätte seyn sollen, und das war für mich nicht gut. Ueberhaupt schienen alle Mittel, welche ich zu meiner Genesung anwendete, nur aus Uebel ärger zu machen, den Pfeil, welchen ich zulezt ohnehin mehr abbrach als herausriß, nur immer tiefer mir in's Herz zu drüken.

Ich

Ich war entschlossen, mich zu überwinden und nichts zu sparen, um meine thörichte Neigung in eine reine und dauerhafte Freundschaft umzugestalten. Ich machte zu diesem Ende die herrlichste Plane von der Welt, zu deren Ausführung ich freylich die Mitwürkung der Madame d'H . . . . . . nöthig hatte. Wenn ich mit ihr reden wollte, fand ich sie zerstreut, in Verlegenheit, ich fühlte daß sie nimmer gerne um mich war, und sahe deutlich, daß etwas vorgegangen seyn mußte, was sie mir nie sagen wollte, und ich auch nie erfahren habe. Diese Veränderung, über welche sie sich nie gegen mich erklärte, war mir peinlich. Sie forderte ihre Briefe wieder zurük; ich gab sie ihr alle so getreu und vollständig, als ich sie erhalten hatte, und sie — war so beleidigend, hieran einen Augenblik zu zweifeln.

Dieser Zweifel zerriß mein Herz, welches sie doch kennen mußte, auf eine unerwartete Weise. Sie ließ mir Gerechtigkeit wiederfahren, aber erst einige Zeit nachher: ich schloß daß ihr die Untersuchung des zurükerhaltenen Pakets, ihr Unrecht erst müsse gezeigt haben: ich bemerkte sogar, daß sie sich deßwegen Vorwürfe machte, und dadurch gewann sie wieder einigermassen bey mir. Sie konnte ihre Briefe nicht zurükfordern, ohne auch mir die meinige zurükzugeben. Sie sagte mir, sie

hätte dieselbe verbrannt; nun war die Reihe zu zweifeln an mir, und ich bekenne, daß ich's noch nicht glaube. Nein! ins Feuer wirft man solche Briefe nicht. Man hat Juliens Briefe vom Feuer verzehrt werden gesehen. Ach Gott! was hätte man gesagt, wenn diese das nähmliche Schiksal gehabt hätten? Nein! nie kan ein Weib, welches eine solche Leidenschaft in dem Busen eines Mannes entzünden konnte, nie kan dieses den Muth haben, die Beweise dieser Leidenschaft dem Feuer zu weihen. Eben so wenig aber kan ich glauben, daß sie Mißbrauch von denselben gemacht haben sollte: sie war's nicht fähig, und ich hatte Vorkehrungen dagegen getroffen. Die thörichte aber sehr beunruhigende Furcht vor Spott hatte mich bewogen, unsern Briefwechsel auf einen Ton zu beginnen, welcher mich vor aller Mittheilung sicher stellte. Ich hatte in demselben die Herzlichkeit so weit getrieben, daß ich sie duzte, aber welches Duzen! Gewiß sie konnte sich nicht dadurch beleidigt finden. Indessen beschwerte sie sich öfters darüber, aber ohne Erfolg: Ihre Klagen wekten meine Furcht wieder auf, und überdieß konnte ich mich nicht entschliessen, in der genauen Bekanntschaft mit ihr einen Grad zurükzudienen. Wenn diese Briefe noch nicht vertilgt sind, und einst an den Tag kommen sollten, so wird man sehen, wie ich geliebt habe.

Der

Der Schmerz, welchen mir die Kälte der Madame d'H . . . . . . verursachte, und die feste Ueberzeugung diese Begegnung nicht verdient zu haben, brachten in mir den sonderbaren Entschluß zuwege, mich darüber bey St. L . . . . t selbst zu beschweren. Während ich seine Antwort erwartete, warf ich mich in Zerstreuungen, was ich freylich früher hätte thun sollen. In la C . . . . e wurden Feste gefeyert, für welche ich die Musik componirte. Es machte mir Vergnügen vor Madame d'H . . . . . . ein Talent auszukramen, welches sie schäzte: dieß und die Begierde zu zeigen, daß der Verfasser des „Wahrsagers im „Dorfe" Musik verstünde, reizten meinen Ehrgeiz um so mehr auf, da ich seit einiger Zeit wahrnahm, daß ein gewisser heimlich daran arbeitete, dem Publikum glaubend zu machen, daß ich wenigstens nicht sezen könnte. Mein erstes Auftretten in dieser Kunst in Paris, die mancherley Proben, welche ich verschiedenemahle so wohl bey Madame D . . . . . n, als bey Herrn de la Popliniere durchlaufen mußte; eine Menge von mir, im Laufe von vierzehen Jahren, in der Mitte der berühmtesten Künstler und unter ihren Augen gesezter Musikstüke: die Oper: „die „galante Musen" „der Wahrsager im „Dorfe" ein Motet, welches ich für Mademoiselle Fel gesezt, und welches sie im Concert

spirituel gesungen hatte: so viele Unterredungen über diese Kunst mit den grössesten Meistern, alles schien einem solchen Zweifel entgegen zu arbeiten oder ihn zerstören zu müssen. Und doch hegte man eben diesen Zweifel selbst in la C....e und selbst Madame D' . . . . y war nicht ganz frey davon. Ich stellte mich, als bemerkte ich von allem diesem nichts und übernahm ein Motet für das Einweihungsfest der Capelle in la C . . . . . e zu componiren, zu welchem ich den Text von der Wahl der Madame D' . . . . y erwartete. Sie trug de Linant dem Hofmeister ihres Sohnes auf, einen zu machen. De Linant machte einen passenden Text, und acht Tage nachdem ich ihn erhalten hatte, war das Motet fertig. Diesesmal war der Verdruß mein Apoll' und nie floß eine gedankenreichere Musik aus meiner Feder. Der Text fängt mit den Worten an: Ecce sedes hic tonantis (Ich habe seitdem erfahren, daß Santeuil diese Verse gemacht, und Herr de Linant sich dieselbe so ganz im Stillen zugeeignet hatte) die Pracht des Anfangs entspricht dem feyerlichen der Worte und das ganze Motet ist durchaus von einem so schönen Gesange, daß alle Welt erstaunte. Ich hatte für ein grosses Orchester gearbeitet. D'....y versammlete die beste Ripienisten. Madame Bruna, eine Italiänische Sängerin, sang das

Motet

Motet und wurde gut begleitet. Das Stük fand so vielen Beyfall, daß es in der Folge im Concert spirituel gegeben wurde, wo es, der Cabale, welche es zu stürzen trachtete, und der schlechten Aufführung unerachtet zweymal gleich stark beklatscht wurde. Ich gab für das Fest der Madame D . . . . y die Idee zu einem Stüke von neuer Gattung, halb Drama halb Pantomime: Madame D' . . . . y dichtete es, und ich machte auch zu diesem die Musik. Als G . . . . ankam, hörte er von meinem musikalischen Ruhme. Eine Stunde nachher war von nichts mehr die Rede: aber wenigstens warf man nicht mehr zweifelnd die Frage auf, ob ich den musikalischen Saz verstünde.

Kaum war G . . . . in C . . . . . e wo mir der Aufenthalt ohnedieß schon halb entleidet war, so machte er mir ihn vollends unerträglich durch sein übermüthiges Betragen, dergleichen ich bisher an niemanden beobachtet, sogar nicht hatte denken können. Gleich am Abend des Tags seiner Ankunft, nahm man mir mein Favorit-Zimmer, welches an das der Madame D' . . . . y stieß, und bisher von mir bewohnt worden war; man richtete es für G . . . . ein, und gab mir ein entfernteres. So gehts, sagte ich lachend zu Madame D' . . . . y, die neue Ankömmlinge

verdrängen die Alten. Sie schien verwirrt. Ich begrief hievon die Ursache von diesem Abende an, seit ich nähmlich hörte, daß ihr Zimmer, und das, was ich eben verließ, durch eine verborgene Thüre verbunden wäre, welche mir zu zeigen sie für überflüssig gehalten hatte. Ihr vertrauter Umgang mit G .... war jedermann bekannt, im Hause und ausser demselben, selbst ihr Gemahl wußte darum: übrigens wollte sie selbst es gegen mich nie Wort haben, sondern läugnete es hartnäkig, ungeachtet ich ihr Vertrauter in Dingen war, welche ihr weit wichtiger seyn mußten, und in welchen sie mir gleichwohl nicht mißtraut hatte. Hieraus schloß ich, daß dieser Rükhalt von G .... herrührte, welcher Bewahrer aller meiner Geheimnusse war, aber mich keins der seinigen wissen lassen wollte.

Soviel gutes Vorurtheil ich auch von ältern Zeiten her für diesen Mann hatte, so sehr dasselbe durch seine würkliche Verdienste unterstüzt wurde, so mußte es doch seiner unausgesezten Bemühung, meine gute Meynung von ihm zu zerstören, endlich weichen. Sein Empfang war gegen mich im Tone des Grafen von Tüffiere; kaum erwiederte er meine Begrüssung; nicht ein einzigesmal redete er mich an, und that ich's, so wieß er mich sogleich dadurch zurecht, daß er

mir nicht antwortete. Ueberall gieng er voran, nahm überall den ersten Plaz, ohne mich nur der geringsten Aufmerksamkeit zu würdigen. Doch dieß alles möchte noch hingegangen seyn, wenn er nicht seine natürliche Grobheit durch Kunst zu erhöhen ängstlich gesucht hätte: zur Erläuterung von tausend beweisenden Vorfällen nur Einen! Einst des Abends war Madame D' . . . y nicht ganz wohl, und ließ sich etwas Essen auf ihr Zimmer tragen, wohin sie auch gieng, um dort beym Caminfeuer zu speisen. Sie that mir den Vorschlag mit ihr hinauf zu gehen; ich that's, G. . . . kam hinten nach. Die kleine Tafel war gedekt, es waren nur zwey Gedeke da. Man trug auf: Madame D' . . . . y sezte sich an die eine Eke des Camins. G . . . . nimmt einen Lehnstuhl, sezt sich damit an die andere Eke, rükt den Tisch zwischen sie beyde, entfaltet seine Serviette, und macht Anstalten zu essen, ohne mir ein Wort zu sagen. Madame D' . . . . y wurde roth darüber, und um ihn zu bewegen, daß er seine Grobheit wieder gut machte, bot sie mir ihren eigenen Plaz an. Er sagte kein Wort, blikte mich nicht einmal an. Da ich nicht aus Feuer kommen konnte, so gieng ich im Zimmer auf und ab, biß man mir ein Gedek gebracht hatte. Er ließ mich am Ende des Tischs, in der Entfernung vom Caminfeuer speisen, ohne mir nur die min-

beste Höflichkeit zu erweisen, mir dem Kränklichen, der ich ihm an Jahren und früher Bekanntschaft im Hause vorgieng, der ihn hier eingeführt hat, mir, dem er, als dem Günstlinge der Dame vom Hause, hätte sollen vorzüglich artig begegnen. Sein ganzes Betragen glich diesem Probestükchen. Er behandelte mich nicht eigentlich als seinen Untergebenen, sondern er betrachtete mich wie gar Nichts. Ich hatte Mühe in ihm den G . . . wieder zu erkennen, der bey dem P . . . . von S . . . G . . . . sich durch meinen Blik geehrt glaubte, und noch schwerer war es mir, dieses tiefe Stillschweigen und diesen beleidigenden Uebermuth mit der Freundschaft zu reimen, welche er für mich zu haben, bey allen denen, von welchen er wußte, daß sie selbst welche für mich hatten, vorgab. Wahr ist's, daß er mir dieselbe auf keine andere Art bewieß als dadurch, daß er mich wegen meiner Glüksumstände beklagte, über welche ich nicht zu klagen Ursache zu haben glaubte, daß er mich wegen meines Schicksals bemitleidete, mit welchem ich zufrieden war, daß er sich ungebärdig stellte, wenn ich, wie er es nannte, die wohlthätige Sorgfalt meines Freundes, womit er sich meynte, auf eine harte Weise zurükstieß. Alle diese Künste wendete er an, um seine zärtliche Großmuth in's gehörige Licht und meinen undankbaren Menschenhaß

schenhaß in den gehörigen Schatten zu stellen; unvermerkt erreichte er denn doch hiemit soviel, daß jedermann glaubte: zwischen einem erhabenen Gönner, wie Er und einem Unglüklichen, wie Ich, könnten nicht wohl andere Verbindungen statt finden, als durch Wohlthaten auf der einen und Verbindlichkeit auf der andern Seite, ohne nur die Möglichkeiten einer Freundschaft, gleich gegen gleich, zu denken. Ich für meine Person konnte freylich nichts finden, wofür ich diesem nagelneuen Patrone Verbindlichkeit hätte. Ich hatte ihm Geld vorgestrekt, er lehnte mir nie welches; ich hatte ihn in seiner Krankheit gewartet, kaum besuchte er mich in den meinigen; ich hatte alle meine Freunde ihm gegeben, er gab mir keinen der seinigen; ich hatte seinen Ruf nach meinen besten Kräften auszubreiten gesucht und er, wenn er je meinen Ruf auszubreiten suchte, so that ers wenigstens nicht so öffentlich, wie ich, und ganz auf eine andere Art. Wie konnte er also mein Mäcen seyn? Wie ich sein Client? — Dieß ist für mich zu hoch, ich habe nie es begreifen können, und kans noch nicht.

Wahr ist's, daß er gegen jedermann mehr oder minder übermüthig war, aber gegen niemanden war er es auf eine so brutale Art, wie gegen mich. Ich erinnere mich, daß St. L....t

einst

einst über Tische ihm darüber, daß er ihn Lügen strafte, (er hatte ziemlich unhöflich ihm vor der ganzen Gesellschaft bey einer Gelegenheit gesagt: dieß ist nicht wahr!) beynahe den Teller an den Kopf geworfen hätte. Das widerliche seines von Natur schneidenden Tones erhöhte er noch durch allen Uebermuth eines aufgeschossenen Glükspröslings, und selbst seine Unverschämtheit machte ihn lächerlich. Der Umgang mit Grossen hatte ihn verführt, sich das Betragen der grösten Narren unter dieser Classe von Leuten eigen zu machen. Seine Bedienten rief er nie anders, als mit: Eh! gleich als wenn Ihro Excellenz nicht wüßten, wer, unter Hochdero zahlreichen Dienerschaft gerade heute die überschwengliche Gnade hätte, Hochdieselbe zu bedienen. Wenn er ihm Aufträge gab, so warf er das Geld auf den Boden, statt es ihm in die Hand zu geben. Mit Einem Worte, er vergaß ganz, daß ein Bedienter auch ein Mensch wäre, und behandelte ihn mit einer so zurükstossenden Verachtung, mit einer so unwürdigen Härte, daß der arme Mensch, ein ganz guter und sehr brauchbarer Bursche, welchen Madame D' . . . y ihm gegeben hatte, seinen Dienst verließ und zwar aus keiner andern Ursache, als weil es ihm gänzlich unmöglich wäre, eine solche Behandlung auszuhalten: das war der la Fleur dieses Prahlhansen.

Alles dieß waren zwar nur Lächerlichkeiten, aber der Grundlage meines ganzen Charakters zuwider, und zulezt ward mir der seinige dadurch verdächtig. Ich konnte mirs nicht vorstellen, daß es mit dem Herzen eines Mannes, welchem der Kopf so schief stand, richtig seyn könnte. Auf nichts that er sich soviel zu gut, als auf sein gefühlvolles Herz, und die Stärke seiner Empfindungen. Wie stimmte dieses mit Fehlern, welche kleinen Seelen eigen sind? Die lebhafte und ununterbrochene Ausbrüche eines gefühlvollen Herzens, können diese so vielen kleinlichen Sorgen für unsere unbedeutende Person Raum lassen? Ach! mein Gott! wer in seinem Busen diese himmlische Flamme brennend fühlt, der will sie aushauchen, will der Welt sein Inneres zeigen. Gerne würde ein solcher sein Herz auf seinem Gesichte tragen; ein solcher würde auf keine Schminke denken.

Mir kam der kurze Auszug seiner Moral wieder in den Sinn, von welchem Madame D . . . . y mir einst gesagt, und dessen Innhalt sie selbst zum Regulativ ihrer Handlungen gemacht hatte. Dieser kurze Auszug bestand in einem einzigen Artikel, nämlich: die einzige Pflicht des Menschen ist, in allen Dingen den Neigungen seines Herzens zu folgen. Diese Moral machte mir, als ich zuerst davon hörte, entsezlich viel zu denken,

ken, ungeachtet ich die ganze Sache damals für nichts mehr als ein bloses Spiel des Wizes hielt. Aber ich sahe bald, daß dieser Grundsaz in der That die Richtschnur seines Betragens war, und in der Folge machte ich zu meinem grössesten Schaden eigene Erfahrung davon. Dieß ist die innere Lehre, von welcher Diderot mir so viel vorsagte, welche er aber mir nie erklärte.

Ich erinnerte mich der vielfältigen Warnungen, welche ich von allen Seiten her, schon vor mehreren Jahren erhalten hatte, daß dieser Mensch falsch wäre, daß er Empfindung heuchelte und spielte, wie der Comödiant seine Rolle spielt, und ins besondere, daß er mir nicht gut seye. Ich erinnnerte mich mehrerer kleiner Geschichten dieses Innhalts., welche mir vom Herrn von F . . . . . l und Madame de C . . . . r erzählt worden waren. Beyde schäzten ihn nicht und mußten ihn kennen, da Madam de C . . . . . . r eine Tochter der Madame de R . . . . t der innigsten Freundin des verstorbenen Grafen von F . . . . e war, und da Herr von F . . . . l, damals sehr vertraut mit dem Vicomte von P . . . c, gerade um die nämliche Zeit, als G . . . . anfieng im Palais royal aufzutretten, auch sehr häufig dort war. Ganz Paris wußte, daß er über den Tod des Grafen von F . . . . e beynahe

nahe hatte verzweifeln wollen. Er hatte hiebey keine andere Absicht, als einzig die: sich in dem Tone zu erhalten, welchen er bey der grausamen Härte der Mademoiselle Fel einmal angestimmt hatte; schon damalen hätte ich die Machinerie dieses Gaukelspiels bemerken können, wenn ich weniger verblendet gewesen wäre. Um ihn zu zerstreuen, schleppte man ihn mit vieler Mühe in's Hotel de Castriet: hier spielte er in der That seine Rolle vortreflich, indem er sich der tödlichsten Betrübnuß überließ. Alle Morgen gieng er in den Garten um sich ganz auszuweinen, wenigstens hielt, so lange er im Gesicht des Hotels war, er ein thränennasses Taschentuch vor die Augen; als er aber einst in eine Seiten-Allee eingelenkt hatte, sahen Leute, welchen er zu begegnen wohl nicht vermuthet haben mochte, ihn augenbliklich sein Taschentuch einsteken, und ein Buch heraus ziehen. Diese Bemerkung wurde in ganz Paris bekannt, aber eben sobald wieder vergessen. Ich selbst hatte sie vergessen; etwas, was mir selbst begegnete, brachte mir die Sache wieder ins Gedächtnuß. Ich lag todtkrank in meinem Bette in der Strasse Grenelle: er war auf dem Lande, und kam eines Morgens ganz athemlos zu mir gelaufen, wobey er sagte, daß er erst in diesem Augenblike angekommen wäre; bald darauf erfuhr ich, daß er schon

seit

seit dem gestrigen Abend in der Stadt wäre, und gestern das Schauspiel besucht hätte.

Ich erinnere mich tausend Vorgänge dieser Art; aber Eine Bemerkung, welche so spät gemacht zu haben, mich überraschte, war mir auffallender als alle andere. Ich hatte G . . . . alle meine Freunde ohne Ausnahme gegeben; sie waren alle die seinige geworden. Ich konnte so wenig mich von ihm trennen, daß ich lieber ein Haus, in welches er keinen Zutritt hatte, selbst gemieden, als es allein besucht haben würde. Die einzige Madame Crequi wollte ihm keinen Zutritt gestatten, und ich kam von dieser Zeit an beynahe nie mehr zu ihr. G . . . . hingegen machte sich andere Freunde sowohl auf seine eigene Faust, als durch die Mithülfe des Barons von F....e, und von allen diesen Freunden wurde nie Einer der meinige: nie sagte er zu mir ein Wort, um mich einzuladen, wenigstens ihre Bekanntschaft zu machen, um von allen denen, welche ich bisweilen bey ihm antraf, bezeugte mir nicht Einer nur den geringsten Grad von Wohlwollen, sogar der Graf F . . . . e nicht, bey welchem er wohnte und mit welchem in einige Verbindung zu kommen, mir eben deßwegen um so angenehmer gewesen wäre — eben so wenig der Graf von S . . . . . . g ein Verwandter des vorigen mit welchem G . . . . noch vertrauter war.

Noch mehr! Meine eigene Freunde, welche ich ihm gegeben hatte, und welche vor dieser Bekanntschaft sehr zärtlich gegen mich gesinnt waren, veränderten sichtbarlich ihr Betragen gegen mich, als sie gemacht war. Nie hat er mir einen seiner Freunde gegeben, ich gab ihm alle die meinige, und zulezt nahm er mir alle. Wenn dieß Freundschaft ist, was ist denn wohl Haß?

Diderot selbst sagte mir Anfangs öfters, daß G . . . ., welchem ich so grosses Vertrauen schenkte, mein Freund nicht wäre. In der Folge, als er selbst es nicht mehr war, änderte er die Sprache.

Meine Verfügungen über meine Kinder machten alle Dazwischenkunft fremder Personen unnöthig. Ungeachtet dessen sagte ich mein Geheimnuß einigen Freunden einzig, um es ihnen gesagt zu haben, und weil ich in ihren Augen nicht besser scheinen wollte, als ich es war. Diese Freunde waren an der Zahl drey: Diderot, G . . . ., Madame D' . . . . y. Dúclos, unter allen der würdigste meines Vertrauens, war der einzige, welchem ich es nicht sagte. Er wußte es indessen doch; durch wen? Ich weiß es nicht. Es ist nicht wahrscheinlich, daß dieses unredliche Betragen von Madame D . . . . y sollte hergerührt ha-

ben: diese mußte wissen, daß ich durch Wiedervergeltung, wäre ich derselben fähig gewesen, mich grausam genug rächen konnte. Nun bleibt nur noch G .... und Diderot übrig: beyde waren damals in so vielen Dingen eins, besonders wenn etwas gegen mich zu unternehmen war, daß es mehr als wahrscheinlich ist, daß sie das Verbrechen gemeinschaftlich begangen haben müssen. Auf Dûclos möchte ich wohl wetten, daß er, dem ich das Geheimnuß nicht anvertraut hatte, und der folglich damit machen konnte was er wollte, der einzige war, welcher es bewahrt hat.

G .... und Diderot hatten versucht, Duclos'n mit in ihren Anschlag, wegen Entfernung der Gouvernantinnen von mir, zu ziehen; er hatte sie immer mit Verachtung abgewiesen. Erst später erfuhr ich von ihm, was zwischen ihm und jenen beeden vorgegangen war; aber gleich anfänglich hatte ich von Theresen genug erfahren, um einzusehen, daß irgend ein geheimer Plan darunter steken müsse, und daß man über mich verfügen wolle, wenn auch nicht wider meinen Willen, doch ohne mein Wissen, oder daß man wenigstens die zwo ermeldte Personen zu Ausführung irgend eines geheimen Plans gebrauchen wolle. Alles dieß hieß nicht gerade gehandelt. Dûclos'ns Widerseczlichkeit

beweißt

beweißt dieß ohne Widerspruch. Glaube wer da will, daß dieß Freundschaft seye.

Diese vorgebliche Freundschaft hatte im Innern meines Hauses für mich eben so schädliche Folgen, als ausser demselben. Die lange und häufige und seit mehreren Jahren mit Madame le Vasseur gepflogene Unterhaltungen hatten diese Frau merklich gegen mich verändert, und diese Veränderung war für mich gewiß nicht günstig gewesen. Was unterhandelten sie denn wohl in diesen sonderbaren Zusammenkünften? Wozu diese geheimnußvolle Hülle? War dann die Unterhaltung des alten Weibs so angenehm, um so kostbar damit zu thun, und so wichtig, um sie so geheim zu halten? Die drey oder vier Jahre lang, als diese Unterredungen dauerten, hatten sie mir lächerlich geschienen: wenn ich nachher daran dachte, fieng ich an darüber zu erstaunen. Dieses Erstaunen würde zur Unruhe herangewachsen seyn, wenn ich damals gewußt hätte, was dieses Weib mir bereitete.

Ungeachtet des freundschaftlichen Eifers, welchen G . . . . für mich zu haben vorgab, eines Eifers, welcher freylich mit dem Tone, welchen er, mir gegenüber, nahm, sehr abstach, kam mir von keiner Seite etwas zu Ohren, was er für

mich gethan oder gesagt hätte, und sein Mitleiden, welches er für mich affektirte, hatte mehr den Zwek, mich herab zu würdigen, als mir wesentliche Dienste zu leisten. Er verstopfte sogar, soviel in seinen Kräften stand, mir die Quelle meines Unterhalts, welchen meine Handthierung mir einbrachte, indem er mich als einen schlechten Notenschreiber ausschriee. Er sagte freylich hieran die Wahrheit, aber es war seines Amts nicht, sie zu sagen. Daß übrigens das, was er sagte, sein Ernst war, bewieß er dadurch, daß er sich eines andern Notenschreibers bediente, und überhaupt mir keinen Kunden ließ, welchen er mir abspänstig machen konnte. Alles dieß zusammen genommen, mußte man beynahe auf den Gedanken gerathen, daß er meine ganze Existenz von sich und seinem Ansehen abhängig machen, und alle übrige Quellen meines Fortkommens verstopfen wolle, um mich ganz auf sich, und seinen mächtigen Einfluß zu beschränken.

Alles dieß dachte ich, so der Reihe nach, wieder durch, und diese Wiederholung brachte endlich meine solange stumme Vernunft wieder zur Sprache, und mein altes Vorurtheil für G . . . . zum Schweigen. Ich fand, aufs gelindeste gesprochen, seinen Charakter sehr verdächtig, und

seine Freundschaft geheuchelt. Hierauf beschloß ich ihn nicht mehr zu sehen; ich berichtete dieß Madame D' . . . . y, und belegte meinen Entschluß mit unwidersprechlichen Gründen, deren ich mich nicht mehr erinnere.

Sie bestritt meinen Entschluß aufs heftigste, aber auf die Gründe, mit welchen ich ihn unterstüzt hatte, wußte sie nichts erhebliches zu sagen. Sie hatte damals sich noch nicht mit ihm darüber verabredet; aber am folgenden Tage übergab sie mir, statt einer wörtlichen Erklärung einen sehr künstlich geschriebenen Brief, welchen sie zusammen ausgeklügelt hatten, und in welchem sie, ohne sich auf die von mir angeführte Thatsachen einzulassen, ihn durch seinen, zur Mittheilung nicht sehr geneigten Charakter entschuldigte, mir's zu einem Verbrechen anrechnete, meinen Freund einer Treulosigkeit beschuldigt zu haben, und am Ende mir den Rath gab, mich mit ihm auszusöhnen. Dieser Brief erschütterte mich. In einer Unterredung, welche ich in der Folge mit ihr hatte, und wo ich sie besser vorbereitet fand, als sie das erstemal nicht gewesen war, ließ ich mich vollends überwinden, und fieng sogar an zu glauben, daß ich wohl falsch geurtheilt haben könnte, und daß, in diesem Falle, ich allerdings bey einem Freunde grosses Unrecht gut zu machen

 hätte.

hätte. Kurz! wie es mir schon öfters mit Dideroten, mit dem Baron d'H . . . . . . k ergangen war, so ergieng mir's auch hier. Halb gerne, halb aus Schwachheit that ich diejenige Vorschritte zur Versöhnung, welche ich hätte von ihm erwarten und fordern können. Ich gieng zu G . . . . wie George Daudin in der Comödie, und bat ihn wegen der Beleidigungen, welche er mir zugefügt hatte, um Vergebung. Ich that dieß in der falschen Meynung, welche mich schon zu so manchen Erniedrigungen bey meinen falschen Freunden verleitet hat: ich glaubte nähmlich, daß kein Haß so wüthend wäre, welcher nicht durch Sanftmuth und gute Begegnung entwafnet werden könnte; da doch der Haß der Schurken immer mehr wächst, wenn der Hassende die Unmöglichkeit sieht, einen leidentlichen Grund seines Hasses aufzufinden. Ich wußte freylich damals noch nicht, so wie jezt, daß das Gefühl eigener Ungerechtigkeit, statt Reue zu erzeugen, eine neue Beschwerde gegen den abgeben muß, an welchem man, sich versündigt zu haben, sich bewußt ist. Ich habe von dieser Wahrheit in meiner eigenen Geschichte einen sehr überzeugenden Beweiß an G . . . . und T . . . . . .; beyde wurden meine unversöhnlichsten Feinde, weil sie Geschmak und Vergnügen daran fanden, mich zu hassen, und weil es ihnen so eingekommen

war;

war; keiner von beyden *) konnte irgend ein Unrecht von meiner Seite anführen, welches ihnen Grund hiezu gegeben hätte, und dennoch (oder vielmehr eben deßwegen) wächst ihr Haß gegen mich täglich, wie der Blutdurst des Tigers, durch die Leichtigkeit, ihn zu befriedigen.

Ich hatte erwartet, G . . . würde, überrascht von meiner Nachgiebigkeit und meinem Zuvorkommen, mich, ofnen Arms, mit der wärmsten Freundschaft empfangen. Er empfieng mich, wie ein Römischer Kaiser, mit einem Uebermuthe, wie ich noch an keinem Menschen sahe. Auf eine solche Aufnahme war ich ganz und gar nicht vorbereitet. Als ich in einer Verwirrung, welche aus einer, meiner so unwürdigen, Rolle nothwendig entspringen mußte, in wenig Worten, und mit einem furchtsamen Anstande den Grund meines Besuchs ihm gesagt hatte, so legte er,

 ehe

*) Erst in der Folge habe ich dem leztern den Beynahmen J . . . . . . gegeben, aber dieß geschahe lange, nachdem er mein erklärter Feind geworden war, und mich schon vorher in Genf und anderwärts blutig verfolgt hatte. Ich habe sogar diesen Nahmen unterdrükt, da ich mich ganz ein Opfer seiner Grausamkeit sahe. Niedrige Rache finde ich meines Herzens, in welchem Haß ganz fremd ist, unwürdig.

ehe er mich wieder zu Gnaden auf und annahm, mit vieler Würde eine lange Standrede ab, auf welche er sich vorbereitet gehabt hatte, und deren Innhalt in der vollständigen Aufzählung seiner seltenen Tugenden, und besonders der, auf die Freundschaft Bezug habenden, bestand. Besonders lange verweilte er sich bey einem Grunde, welcher anfänglich einigen Eindruk auf mich machte, und der war: daß es bekannt wäre, daß er in der Freundschaft nicht wechselte. So lange er redete, sagte ich ganz leise zu mir selbst: daß ich doch sehr unglüklich wäre, allein eine Ausnahme von dieser Regel zu machen. Er kam so oft und sogar einigemale so gezwungen auf diesen Saz zurük, daß ich glauben mußte, er würde auf die Seltenheit des Grundsazes: immer einerley Freunde haben zu wollen, sich weniger zu gut thun, wenn eben diese Seltenheit Würkung seines guten Herzens und nicht vielmehr seiner Politik gewesen wäre. Bis auf den damaligen Augenblik war ich in dem nähmlichen Falle gewesen, ich hatte immer meine alte Freunde behalten: seit meiner zartesten Jugend hatte ich keinen einzigen verlohren, es wäre denn durch den Tod gewesen; aber noch nie hatte ich darüber nachgedacht. Ich hatte mir's nicht als Grundsaz vorgeschrieben, keinen Freund verliehren zu wollen. Da wir also damals diesen Vorzug

zug gemein hatten, so konnte ich nicht einsehen, warum er soviel daraus machte, wenn er nicht schon im voraus darauf dachte, mich um meine Freunde zu bringen. *) Nach ausführlicher Erläuterung obermeldten Vorzugs verbreitete er sich weitläufig über die besondere Aufmerksamkeit, welche unsere gemeinschaftliche Freunde ihm vorzugsweise vor mir schenkten. Ich kannte diese besondere Aufmerksamkeit so wohl, wie er; die Frage war nur, auf welchem Wege er zu derselben gelangt war? ob er diesen Vorzug verdient, oder ob ihn erlauert und erschlichen hatte? ob dadurch, daß er sich gehoben, oder dadurch, daß er mich niedergedrükt hatte? Endlich, nachdem er den Abstand zwischen mir und ihm weit genug bestimmt hatte, um zugleich der Gnade, welche er mir jezt erweisen wollte, ihren gehörigen Werth beyzulegen, so wurde ich zum Kusse des Friedens in einer leichten Umarmung zugelassen, ungefähr so, wie der König die neugebakene Ritter umarmt. Ich war wie aus den Wol-

 ken

*) Abermals ein schwäbischer Ausdruk! Er bezeichnet den Fall, wenn man das, treuherzig übergebene, Depositum plözlich, und zwar entweder mit oder ohne böse Absicht verderbt. Dieser leztere Punkt und denn auch dieß, daß das: um etwas bringen Würkung, Betrug aber Mittel ist, unterscheiden jenes von diesem.

ken gefallen, ich konnte vor Erstaunen gar nicht zu mir selbst kommen, ich konnte nichts sagen, weil ich gar keine Worte zu finden wußte. Der ganze Auftritt sahe aus, wie wenn ein Schulmeister den Schüler ausfilzt, aber aus besonderer Gnade die Strafe der Ruthe erläßt. Nie kan ich hieran zurückdenken, ohne zugleich die Falschheit der Urtheile zu fühlen, welche wir täglich nach dem äussern Scheine zu fällen pflegen und welchen der Pöbel so viel Gewicht beylegt. Wie oft sind Ungezwungenheit, Stolz, Kühnheit sogar, auf der Seite des Schuldigen, wenn der Unschuldige darneben vor Schaam und Verlegenheit in den Erdboden versinken möchte.

Wir waren versöhnt; immer ein Trost für mein Herz, welchem jeder Zwist Todespein verursacht! Man sieht wohl voraus, daß eine solche Versöhnung sein Betragen nicht änderte, sondern mir nur das Recht raubte, mich darüber zu beklagen. Ich nahm mir vor, alles zu ertragen und zu schweigen.

So viel Kummer, Schlag auf Schlag, warf mich endlich darnieder, er raubte mir alle Spannkraft meines Geistes, und eben dadurch meine Herrschaft über mich selbst. St. L...t antwortete mir nicht, Madame H.... vernachlässigte mich, niemanden mochte ich mich

anver-

anvertrauen, ich fieng an zu fürchten, daß ich mein Leben einer Schimäre geweiht hätte, indem ich die Freundschaft zum Abgotte meines Herzens machte. Ich gieng alle meine sogenannte Freunde und die Proben, in welchen ich sie hatte kennen lernen, durch, und fand, daß von allen meinen Bekannten nur zwey Menschen alle meine Achtung sich erhalten hatten, und daß nur diesen zweyen mein Herz mit Sicherheit sein Vertrauen schenken könnte. Duclos, welchen ich, seit der Zeit meines Zurükziehens in die Einsiedeley, aus dem Gesichte verlohren hatte, und St. L . . . t. Ich glaubte mich von dem Unrecht, was ich dem leztern zugefügt hatte, nicht besser entsündigen zu können, als wenn mein ganzes Herz ohne Rükhalt vor ihm ausschüttete: daher entschloß ich mich, ihm getreulich alles zu beichten, was er ohne Nachtheil seiner Geliebten wissen durfte. Ich will zwar gerne glauben, daß diese Wahl eine Schlinge war, welche meine Leidenschaft mir legte; aber gewiß ist nun einmal dieß, daß ich mich meinem Nebenbuhler ohne Rükhalt in die Arme geworfen haben würde, daß ich mich seiner Führung ganz überlassen und meine Freymüthigkeit so weit als möglich getrieben haben würde. Eben wollte ich ihm einen zweeten Brief schreiben, auf welchen ich völlig versichert war, Ant-

wort

wort zu erhalten, als ich die traurige Ursache seines Stillschweigens auf meinen ersten erhielt. Er hatte die Ermüdungen des gegenwärtigen Feldzugs nicht bis zu Ende ausdauren können. Von Madame D' . . . . y erfuhr ich, daß er einen Anfall von Lähmung bekommen hätte und Madame d'H . . . . . ließ mir drey oder vier Tage nachher von Paris aus, wo sie damals (freylich krank, und zum Schreiben unfähig, indem die Nachricht von dem Unglüke ihres Geliebten sie plözlich darnieder geworfen hatte) sich aufhielt, mündlich sagen, daß er sich würde nach Aach'en tragen lassen, um dort das Bad zu gebrauchen. Ich will nicht behaupten, daß diese traurige Neuigkeit mich, so, wie sie, angegriffen habe, aber die Beklemmung meines Herzens war doch gewiß nicht minder peinlich als ihr Schmerz und ihre Thränen. Der kummervolle Gedanke, ihn in diesem Zustande zu wissen, noch mehr verbittert durch die Furcht, daß vielleicht die Unruhe über mich beygetragen haben könnte, ihn in denselben zu versezen, war mir peinlicher, als alles, was mir bisher begegnet war; ich empfand auf eine sehr schmerzhafte Weise, daß eigen innere Achtung und mit dieser die Stärke mir mangelte, deren ich doch so nöthig hatte, um so viel Unannehmlichkeiten zu ertragen. Zum Glücke ließ mein großmü-

thiger

thiger Freund mich nicht lange in dieser Bekümmernuß. Er vergaß, ungeachtet seines Anfalls, mich nicht, und bald belehrte er mich eigenhändig, das ich seine Empfindungen und seinen Zustand unrecht beurtheilt hatte. Aber es ist Zeit auf die grosse Umwälzung meines Schicksals, auf die Catastrophe zu kommen, welche mein Leben in zwo verschiedene Hälften getheilt hat, deren erste Ursachen so unbedeutend und deren Würkung so schreklich war.

Einst, als ich mich nichts weniger versahe, schikte Madame D' . . . . y. zu mir, daß ich sie besuchen möchte. Als ich ins Zimmer trat, bemerkte ich in ihren Augen und in ihrer ganzen Haltung einen Anstrich von Verwirrung, welche um so mehr auffiel, da sie ihr nicht gewöhnlich war, indem niemand auf der Welt, so, wie sie, ihr Gesicht und ihre Bewegungen zu beherrschen wußte. „Mein Freund!“ sagte sie zu mir „ich gehe nach Genf; meine Brust „ist in üblen Umständen, meine Gesundheit ist „so zerrüttet, daß ich alles liegen und stehen „lassen muß, um Tronchin persönlich um „seinen Rath zu bitten.“ Dieser Entschluß, so rasch und bey dem Eintritte der schlimmen Jahreszeit gefaßt, sezte mich um so eher in Erstaunen, da sechs und dreisig Stunden vorher,

als

als ich sie verließ, keine Frage davon gewesen war. Ich fragte sie, wen sie mit sich nehmen würde. Sie antwortete, ihren Sohn und Herrn de Linant „und Sie, mein Bär!“ sezte sie in einem nachlässigen Tone hinzu, „werden Sie nicht auch kommen?“ Da ich mir nicht beyfallen ließ, daß sie wohl im Ernste sprechen könnte (sie wußte, daß ich in der jezt beginnenden Jahreszeit nicht im Stande war, mein Zimmer zu verlassen) so scherzte ich mit ihr über die Nüzlichkeit der Begleitung eines Kranken, durch einen andern Kranken; sie selbst schien den Vorschlag nicht im Ernste gemacht zu haben, und es war weiter keine Frage hievon. Man sprach nun von nichts weiter als den Vorbereitungen zu ihrer Reise, mit welchen sie sich sehr lebhaft beschäftigte, da sie in vierzehen Tagen abzugehen beschlossen hatte. Bey meiner abschäglichen Antwort verlohr sie nichts, indem ihr Mann sich entschlossen hatte, sie zu begleiten.

Einige Tage nachher erhielt ich von Diderot das Handbriefgen, welches ich hier abschreiben will. Es war nur doppelt zusammengelegt, so daß man den Innhalt ohne die mindeste Mühe lesen konnte: die Aufschrift aber war an mich: „bey Madame D' . . . . y durch gütige Be„sorgung Herrn de Linants.“ Wohlzumerken

dieser

dieser Herr de Linant war Hofmeister des Sohnes und Vertrauter der Mutter.

Diderots Briefgen.

„Ich bin dazu gebohren, Sie zu lieben „und Ihnen Kummer zu machen. Ich höre, „daß Madame D'. . . . y nach Genf gehen „wird, aber ich höre nicht, daß Sie sie begleiten „werden. Mein Freund! wenn Sie mit Ma„dame D'. . . . . y auf einen freundschaft„lichen Fusse stehen, so müssen Sie mit ihr „reisen: wo nicht, so müssen sie noch schneller „reisen. Drükt Sie das Gewicht der Ver„bindlichkeiten, welche Sie ihr haben? nun „gut! so bietet sich Ihnen hier eine Gelegen„heit dar, Sich zu erleichten, indem Sie der„selben Sich einigermassen entledigen können. „Werden Sie in Ihrem Leben eine andere, eben „so günstige, Gelegenheit finden, ihr Ihre Dank„barkeit zu beweisen? Sie geht in ein Land, „wo sie ganz fremd, — wie aus den Wolken „gefallen seyn wird. Sie ist krank: sie wird „Zerstreuung und Belustigung nöthig haben. „Aber freylich, mein Freund! der Winter! — „Ihre Entschuldigung wegen Ihren mißlichen „Gesundheitsumständen ist vielleicht gültiger, „als ich in der That nicht glaube. Aber sind „Sie denn heute kränker, als Sie es vor einem „Monate waren, und als Sie am Anfange des

Früh-

„Frühjahrs seyn werden? Werden Sie, von jezt „über drey Monate, die Reise mit mehrerer Be„quemlichkeit machen? Ich bekenne es Ihnen, „ich würde einen Stok in die Hand nehmen, „und ihr folgen, wenn ich das Fahren nicht „ertragen könnte. Und glauben Sie denn würk„lich, daß Ihr Betragen nicht könne gemißdeu„tet werden? Man wird Sie der Undankbarkeit „oder eines andern geheimen Beweggrundes be„argwöhnen. Ich weiß wohl, daß Sie bey „allen Ihren Handlungen das Zeugnuß Ih„res Gewissens für sich haben werden, aber „ist dieses Zeugnuß allein hinreichend und ist „es erlaubt, das der übrigen Menschen bis „auf einen gewissen Grad zu vernachlässigen. „Im übrigen, mein Freund! schreibe ich Ihnen „hier bloß, um mich meiner Schuldigkeit gegen „Sie und gegen mich selbst zu entledigen. Gefällt „Ihnen mein Brief nicht, so werfen Sie ihn „in's Feuer, und denken Sie, ich hätte Ihnen „gar nicht geschrieben. Ich grüsse Sie, liebe „Sie, umarme Sie.“

Ich zitterte und ward blaß vor Zorn, als ich dieß Billet las, kaum konnte ich's vollenden; aber doch hinderte mich mein Unwille nicht, Diderots Kunst in demselben zu bemerken. Er affektirte einen sanftern, liebkosenderen, ehrlichern,

redlicheren Ton, als in allen seinen übrigen Briefen, in welchen ich höchstens mit: mein lieber! (des Nahmens: Freund! wurde ich nie von ihm gewürdigt) vorlieb nehmen mußte. Ich sahe leicht ein, von woher dieser Ball auf mich zurükprallte. Unterschrift, Form und ganzer Gang des Briefs bezeichneten mir hinlänglich den Umweg, welchen derselbe hatte nehmen müssen, bis er aus Diderots Feder floß. Wir schrieben uns gewöhnlich durch die Post über Montmorenci, oder durch den dasigen Botten; nur heute gieng unser Briefwechsel das erste und leztemal den oberwähnten Weg.

Als das erste Aufbrausen meines Zorns mir wieder zu schreiben verstattete, schrieb ich an ihn die nachstehende Antwort hastig nieder, und lief, diese in der Hand, von der Einsiedeley, wo ich wieder wohnte, nach la C . . . . . . e, um sie Madame D' . . . . . y zu zeigen, welcher ich in meinem blinden Eifer Brief und Antwort vorlesen wollte.

„Mein lieber Freund! Sie können nicht wissen, weder, wie viele, noch, wie starke Verbindlichkeiten ich Madame D' . . . . y habe, noch bis auf welchen Grad sie mich fesseln, noch ob sie meiner auf ihrer Reise nöthig hat, noch ob sie verlangt, daß ich sie begleite, noch ob

„es mir möglich ist, diesem Verlangen zu ent-
„sprechen, noch endlich, was ich für Gründe
„haben mag, dieß nicht zu thun. Ich weigere
„mich nicht, über alle diese Punkte Ihnen Rede
„zu stehen; indessen aber, bis dieß geschehen
„wird, können Sie nicht umhin mir zuzugeste-
„hen, daß: mir so categorisch vorschreiben wol-
„len, was ich zu thun habe, und zwar, ohne
„zugleich im Stande zu seyn, alle meine Pflich-
„ten zu beurtheilen, — daß dieß, mein lieber Phi-
„losoph! geurthelt heisse, wie ein junger Brau-
„sekopf urthelt. Was Ihre Sache noch mehr
„verschlimmert ist, daß Ihr guter Rath nicht
„von Ihnen kommt. Das abgerechnet, daß ich
„jezt nicht bey Laune bin, mich von einem Drit-
„ten und Vierten unter Ihrem Namen gängeln
„zu lassen, so finde ich in allen diesen Würkun-
„gen und Rükwürkungen gewisse Winkelzüge,
„welche mit Ihrer Freymüthigkeit nicht stimmen,
„und deren Sie in Zukunft sich zu enthalten,
„für sich und für mich wohl thun werden.

„Sie fürchten, man möchte mein Betragen
„übel auslegen; aber ich darf Ihnen wohl auf
„den Kopf zusagen, daß ein Herz, wie das Ih-
„rige ist, nicht schlimm von dem meinigen den-
„ken kan. Es giebt freylich Leute, welche gün-
„stiger von mir sprechen würden, wenn ich ihnen
„mehr

„mehr gliche. Aber Gott bewahre mich, daß
„ich ihren Beyfall erlange. Schurken mögen
„immerhin mich ausspioniren und deuteln. Rous-
„seau ist nicht gemacht, sie zu fürchten, noch
„Diderot, sie zu hören.

„Wenn Ihr Brief mir mißfallen habe, schrei-
„ben Sie mir, so soll ich ihn in's Feuer werfen,
„und solle den ganzen Vorgang als ungeschehen
„betrachten. Glauben Sie, daß man das, was
„von Ihnen kommt, nur so leicht vergessen kan?
„Mein Lieber! die Thränen, welche ich über
„Ihre Behandlung weinen muß, scheinen eben
„so unwichtig in Ihren Augen zu seyn, als mein
„Leben und meine Gesundheit Ihnen seyn müssen,
„wenn Sie mir, dem Kranken, zumuthen, Kran-
„kenwärter zu werden. Wenn Sie diesen Fle-
„ken aus Ihrem Charakter tilgen könnten, so
„würde Ihre Freundschaft mir angenehmer, und
„ich würde weniger zu beklagen seyn."

Als ich zu Madame D' . . . . y in's Zimmer trat, fand ich G . . . . bey ihr, und das freute mich. Ich las mit heller und erhabener Stimme, und mit einer Unerschrokenheit, deren ich mich nicht fähig geglaubt hätte, meine beyde Briefe vor, und begleitete sie mit einigen mündlichen Anmerkungen und Nachträgen, so ziemlich im Geiste der Briefe. Bey dieser unerwarteten

Kühnheit eines, von Natur, furchtsamen Menschen sahe ich beyde erstaunen: sie waren betäubt, und sagten auch nicht Ein Wörtchen. Besonders konnte der Uebermüthige meine flammende Blike nicht ertragen, er schlug seine Augen zur Erde nieder: aber in dem nähmlichen Augenblike schwur er meinen Untergang, und ich bin gewiß, daß sie die nöthige Maasregeln hiezu verabredet haben, ehe sie sich trennten.

Ungefähr um die nähmliche Zeit erhielt ich endlich durch Madame d'H . . . . . . die Antwort des St. L . . . . t, welche noch von Wolfenbüttel wenige Tage nach seinem gehabten Anfalle datirt war, und sich auf meinen, unterwegs liegengebliebenen Brief bezog. Er brachte mir Trost, dessen ich gegenwärtig sehr benöthigt war; die Aeusserungen von Achtung und Freundschaft, von welchen er voll war, richteten mein niedergeschlagenes Gemüth wieder auf, und gaben mir Muth, sie zu verdienen. Von diesem Augenblike an befolgte ich meine Pflicht, aber es ist höchst gewiß, daß, wäre St. L . . . . t weniger vernünftig, großmüthig, weniger rechtschaffener Mann gewesen, ich ohne Rettung verlohren gewesen wäre.

Die Jahrszeit begunnte unfreundlich zu werden, man fieng bereits an, sich vom Lande wieder

der in die Stadt zurükzuziehen. Madame d'H.... ließ mich den Tag wissen, da sie von unserem Thale Abschied zu nehmen gedächte, und bestimmte mir eine Zusammenkunft in Eaubonne. Zufälligerweise reißte am nämlichen Tage auch Madame D'....y von la C.......e nach Paris ab, um dort vollends die nöthige Zurüstungen zu ihrer Reise zu machen. Zum Glüke reisete sie des Morgens frühe, und so gewann ich noch Zeit, nach ihrer Abreise mit ihrer Schwägerin zu Mittag zu speisen. Ich hatte St. L.....t's Brief in der Tasche, und, während ich hingieng, las und wiederlas ich ihn mehreremale. Dieser Brief diente mir als ein undurchdringlicher Schild für meine Schwachheit. Ich beschloß (und wahrlich! ich habe es auch gehalten) in Madame d'H....... nur meine Freundin, nur die Geliebte meines Freundes zu sehen; und nun brachte ich, unter vier Augen, vier oder fünf Stunden in einer entzükenden Ruhe bey ihr zu, und dieser Zustand war mir unendlich werther, sogar mit höherem Genuß verbunden, als iene Anfälle vom hizigen Fieber, welche ich bisher gehabt hatte, wenn ich bey ihr war. Da sie nur zu gut wußte, daß mein Herz noch unverändert war, so rührte sie meine Anstrengung mich zu überwinden, sie schäzte mich deßhalb höher, und ich hatte das Vergnügen, zu sehen, daß

ihre Freundschaft für mich nicht erloschen war. Sie benachrichtigte mich von der nahen Zurükkunft des St. L . . . . t, welcher von seinem Anfalle zwar ziemlich hergestellt, aber nicht mehr im Stande war, die Beschwerlichkeiten des Kriegs auszuhalten. Er verließ daher den Dienst, und wollte nun in der Nähe von seiner Geliebten ein ruhiges und gemächliches Leben führen. Wir machten das Projekt, daß in Zukunft wir Dreye immer Eine Gesellschaft bilden sollten, und wir konnten allerdings die Realisirung des schönen Traums hoffen, da wir alle die Empfindung besassen, welche gefühlvolle, redliche Herzen vereinigen können, und da keinem von uns die Geschiklichkeiten und Kenntnusse mangelten, welche man haben muß, um sich selbst genug zu seyn, und keine fremde Unterhaltung zur Ausfüllung leerer Stunden nöthig zu haben. Ach! wie wenig dachte ich, als ich mich der Hofnung eines so herrlichen Lebens überließ, welch' verschiedenes Loos meiner warten möchte!

Wir sprachen von meinem gegenwärtigen Verhältnuß gegen Madame D' . . . . . y. Ich zeigte auch ihr Diderots Brief und meine Antwort auf denselbigen; ich erzählte ihr getreulich und pünktlich den ganzen Hergang, und bezeugte ihr, daß ich entschlossen wäre, die Einsiedeley zu ver-

verlassen. Sie bestritt meinen Vorsaz lebhaft, und mit Gründen, welche auf mein Herz allmächtig würkten. Sie bezeugte mir, wie sehr sie gewünscht hätte, daß ich die Reise nach Genf mitmachte, weil sie wohl voraussähe, daß man in meine abschlägige Antwort sie mit einmengen würde; wirklich schien auch Diderots Brief auf so etwas hinzudeuten. Da sie indessen meine Gründe eben so gut wissen konnte, wie ich selbst, so bestand sie nicht auf diesem Punkt, aber sie beschwor mich, es möchte auch kosten was es wollte, alles Aufsehen zu vermeiden, und meine Weigerung wenigstens mit Gründen zu unterstützen, welche hinreichend wären, allen ungerechten Verdacht von ihr zu entfernen. Ich gestand, daß sie von mir nichts leichtes verlangte, versicherte aber zugleich, daß ich entschlossen wäre, mein Unrecht wieder gut zu machen, (sollte auch mein guter Ruf der Preiß seyn), und ihren Ruf zu erhalten, so lange die Ehre es mir erlauben würde.

Ich kan schwören, daß meine unglükliche Leidenschaft damals sogar nichts von ihrer Stärke verlohren hatte, daß ich vielmehr meine Sophie nie so lebhaft, so zärtlich, liebte, als an diesem Tage. Aber St. L . . . . . t's Brief, das Gefühl meiner Pflicht und der Abscheu vor aller Treulosigkeit, hatten einen so tiefen Eindruk auf

mich gemacht, daß während der ganzen Zeit unsers Zusammenseyns meine Sinne ruhig blieben, und ich sogar nicht einmal in Versuchung gerieth, ihr die Hand zu küssen. Als ich weggieng, umarmte sie mich im Angesichte ihrer Leute. Dieser Kuß, so verschieden von denen, welche ich unter dem Schatten dikbelaubter Bäume ihr bisweilen geraubt hatte, ward mir Bürge, daß ich meiner selbst wieder Herr geworden war: ich bin beynahe überzeugt, daß, wenn mein Herz nur Zeit gehabt hätte, in der Ruhe zu erstarken, ich gewiß zu meiner gänzlichen Heilung nicht drey Monate gebraucht haben würde.

Hier endiget sich meine persönliche Verbindung mit Madame d'H . . . .; eine Verbindung, welche ein jeder meiner Leser, nach dem äussern Scheine und nach dem Stande seines eigenen Herzens, beurtheilt haben wird, aber während welcher wir beyde, troz der Leidenschaft, welche dieses liebenswürdige Weib mir eingehaucht hatte, der feurigsten vielleicht, von der je ein Sterblicher glühte, der Pflicht, der Ehre, der Liebe und der Freundschaft seltene und kostbare Opfer brachten, welche unsere Leidenschaft immer ehren werden, deren Werth aber nur der Himmel erkennt. Wir waren beyde, eins in des andern Augen, zu erhaben, als daß wir uns gegenseitig zu niedrigen

Handlungen hätten herablassen können. Man muß aller Achtung unwürdig seyn, wenn man sich entschliessen kan, einen Ruf von so hohem Werthe zu beflecken; die Stärke unserer Gefühle selbst, welche uns strafbar machen konnten, hinderte uns, es zu werden.

So verabschiedete ich mich denn, an Einem Tage von zwo Frauen, nach einer so lange gedauerten Freundschaft gegen die eine, und Liebe gegen die andere; ich sagte, jeder besonders, Lebewohl, der einen, um sie in meinem Leben nicht wieder, und der andern, um sie in der Folge nur zweymal, bey Gelegenheiten, deren ich unten erwähnen werde, zu sehen.

Nach ihrer Abreise befand ich mich in nicht geringer Verlegenheit, wie ich so viele dringende und doch widersprechende Pflichten erfüllen sollte, welche freylich lauter Folgen meines unvorsichtigen Betragens waren. Wäre ich in meinem natürlichen Zustande gewesen, so hätte ich nach dem Antrage, die Reise nach Genf mitzumachen, und der Ablehnung desselben, nur ruhig bleiben dörfen, und alles wäre gut gewesen. Aber ich hatte, sehr unklüglich, aus diesem unbedeutenden Umstande eine Angelegenheit gemacht, welche nun einmal nicht so hängen bleiben konnte; das einzige Mittel einer ferneren Erklärung auszuwei-

chen, war, die Einsiedeley zu verlassen, und doch hatte ich Madame d'H . . . . . . so eben versprochen, dieß nicht, wenigstens jezt nicht, zu thun. Noch mehr, sie hatte verlangt, ich sollte mich bey meinen seynwollenden Freunden wegen meiner Weigerung, die Reise mitzumachen, entschuldigen, damit man diese Weigerung nicht auf ihre Rechnung sezen möchte. Und doch konnte ich hievon die wahre Ursache nicht angeben, ohne Madame D' . . . . y zu beleidigen, welcher ich nach allem dem, was sie für mich gethan hatte, Dankbarkeit schuldig war. Alles wohl überlegt, hatte ich die ausschließliche Wahl zwischen drey Dingen: entweder Madame D' . . . . y, oder Madame d'H . . . . . . , oder mir selbst zu nahe zu tretten; ich wählte das leztere, und wählte es laut, ohne Ausnahme, ohne gehässiges Läugnen hinter dem Rüken, und alles dieß mit einer Großmuth, welche in der That wohl hinlänglich war, mich von den Fehlern, welche mich in diese verzweifelte Lage gebracht hatten, rein zu waschen. Dieses Opfer, welches meine Feinde so gut benuzt haben, welches sie vielleicht erwartet haben mochten, hat meinen Ruf zu Grunde gerichtet, und, unter der redlichen Beyhülfe eben dieser Leute, mir die Achtung des Publikums geraubt; aber es hat mir meine eigene Achtung wieder gegeben, und hat in meinem Unglüke mich getröstet. Man

wird

wird in der Folge sehen, daß dieses Opfer nicht das lezte war, welches ich gethan habe, noch das lezte, dessen man sich zu meinen Verderben zu bedienen gewußt hat.

S.... war der einzige welcher keine Hand mit in dieser Sache gehabt zu haben schien; an ihn beschloß ich, mich zu wenden. Ich schrieb ihm einen langen Brief, in welchem ich ihm das Lächerliche des Eigensinnes, welcher mich zu Genf haben wollte, und, wie unnüz, wie lästig sogar, ich dort für Madame D'....y seyn müßte, und die Uebequemlichkeiten, welche eine solche Reise für mich hätte, deutlich aus einander sezte. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, in diesem Briefe ihn merken zu lassen, daß ich von allem wohl unterrichtet wäre, und daß es mir sonderbar schiene, zu behaupten, daß ich verbunden wäre, diese Reise zu machen, da er selbst sich hievon loßzählte und seiner gar nicht dabey gedacht würde. Zwar konnte ich in diesem Briefe meine Gründe nicht ganz sagen, und kam daher bißweilen in den Fall ungereimtes Zeug in's Gelag hinein schwazen zu müssen. Wer, nach diesem Briefe allein mich hätte beurtheilen wollen, hätte nothwendig das Unrecht auf meiner Seite vermuthen müssen; wer aber, wie S.... mit all' den Umständen, welche

ich

ich verschwieg und welche doch so ganz mich rechtfertigten, bekannt war, der mußte ihn für ein Muster von Mässigung und Schonung erkennen. Ich schonte meiner selbst so wenig, daß ich so sogar keinen Anstand nahm, Diderots guten Rath meinen übrigen Freunden in den Mund zu legen, um dadurch die Nachricht zu verbreiten, daß Madame d'H . . . . . wie es auch wahr war, eben so gedacht hätte. Freylich verschwieg ich, daß sie, nachdem ich meine Gründe ihr dargelegt hatte, ihre Meynung geändert hätte, weil ich allen Verdacht eines Einverständnusses nicht besser von mir abwälzen zu können glaubte, als wenn ich mich über diesen Punkt mit ihr unzufrieden stellte.

Mein Brief schloß sich mit einem Beweise meines Zutrauens, welcher jeden andern gerührt haben würde. Ich bat nähmlich G . . . . daß er meine Gründe für und wider prüfen und dann mir rathen möchte: zugleich bezeugte ich ihm, (was denn auch wirklich mein wahrer Ernst war) ich würde seinen Rath befolgen, welcher er auch immer seyn möchte, und sollte er sogar für die Begleitung der Madame D' . . . y stimmen. Und wirklich mußte auch eben diese Begleitung jezt aus einem ganz andern Gesichtspunkte betrachtet werden, da Herr D' . . . . y

sich

sich entschlossen hatte, den Führer seiner Frau auf dieser Reise zu machen; da hingegen anfänglich Ich diese Stelle hatte bekleiden sollen, und Herr D' . . . . y erst nach meiner Weigerung in Vorschlag gekommen war.

Ich mußte lange auf G . . . . s Antwort warten. Sie war sonderbar: Ich schreibe sie hier ab.

„Die Abreise der Madame D' . . . . y ist „verschoben worden; ihr Sohn ist unpäßlich, „und Madame wird daher erst dessen Genesung „abwarten. Ich will gelegentlich über den Inhalt Ihres Briefs nachdenken. Halten Sie „Sich nur ruhig in Ihrer Einsiedeley. Zu „seiner Zeit soll mein guter Rath Ihnen nicht „entstehen. Die Sache hat ohnehin ganz keine „Eile, da Madame binnen einigen Tagen noch „nicht abreisen wird. Biß dahin könnten Sie „ja etwa, wenn es Ihnen gut däucht, sich ihr „zur Gesellschaft anerbieten, wie wohl mir's „gleichgültig zu seyn scheint, ob Sie es thun „oder nicht thun wollen. Da ich Ihre Lage so „gut kenne, wie Sie selbst, so zweifle ich keineswegs, daß sie Ihr Anerbieten so aufnehmen wird, wie sie soll; aber alles, was Sie „dadurch gewinnen, ist, daß Sie denen, welche „in Sie dringen, wenn Sie nicht angenommen

„werden, sagen können, es hätte wenigstens an
„Ihrem guten Willen nicht gefehlt. Uebrigens
„sehe ich nicht, warum Sie den Philosophen
„durchaus zum Sprachrohre aller übrigen Leute
„machen wollen, und warum Sie glauben, daß
„jedermann von Ihnen verlange, daß Sie mit-
„reisen sollen, weil dieß sein Rath ist. Wenn
„Sie an Madame D' . . . . y schreiben, so
„wird ihre Antwort zugleich für alle diese Freun-
„de dienen können, da es Ihnen nun doch ein-
„mal so sehr am Herzen liegt, diesen Leuten
„zu antworten. Leben Sie wohl! meinen
„Gruß an Madame le Vasseur und den
„Criminel *)

Ich erstaunte nicht wenig, als ich diesen Brief laß. Mit der grösten Unruhe wendete ich ihn hin und her, las und las wieder, ohne zu begreifen, was er bedeuten sollte. Wie! statt meinen Brief ganz einfach zu beantworten, nimmt er sich Zeit darüber zu denken; gleich als wenn er nicht schon hinlängliche Zeit hiezu gehabt

*) Herr le Vasseur pflegte seine Frau so zu nennen, weil sie ihn etwas rauh behandelte. G . . . trug im Scherz diese Benennung auf die Tochter über, und ließ der Kürze halber das erste Wort weg.

gehabt hätte. Er eröfnet mir sogar, daß er gezwungen seye, mich noch in Ungewißheit zu lassen, nicht anders als ob von einer tiefsinnigen Aufgabe und deren Auflösung die Rede wäre, oder als ob es zu seinem Plane nothwendig gehörte, mir seine Gesinnung bis auf den Augenblik hin zu verbergen, da es ihm gefallen würde, mir solche zu erklären. Was in aller Welt sollen aber diese Behutsamkeiten, diese Verzögerungen, dieses geheimnußvolle Wesen? Vergilt man so das Vertrauen? Ist dieß der gerade Gang des redlichen Mannes? — Vergebens mühete ich mich, dieses Betragen auf eine Art zu deuten, daß es seinem Charakter nicht nachtheilig wäre. Was er aber nun auch vorhaben mochte, so erleichterte seine Lage ihm die Ausführung aller Plane, welche er gegen mich entworfen haben konnte, und mir war's dagegen in der meinigen unmöglich ihn zu hindern. Erklärter Günstling im Hause eines grossen Fürsten, versehen mit ausgebreiteten Verbindungen durch die ganze Welt, Tongeber in unsern gemeinschaftlichen Zirkeln, deren Orakel er war, konnte er nach Belieben mit seiner gewöhnlichen Feinheit alle seine Maschinen richten und spielen lassen; ich war in der Einsiedeley allein, von allem entfernt, niemand gab mir eine Nachricht von irgend etwas, mit der ganzen Welt

stand

stand ich in keiner Verbindung, mir blieb nichts übrig, als ruhig zu bleiben und zu warten. Das einzige was ich that, war, daß ich an Madame D' . . . . aus Veranlassung der Krankheit ihres Sohnes einen möglichst höflich und verbindlichen Brief schrieb, aber auch in diesem Briefe gieng ich nicht in die Falle, mich ihr zur Begleitung auf ihrer Reise anzubieten.

Ich wartete, und wartete (diese Zeit der peinlichsten Ungewißheit, in welcher der Barbar mich ließ, däuchte mir ein paar Jahrhunderte zu dauren) und endlich kam nach acht oder zehen Tagen die Nachricht, daß Madame D' . . . . y abgereißt wäre. Ich erfuhr dieß von G . . . . aus einem zweiten Briefe. Er bestand nur aus sieben oder acht Linien, welche, ganz zu lesen, ich von mir nicht erhalten konnte. . . . . Es war ein förmlicher Bruch, in Ausdrüken angekündigt, wie der teuflischste Haß sie eingeben kan; weil er alle seine Kräfte aufbot, recht beleidigend zu seyn, so verfiel er darüber in wahre Dummheiten. Er verbot mir seinen Umgang in einem Tone, wie wohl ein Fürst dem in Ungnade gefallenen seine Staaten verbietet. Es fehlte diesem Briefe, um recht erschütterndes Lachen zu erregen, nichts als ein Leser mit kaltem Blute. Ohne ihn abzuschreiben, ohne sogar ihn auszulesen, schikte ich ihn ihm

wieder

wieder zurük, nach dem ich nachstehende Antwort darum geschlagen hatte.

„Ich habe mich zulange gesträubt, Ihnen, „wie ich doch nach der so eben gemachten Erfah„rung hätte thun sollen, zu mißtrauen; zu spät „lerne ich Sie kennen.“

„Den Brief, welchen auszudenken Sie Sich „die Zeit und Mühe genommen haben, sende ich „Ihnen wieder zurük; er ist nicht für mich. Mei„nen Brief mögen Sie immerhin der ganzen Welt „vorweisen, und mich öffentlich hassen. Sie „werden dabey gewinnen: Eine Falschheit weni„ger wird alsdann Ihren Charakter besleken.“

Was ich ihm hier vom vorzeigen meines vorhergehenden Briefs schrieb, bezog sich auf eine Stelle des seinigen, welche auf die unergründliche List dieses Menschen, deren er sich in dem ganzen Verlauf unserer Geschichte gegen mich bediente, schliessen läßt.

Ich habe irgendwo gesagt, daß mein Brief manches enthalten hätte, was in den Augen ununterrichteter Leute mir nachtheilig scheinen mußte. Er mag wohl gejauchzet haben, als er dieß entdekte; aber wie sollte er diesen günstigen Zufall benüzen, ohne seiner eigenen Ehre zu schaden? Mußte er nicht, wenn er meinen Brief zeigte,

des Vorwurfs gewärtig seyn, daß er mein Vertrauen mißbrauche.

Um sich aus dieser Verlegenheit zu helfen, hielt er für's Beste, auf die angreifendste wehthuendste Art mit mir zu brechen, und mir in seinem Briefe soviel möglich die hohe Gnade, welche er mir dadurch erwieß, daß er meinen Brief nicht zeigen wollte, geltend zu machen. Er hatte die Würksamkeit dieses Verfahrens auf meine Heftigkeit berechnet, und wußte, daß ich im ersten Aufwallen seine geheuchelte Schonung mit Verachtung zurükstossen, und ihm erlauben würde, meinen Brief jedermann zu zeigen: er hatte sich nicht geirrt, alles kam in der Ordnung, wie er's wünschte und vorbereitet hatte. Mein Brief durchlief, bereichert mit einer Erläuterung a la G . . . . ganz Paris, aber nicht überall erreichte er damit, was er bezwekt hatte. Man bemerkte hier und da, daß meine, doch immerhin von ihm listiger Weise mir abgepreßte, Erlaubnuß zu Vorzeigung meines Briefs, ihn nicht von der Schande der Niederträchtigkeit reinige, mich beym Worte genommen zu haben, um mir zu schaden. Man fragte häufig, womit ich ihn denn persönlich beleidigt hätte, und was ihn zu einem so wüthenden Hasse berechtige. Man fand, daß, mit Einem Worte, auch die erloschene Freundschaft noch gewisse Rechte

hätte,

hätte, welche er hätte ehren sollen. Aber zu meinem Unglüke ist man in Paris leichtsinnig, man vergißt dergleichen Bemerkungen; der abwesende Unglükliche hat immer Unrecht, der Glükliche thut der Unpartheylichkeit der Urtheile durch seine Gegenwart Zwang an, Ränkesucht und Schurkerey spielen ihr teuflisches Spiel fort, beginnen es immer mit neuer Stärke wieder, und am Ende ist jeder gute Eindruk verlöscht.

Einzig auf diese Art wird es begreiflich, daß dieser Mensch, nachdem er mich ohne Unterlaß betrogen hatte, endlich die Maske wegwarf, weil er, so wie unsere Sachen jezt und durch seinen Betrieb stunden, in der That nicht mehr nöthig hatte, sich zu verbergen. Ich überließ den Elenden seinem eigenen Herzen, und hörte auf, an ihn zu denken; mein Trost war, nicht fürchten zu müssen, ungerecht gegen ihn gehandelt zu haben. — Acht Tage nach Empfang dieses Briefs erhielt ich auch von Madame D' . . . . . y die Antwort auf mein vorhergehendes Schreiben. Aus dem Tone, welchen sie hier zum erstenmale gegen mich annahm, schloß ich, daß sie einmüthig zu Werke giengen, und von der Würksamkeit ihrer Maasregeln sehr überzeugt seyn müßten. Sie betrachteten mich, als einen ohne Rettung verlohrnen Menschen, und überliessen sich ganz der Wollust, mich vollends zu vernichten.

Mein Zustand war in der That der bedauernswürdigste, den man sich denken kan. Alle meine Freunde zogen sich von mir zurük, ohne daß ich wußte warum, noch wie mir geschahe. Diderot prahlte gegen mich, daß er mich nicht verlasse, daß er der Einzige wäre, welcher mich nicht verliesse; aber seit drey Monaten wartete ich vergebens auf einen Besuch, welchen er versprochen hatte. Der Winter nahte heran, und mit ihm zeigten sich Anfälle meines alten Uebels. Mein Temperament, obgleich stark, mußte dem Kampfe so verschiedener Leidenschaften unterliegen. Ich war erschöpft, und hatte weder Kraft noch Muth den geringsten Widerstand zu thun. Wenn mein gegebenes Wort, wenn die unaufhörliche Vorstellungen Diderot's und der Madame d'H...... mir gegenwärtig erlaubt hätten, die Einsiedeley zu verlassen, so hätte ich nicht gewußt, wohin? noch, wie ich wegkommen sollte? Ich war stumpfsinnig, unbeweglich, unthätig, gedankenlos. Die blose Vorstellung, daß ich einen Brief schreiben, einen Schritt thun, ein Wort reden müßte, machte mich zittern. Und doch durfte der Brief der Madame D'....y nicht ohne Antwort bleiben: wenn ich nicht ihr bekennen wollte, daß ich so behandelt zu werden verdiente, wie sie und ihr Freund mich behandelten. Ich entschloß mich, ihr meine Empfindungen und meinen Entschluß zu entdeken,

und

und zweifelte keinen Augenblik, daß sie — aus Menschlichkeit, aus Grosmuth, aus Liebe zum Wohlstande, zu den guten Gesinnungen, welche ich, freylich mit vielen schlimmen vermischt, in ihr zu bemerken geglaubt hatte, — mir beystimmen müßte. Hier ist mein Brief:

„In der Einsiedeley d. 23sten Nov. 1757.

„Wenn der Schmerz tödlich wäre, so würde „ich nimmer am Leben seyn. Nun ist mein „Entschluß gefaßt. Die Freundschaft zwischen „uns ist erloschen, Madame! aber auch die, wel„che nun nicht mehr ist, hat Rechte, welche ich „nicht kränken werde. Ich habe Ihre Gütig„keit gegen mich nicht vergessen: Sie können auf „alle diejenige Erkenntlichkeit zählen, welche man „nur immer einer Person haben mag, der man „keine Liebe mehr schuldig ist. Keine Erklärung „weiter! Mein Gewissen ist ruhig! möchte das „Ihrige es auch seyn!

„Ich habe den Vorsaz gehabt, die Einsiede„ley zu verlassen, und ich war verbunden es zu „thun. Aber man besteht darauf, daß ich meine Ab„reise auf den Frühling verschiebe, und weil denn „meine Freunde es verlangen, so will ich bis zum „Frühjahr hier bleiben, wenn Sie es erlauben.“

Als dieser Brief geschrieben und weggeschikt war, so dachte ich einzig darauf, wie ich in der Einsiedeley wieder in meine Ruhe kommen

möchte; darneben sorgte ich für meine Gesundheit, weil ich Kräfte gewinnen und Maasregeln nehmen wollte, um mit dem Eintritte des Frühjahrs ohne vielen Lärmen und ohne öffentlichen Bruch die Einsiedeley verlassen zu können. Aber ich hatte die Rechnung ohne G . . . . und Madame D'. . . . . y gemacht, wie man sogleich sehen wird.

Einige Tage später hatte ich endlich das Vergnügen, von Diderot den so lange versprochenen und so lange nicht gegebenen Besuch zu bekommen. Die Zeit zu demselbigen konnte nicht besser gewählt werden. Diderot war mein ältester Freund, von allen war er allein mir übrig geblieben, und diesen in meinen Umständen zu sehen, mußte nothwendig mir höchst angenehm seyn. Mein Herz war voll, ich schüttete es in das seinige aus. Ueber viele Thatsachen, welche man ihm verschwiegen, entstellt, oder gelogen hatte, gab ich ihm die nöthige Aufklärung. Ich sagte ihm von allen bisherigen Vorgängen, das, was er wissen durfte. Ich gab mir keine vergebliche Mühe, ihm das zu verhehlen, was er nur zu gut wußte, daß nämlich meine eben so unglükliche als unsinnige Liebe das Werkzeug meines Verderbens gewesen war; aber das gestand ich ihm nie, daß Madame d'H. . . . . um die Sache gewußt, oder daß ich mich darüber gegen sie erklärt hätte. Ich sprach mit ihm von den unwürdigen Versuchen der Madame D'. . . . y

welche

welche sie gemacht hatte, um die sehr unschuldige Briefe ihrer Schwägerin zu ertappen. Ich wollte ihn alle diese einzelne Umstände aus dem Munde der Personen selbst, welche sie zu verführen versucht hatte, vernehmen lassen. Therese erzählte den ganzen Hergang genau so, wie sie mir ihn schon ehemals erzählt hatte: aber wie ward mir, als die Reihe an die Mutter kam, und diese erklärte und behauptete, daß sie von allem nichts wüßte? Dieß waren ihre Ausdrüke, von welchen sie auf keine Weise abgieng. Es waren noch nicht vier Tage verstossen, seit sie mir selbst die ganze Erzählung wiederholt hatte, und nun straft sie mich Lügen im Angesichte meines Freundes. Dieser Zug schien mir entscheidend, ich empfand in diesem Augenblike lebhaft meine Unbesonnenheit, dieses Weib so lange um mich gelitten zu haben. Ich ergoß mich aber nicht in Schmähungen gegen sie, kaum würdigte ich sie, ihr einige verächtliche Worte zu sagen. Ich fühlte, wie viel ich der Tochter zu danken hätte, deren unbeugsame Geradheit sehr mit dem schlangenartigen Wesen der Mutter abstach. Von diesem Augenblike an war mein Entschluß in Betreff des alten Weibes gefaßt, und ich erwartete nur den Augenblik, wo ich ihn ausführen könnte.

Dieser Augenblik kam bälder, als ich gedacht hatte. Am 10. December erhielt ich von Madame

dame D' . . . . . y eine Antwort auf meinen vorhergehenden Brief. Hier der Inhalt derselben!

Genf den 1 December 1757.

„Nach allen möglichen Beweisen von Freund„schaft und Theilnahme, welche ich Ihnen seit „mehreren Jahren gegeben habe, kan ich nun „nichts mehr, als Sie beklagen. Sie sind sehr „unglüklich. Ich wünsche, daß ihr Gewissen „Ihnen so wenig vorwerfen möge, als mir das „meinige. Es dürfte wohl zur Ruhe Ihres Le„bens nothwendig seyn.

„Da Sie den Vorsaz gehabt hatten, die Ein„siedeley zu verlassen, und Sich verbunden „glaubten, es zu thun, so wundert mich, daß „Ihre Freunde Sie zurükgehalten haben. Ueber „meine Pflichten frage ich niemanden um Rath, „und auch Ihnen habe ich nichts über die Ih„rigen zu sagen."

Das hieß denn doch den Abschied so ziemlich in klaren dürren Worteu gegeben. Er kam mir unverhoft, ich gestehe es, aber ich war nicht einen Augenblik zweifelhaft, was ich zu thun hätte. Ich mußte auf der Stelle ausziehen, welche Witterung und in welchen Gesundheits-Umständen ich

ich auch seyn mochte, und sollte ich im Walde auf dem Schnee, welcher damals schon das Land bedekte, übernachten. Ich konnte nicht bleiben, Madame d'H . . . . . mochte auch sagen, was sie wollte; ich war entschlossen, ihr in allem gefällig zu seyn, nur nicht bis zur Entehrung meiner selbst durfte mein Gehorsam führen.

Ich war in der gräßlichsten Verlegenheit, wie ich noch nie eine gehabt hatte; aber mein Entschluß war einmal genommen, ich schwur, es möchte auch kosten, was es wollte, nimmer acht Tage in der Einsiedeley zu schlafen. Ich machte Anstalt, meine Habseligkeiten aus dem Hause zu schaffen, weil ich beschlossen hatte, alles lieber auf freyem Felde stehen zu lassen, als die Schlüssel über acht Tage zu behalten; besonders sezte ich meinen Kopf darauf, alles in's Reine zu bringen, ehe man nach Genf schreiben, und wieder Antwort erhalten könnte. Ich war von einem Muthe erfüllt, dergleichen ich noch nie gefühlt hatte: alle meine ehemalige Stärke beseelte mich jezt von neuem. Ehrgefühl und Unwillen gaben mir Kräfte, welche Madame D' . . . . y wahrscheinlich nicht in mir vermuthet haben mochte. Das Glük begünstigte meine Kühnheit. Herr Mathas Procureur-Fiscal des Prinzen von Conde' hörte von meiner Verlegenheit. Er ließ

mir ein kleines Haus anbieten, welches er in seinem Garten Mont-Louis in Montmorenci hatte Ich nahm es mit Wärme und Erkänntlichkeit an. Der Contrakt war bald geschlossen; ich ließ in der Eile einigen Hausrath kaufen, zu dem, welchen ich schon hatte, damit Therese und ich wohnen und schlafen konnten. Meine Sachen ließ ich mit grosser Mühe und grossen Kosten wegfahren: und, des Schnees und Eises unerachtet, hatte ich in zween Tagen meine alte Wohnung geändert, und am fünfzehenden December gab ich die Schlüssel der Einsiedeley zurük. Keinen Miethzins konnte ich bezahlen, deßwegen bezahlte ich dem Gärtner seinen Lohn, um doch nicht umsonst da gewesen zu seyn.

Der Madame le Vasseur erklärte ich, daß wir uns trennen müßten; die Tochter wollte mich in meinem Entschlusse wankend machen, ich war aber unerschütterlich. Ich förderte sie in dem Wagen des gewöhnlichen Botten nach Paris, und schikte ihr allen Hausrath, welchen sie mit ihrer Tochter gemeinschaftlich gehabt hatte, entweder mit oder nach. Zugleich gab ich ihr einiges Geld, und versprach ihr, für sie den Miethzins bey ihren Kindern oder sonstwo zu bezahlen, für ihr Fortkommen nach allen Kräften zu sorgen, und ihr's niemals an Brod fehlen

ken zu lassen, so lange ich selbst welches haben würde.

Endlich, den dritten Tag nach meiner Ankunft in Mont-Louis schrieb ich an Madame D'.....y folgenden Brief:

Montmorenci den 17. December 1757.

„Es ist ganz natürlich, und zugleich sehr nö„thig, Madame, daß ich aus Ihrem Hause „ausziehe, wenn Sie mein längeres Bleiben in „demselben nicht billigen. Sie schlugen mir's „ab, zu bewilligen, daß ich diesen Winter über „noch in der Einsiedeley bleiben dürfte, und „so habe ich denn sie den 15. December ver„lassen. Es war mein Schicksal, diese Woh„nung ohne mein Zuthun zu beziehen, und eben „so sie zu verlassen. Ich danke Ihnen für „den Aufenthalt, welchen Sie mir darinnen „vergönnt haben, und würde Ihnen noch mehr „danken, wenn ich diese Bequemlichkeit weni„ger theuer bezahlt habe. Sie haben wohl „Recht, mich für unglücklich zu halten; nie„mand auf der Welt weiß so gut, wie Sie, „daß, und wie sehr, ich es seyn muß. Wenn „es ein Unglük ist, sich in der Wahl seiner „Freunde zu betrügen, so ist es ein anderes

„eben

„eben so grosses, von einem so süssen Betruge „zurükzukommen.“

Dieß ist die getreue Erzählung meines Aufenthalts in der Einsiedeley und der Gründe, welche mich bestimmten, sie zu verlassen. Ich habe diese Geschichte nicht abkürzen können, und es war wichtig, ihr mit der grösten Genauigkeit zu folgen: weil dieser Zeitraum auf die Folge einen Einfluß hat, welcher mir immer gegenwärtig seyn wird, so lange ich meiner selbst nicht vergessen haben werde.

Ende des neunten Buchs.

Johann Jacob Rousseaus Bekenntnisse.

X. Buch.

Eine jähligne Hize hatte mir die Stärke gegeben, die Einsiedeley zu verlassen. Die Würkung mußte vorübergehend seyn, wie die Ursache, und weg war sie, so wie ich meinen Fuß aus der Einsiedeley sezte. Kaum hatte ich mich in meiner neuen Wohnung eingerichtet, so kam auch mein alter Zufall des Harnverhaltens häufiger und lebhafter wieder, und zu diesem gesellte sich, damit das Maas voll würde, ein neues Leiden, nähmlich ein Bruch, welcher mir schon seit einiger Zeit Beschwerlichkeiten gemacht hatte, aber von mir verkannt worden war. Ich bekam bald hievon die fürchterlichste Zufälle. Der Arzt Thyerri, mein alter Freund, besuchte mich, und klärte mich über meinen Zustand auf. Das ganze Gefolge von allen Schwachheiten des Alters versammelte sich um mich, ich lernte aus eigener trauriger Erfahrung, daß ein jugendliches Herz nicht ungestraft in einem alternden Körper wohnen könne. Die schöne Jahreszeit kehrte wieder, aber mit ihr kamen nicht, wie wohl ehmals geschehen war, meine

meine Kräfte zurük, das ganze Jahr 1758 brachte ich in einer Kränklichkeit hin, welche mich glauben machte, daß das Ende meines Leidens vor der Thüre wäre. Ich sahe diesen Zeitpunkte mit einer Art von Sehnsucht entgegen, von meinen schwärmerischen chimärischen Begriffen über die Freundschaft war ich zurückgekommen, weggerissen von allem, was mir das Leben werth gemacht hatte, in der ganzen weiten Welt nichts sehend und nichts kennend, was mir's hätte angenehm machen können. Ich schaute um mich her und erblickte überall nichts als Uebel und Unglück, welche mir jeden frohen Genuß meines Ich's raubten. Ich sehnte mich frey zu seyn und den Klauen meine Feinde entrükt. Aber kommen wir wieder auf den Faden meiner Geschichte zurük.

Es schien mir, daß mein plözlicher Rükzug nach Montmorenci Madame D'....y aus der Fassung gebracht hätte: wahrscheinlich hatte sie das nicht erwartet. Sie und G.... hatten geglaubt, mein trauriger Gesundheitszustand, die strenge Jahrszeit, meine Lage, in welcher ich von aller Welt verlassen war, dieß alles hätte mich so muthloß gemacht, daß sie kek mich aufs äusserste treiben dürften. Alsdann würde ich, so meynten sie, um Gnade bitten

und

und biß zum niederträchtigsten flehen um fernere Vergünstigung des Aufenthalts, welchen die Ehre mir verbot, mich herabwürdigen. Ich räumte aber meine Wohnung so rasch, daß sie gar nicht Zeit hatten, dem Streiche vorzukommen und ihnen nichts überblieb, als Alles zu wagen um entweder mich ganz zu verderben oder zurükzubringen. G . . . . wollte das erste, aber aber Madame D' . . . . y muß wohl für das zweyte gestimmt haben, wenigstens schien mir es so nach ihrer Antwort auf meinen lezten Brief, deren sanfter Ton gegen den in ihrem lezten Schreiben sehr abstach, und in welchem sie sichtbarlich zu einer Aussöhnung mir die Hand bot. Einen ganzen Monat hatte ich auf diese Antwort warten müssen. Beweiß genug von der Verlegenheit, in welcher sie gewesen seyn mußte, ihr eine schickliche Wendung zu geben und von dem Nachdenken, welches sie ihr gekostet hatte. Ohne sich blos zu geben konnte sie doch wahrlich nicht zuvorkommender schreiben: aber zum Erstaunen ist es, daß, nach ihren vorhergegangenen Briefen und nach dem Troze, mit welchem ich ihr Hauß verlassen hatte, sie in diesem auch nicht Ein unverbindliches Wort hierüber sich entschüpfen ließ. Ich schreibe ihn hier ab, und der Leser mag dann urtheilen.

Genf den 17 Januar 1758.

„Erst gestern erhielt ich ihren Brief vom 12
„December. Er war in einem Kistchen verschie-
„denen andern Sachen beygepakt, und dieses
„Kistchen ist die ganze Zeit her unterwegs ge-
„wesen. Ich will nur die Nachschrift *) beant-
„worten, den Brief selbst verstehe ich nicht.
„Wären wir in dem Falle, uns gegenseitig
„erklären zu können, so würde ich gerne alles,
„was zwischen uns vorgefallen ist, auf die Rech-
„nung eines Mißverständnusses sezen. Ich kom-
„me auf die Nachschrift zurük! Sie müssen
„Sich erinnern, daß wir eins geworden waren,
„daß die Auszahlung des Lohns für den Gärt-
„ner durch Ihre Hände gehen sollte, damit er
„seine Abhängigkeit von Ihnen nicht vergässe
„und damit alle lächerliche und unanständige
„Vorfälle, dergleichen bey seinem Vorgänger
„sich ereignet hatten, abgeschnitten wären. Der
„Beweiß hievon ist, daß die ersten Vierteljahre
„her sein jedesmal betreffender Lohn Ihnen aus-
„bezahlt worden ist, und daß ich mit Ihnen,
„wenige

*) Es findet sich in R. lezt vorhergehendem Brie-
fe keine Nachschrift, und noch weniger etwas
von dem Lohne des Gärtners. R. sagt nur oben
im Texte, daß er ihn als eine Vergütung des
Hauszinses bezahlt habe. A. d. U.

„wenige Tage vor meiner Abreise verabredet „hatte, Ihnen Ihre Auslagen zu erstatten. Ich „weiß wohl, daß sie anfänglich Schwürigkeiten „machten, aber ich hatte Sie einmal gebetten, „die Zahlung in meinem Nahmen zu machen, „und da war es sehr natürlich, daß es mir frey „stehen mußte, meine Schuld abzutragen; wir „kamen auch darüber überein. Cahouet hat mir „geschrieben, daß Sie dieses Geld nicht hätten „annehmen wollen. Es muß hierunter ein Irr„thum vorgehen und ich habe deßwegen Befehl „gegeben, Ihnen dieses Geld wieder zuzustellen, „indem ich nicht einsehe, warum ich Sie mei„nen Gärtner ganz gegen unsere Verabredung „sollte bezahlen lassen und zwar noch über die „Zeit Ihres Aufenthalts in der Einsiedeley. Ich „verlasse mich darauf, daß Sie, in Hinsicht auf „alles das, was ich so eben Ihnen zu sagen die „Ehre gehabt habe, Sich nicht weigern wer„den, den für mich gütigst gemachten Vorschuß „wieder anzunehmen.„

Nach allem, was bißher vorgegangen war, konnte ich zu Madame D' . . . . y kein Vertrauen mehr fassen, und hatte mithin keine Lust den aufgelößten Knoten der Freundschaft wieder fest zu schlingen; ich antwortete auf diesen Brief nicht und damit hatte unser Briefwechsel ein

Ende. Als sie sahe, daß mein Entschluß gefaßt war, faßte auch sie den ihrigen und verband sich aufs neue und enger mit G . . . und dem H. . . . . . schen Kränzchen, deren Grundsätze sie ganz zu den ihrigen machte. Alle diese Leute gebrauchten nun die ganze Masse ihrer Kräfte um mein armes Glücksschifgen in den Grund zu segeln. Sie arbeiteten in Paris und Madame D' . . . . y in Genf. G . . . . kam in der Folge zu ihr dahin und half das angefangene Werk vollenden. T . . . . war von ihnen bald gewonnen, und unterstüzte sie kräftig. Er war in der Folge der wüthendste meiner Verfolger, und doch hatte er, so wenig, wie G . . . . auch nur den mindesten gerechten Anlaß zu Klagen gegen mich. Alle dreye zusammen säten ganz in der Stille in Genf den Saamen aus, welcher vier Jahre später keimte.

Mehr Mühe machte Ihnen in Paris die Ausführung des zu meinem Verderben angelegten Plans. Man kannte dort mich mehr, und die Herzen, überhaupt des Hasses gegen mich als Unbekannten nicht sehr empfänglich, nahmen die Eindrücke dieser Leidenschaft nicht leicht an. Um ihre Streiche mit mehrerer Sicherheit zu führen, fiengen sie gleich an, daß sie ausstreuten: ich hätte Sie, nicht Sie mich, verlassen.

lassen. Nun giengen sie weiter und verbreiteten, immer noch eine gegen mich von ihrer Seite noch nicht erloschene Freundschaft heuchelnd, ihre boßhafte Beschuldigungen, als so viele sanfte Klagen über die Ungerechtigkeit ihres Freundes. Man ist gegen den Verläumder weniger auf der Hut, wenn er die Maßke des Unrechtleidenden annimmt, so erlangten denn auch meine Verderber leichter Gehör und bald auch Nachfolge. Man rannte sich die Beschuldigungen der Treulosigkeit und Undankbarkeit, welche gegen mich im Umlaufe waren, mit verstellter Schüchternheit und eben deßwegen mit weit mehr Würkung in's Ohr. Ich wußte wohl, daß man mir schwarze Verbrechen Schuld gab, aber nie konnte ich erfahren, worinnen sie bestünden. Alles was ich aus dem öffentlichen Gerüchte mühsam zusammen buchstabiren konnte, ließ sich auf nachfolgende Hauptverbrechen zurükbringen: Erstlich mein Zurükziehen auf das Land; Zweytens meine Liebe für Madame d'H . . . . .; Drittens, meine Weigerung, Madame D' . . . . y nach Genf zu begleiten; Viertens mein Ausziehen. Wenn sie ja noch andere Klagpunkte gegen mich hatten, so nahmen sie wenigstens ihre Maaßregeln so gut, daß ich nie entdeken konnte welche es waren.

Von diesem Momente an glaubte ich mit Recht die Aufstellung des Systems, nach welchem ich verderbt werden sollte, tagzählen zu können: eines Systems, welches seit dieser Zeit von allen denen, welche sich's in den Kopf gesezt haben, mich zu gängeln, mit einem so reissenden Fortgange und Erfolge angenommen worden ist, daß es für jeden, der nicht weiß, wie leicht alles Annahme findet, was die Bösartigkeit der Menschen begünstigt, unglaublich scheinen müßte. Ich will versuchen, in wenigen Worten dasjenige darzustellen, was von diesem dunkeln tiefliegenden Systeme mir sichtbar geworden ist.

Bey einem Nahmen, welchen ganz Europa mit Befall nannte, hatte ich die Einfalt meiner ursprünglichen Neigungen beybehalten. Meine tödliche Abneigung gegen alles, was Partey, Rottirung, Cabale heißt, hatte mir meine Freyheit und Unabhängigkeit bewahrt; mich fesselte nichts als die Neigungen meines Herzens. Allein, fremd, einzeln, ohne Unterstüzung, ohne Familie, einzig mich haltend an meine Grundsäze und meine Pflichten, folgte ich mit Unerschrokenheit den Wegen der Gerechtigkeit und Geradheit, schmeichelte keinem und schonte niemanden auf Kosten der Gerechtigkeit und der Wahrheit. Noch mehr! seit zwey Jahren hatte ich

ich mich in die Einsamkeit zurükgezogen, kein Briefwechsel versahe mich mit Neuigkeiten, keine Beziehung mit der Welt verwikelte mich in ihre Angelegenheiten, ich war auf nichts neugierig und von nichts unterrichtet. Vier Meilen von Paris lebte ich, von dieser Hauptstadt durch meine eigene Gleichgültigkeit eben so abgeschnitten, als wenn mich Meere von ihr getrennt hätten, als wenn ich auf der Insel Tinian lebte.

Dagegen drehten G...., Diderot, d'H.....k sich im Mittelpunkte des Wirbels, breiteten sich über die ganze grosse Welt aus, und theilten beynahe alle Zirkel unter sich. Bey Grossen, Schöngeistern, Gelehrten, Geschäftsmännern, Weibern, überall hörte und achtete man ihre Stimme. Man sieht schon, welchen Vortheil drey wohlverbündete Männer in einer solchen Lage, gegen einen vierten in der meinigen, haben. Wahr ists, Diderot und d'H......k waren, wenigstens glaubte ich es, nicht dazu gemacht, schwarze Anschläge zu schmieden; dem einen fehlte der Willen, dem andern die Geschiklichkeit: aber eben deßwegen war die Parthie um so enger vereinigt. G..... allein bildete in seinem Kopfe seinen Plan, von welchem er den beeden andern nur so viel zeigte, als sie wissen mußten, um die Ausführung unter-

stüzen zu können. Die Herrschaft, welche er über sie erlangt hatte, verschafte ihm ihre Hülfe mit geringer Mühe, und die Würkung des Ganzen krönte die erhabene Talente des Erfinders und und Ausführers mit Ruhm und Ehre.

Mit diesen erhabenen Talenten nun entwarf er den Anschlag meinen Ruf ganz umzustürzen, und mich in einen ganz entgegengesezten zu bringen. Hiezu war ihm die Verschiedenheit unserer Lagen, und der Vortheil, welchen er aus derselben ziehen konnte, behülflich; aber seine erste Vorsicht war die: sich selbst nicht in den ganzen Handel so zu mengen, daß es ihm nachtheilig werden konnte. Er fieng also damit an, daß er eine undurchdringliche Mauer von egyptischer Finsternuß um mich her aufführte, und mir's dadurch unmöglich machte, seine Ränke aufzuklären und zu entlarven.

Das Unternehmen war nicht leicht, weil man die Ungerechtigkeit vor den Augen derjenigen, welche sie mitbewürken sollten, verschleyern mußte. Es kam auf nichts geringeres an, als alle ehrliche Leute zu betrügen; iedermann von mir zu entfernen, keinen einzigen Freund, weder grossen noch kleinen mir übrig zu lassen. Was sage ich? kein Wörtchen Wahrheit durfte zu mir durchdringen. Wenn ein einziger groß-

müthiger Mann gekommen wäre, und mir gesagt hätte: „Sie kündigen Sich als einen tugendhaften Mann an, aber so behandelt und „so beurtheilt man Sie! Was können Sie dagegen sagen.“ Hätte ein einziger Mann dieß gesagt oder sagen können, so hätte die Wahrheit gesiegt, und G . . . . wäre verlohren gewesen. Er wußte dieß, aber er hatte sein eigenes Herz untersucht, und schäzte die Menschen nach ihrem wahren Werthe. Um der Ehre der Menschheit willen thut es mir leid, daß er sein Verfahren so richtig berechnen konnte.

Bey diesem seinem Wandel in seinen geheimen dunkeln Gängen mußten seine Schritte, sollten sie sicher seyn, auch langsam seyn. Seit zwölf Jahren verfolgt er seinen Plan, und doch ist dieser noch lange nicht vollendet; das schwerste ist ihm noch zu thun übrig, nämlich: das ganze Publikum irre zu führen. Es giebt immer noch Augen, welche ihn näher beobachtet haben, als er nicht glaubt. Er fürchtet sie, und wagt's noch nicht, sein angezetteltes Gewebe an's Tageslicht zu bringen. *) Er hat, was nun freylich eben nicht

*) Seit ich dieß geschrieben hatte, ist er mit dem vollkommensten aber zugleich unbegreiflichsten Erfolg

nicht schwer ist, Mittel gefunden, zu seinen Ränken auch noch Macht zu fügen, und durch diese Macht verfügt er unumschränkt über mich. Die Helfershelfer der Macht bekümmern sich gewöhnlich um einen geraden Gang sehr wenig und um Freymüthigkeit noch weniger; unter dem Beystande dieser Leute hat er von keinem rechtschaffenen Mann ein unbescheidenes Dareinreden oder Dareinmischen zu fürchten. Es ist fürnähmlich unlaßliche Erfordernuß, daß ich von undurchdringlichen Finsternüssen umgeben seye, und daß seine Verschwörung nie von mir entdekt werde, weil er wohl weiß, daß seine feinst geschlungene Bande vor meinen Bliken sich lösen würden. Sein gröstes Kunststük, worauf ihm alles ankommen muß, ist, mich mit Schonung zu behandeln zu scheinen, während er meinen guten Namen meuchelmordet, und seiner Treulosigkeit den Firniß der Großmuth zu geben.

Ich empfand die Würkung seiner neuangenommenen Methode zuerst in dem dumpfen Gemurmel, welches, von dem H . . . . schen Kränzchen aus, sich gegen mich verbreitete; aber ich

---

folge raschen Ganges vorwärts geschritten. Ich glaubte, daß Muth und Mittel auf T . . . . 's Rechnung zu sezen sind.

ich konnte nicht wissen, sogar nicht argwöhnen, wessen man mich beschuldigte. De Leyre schrieb mir, man gäbe mir schwarze Dinge schuld. Diderot sagte, noch geheimnußvoller als der vorige, mir das nämliche: und wenn ich in den einen oder den andern um Erläuterung drang, so nannten beede mir die schon erwähnte Personen als meine Ankläger. Stufenweise erkaltete gegen mich der Ton in den Briefen der Madame d'H. . . . . . . St. L . . . . . t konnte an diesem Erkalten keine Schuld haben, seine Briefe hauchten noch immer die nämliche Freundschaft, auch hatte er nach seiner Rükkunft mich besucht. Auch auf meiner Seite konnte der Fehler nicht liegen: wir hatten uns als Freunde getrennt und seit dieser Zeit war nichts neues vorgefallen, als meine Abreise aus der Einsiedeley, von welcher sie selbst die Nothwendigkeit gefühlt hatte. Ich wußte mithin nicht, was ich aus diesem Erkalten machen sollte, dessen sie selbst, zwar nicht geständig seyn wollte, was ich aber zu sehr fühlte, als daß mein Herz hierinnen sich hätte betrogen haben sollen. Meine Unruhe über dieses alles war sehr groß. Ich wußte, daß Madame d'H . . . . . . die schonendste Rüksicht auf ihre Schwägerin und G . . . . zu nehmen pflegte, weil sie die Verbindungen dieser beyden mit St. L . . . . . t kannte; diese zwey Leute fürchtete

ich. Ich gerieth hierüber in die fürchterlichste Bewegung, und diese öfnete alle meine alte Wunden wieder. Mein Briefwechsel ward daher von nun an stürmisch, und ward es so sehr, daß er ihr gänzlich entleidete. Vor meinen Augen schwebten, in einen dunkeln Nebel gehüllt, tausend fürchterliche Dinge, aber nichts konnte ich deutlich erkennen. Ich war für einen Menschen von einer so entzündlichen Einbildungskraft, in einer unerträglichen Lage. Wäre ich ganz einzeln gewesen, hätte ich von allem gar nichts gewußt, so würde ich ruhiger gewesen seyn; aber mein Herz hieng noch an seinen Neigungen, und diese Neigungen waren so viele Eken, an welchen meine Feinde mich fassen konnten; drangen dann, wie ein Bliz der Nacht, schwache Lichtstrahle, bis zu mir in meinen Zuflucht sort durch, so erhellten sie mich kaum so viel, daß ich die Finsternuß erkennen, daß ich das Geheimnuß der Boßheit gegen mich a h n d e n, aber nicht so viel, daß ich es e n t d e k e n konnte.

Ohne Zweifel würde ich dieser fürchterlichen für mein ofnes, redliches Naturell, welches so ganz und gar nicht sich zu verbergen weiß, und alles, was man mir verbirgt, fürchtet, unerträglichen Folter untergelegen haben, wenn nicht zum Glüke Gegenstände sich meinem Herzen dargeboten hätten, welche hinlänglich Interesse für das-

selbe

selbe hatten, um es von andern abzuwenden, welche unwillkührlich dasselbe beschäftigten. Diderot hatte bey seinem lezten Besuche in der Einsiedeley, mit mir von d'Alembert's Artikel: Genf, in der Encyclopädie gesprochen; bey dieser Gelegenheit hatte ich erfahren, daß dieser Artikel, welchen d'Alembert auf Veranlassung einiger Genfer von vorzüglichem Ansehen ausgearbeitet hatte, nichts geringeres zum Zweke hätte, als die Einführung eines Schauspiels in Genf, daß alle nöthige Maasregeln bereits ergriffen wären, und man mithin in Genf bald den Soccus und den Cothum erbliken würde. Diderot schien mit dem ganzen Anschlage recht gut zufrieden, er zweifelte nicht, daß die Sache gelingen würde, deßwegen sagte ich ihm nichts hierüber, um so mehr, da ich noch ohnedieß eine Menge anderer Gegenstände mit ihm abzuhandeln hatte; aber erboßt war ich über alle diese Plane, mein Vaterland zu verführen, und mit Ungeduld erwartete ich den neuen Band der Encyclopädie, in welchem dieser Artikel enthalten war, und fest war mein Entschluß, wo möglich eine Widerlegung desselben zu schreiben und dem unglüklichen Schlage zuvorzukommen. Ich hatte in Mont-Louis nicht sobald mich festgesezt, als ich den erwarteten Band erhielt, den Artikel las, und ihn mit vieler Freiheit und Kunst verfaßt, mit Einem

Worte,

Worte, ganz würdig der Feder, aus welcher er geflossen war, fand. Aber die Vorzüge des Aufsazes schlugen mein Vorhaben, ihn zu beantworten, nicht darnieder: ich machte mit einem, alle Hindernusse übersiegenden Eifer, mich an's Werk ohne mich, durch die Niedergeschlagenheit meines Geistes, und das Niederschlagende meiner Lage, ohne durch Kummer und körperliche Uebel, Strenge der Jahreszeit und Unbequemlichkeit meiner neuen Wohnung, in welcher ich noch nicht völlig eingerichtet war, abhalten zu lassen.

Im Laufe eines sehr strengen Winters, im Monat Februar, in dem Zustande, welchen ich beschrieben habe, brachte ich jeden Vormittag zwo Stunden in einem ganz offenen Häusgen hin, welches am Ende des Gartens lag, in welchem ich wohnte. Dieses Häusgen stand am Ende einer Terrasse, und hatte auf das Thal und den See von Montmorenci eine Aussicht, welche durch das einfach gebaute aber ehrwürdige Schloß St. Gratien den stillen Aufenthalt des braven Catinat begränzt wurde. An diesem Plaze, umgeben von Eise, den Winden und dem Schnee offen, durch kein Feuer erwärmt, als durch die Flamme meines Herzens, schrieb ich, binnen drey Wochen, meinen Brief an d'Alembert über die Schauspiele. Diese Schrift war die erste (Julie

lie war damals noch nicht zur Hälfte fertig) in deren Ausarbeitung ich wahres Vergnügen empfunden habe. Bisher war immer nur der Unwille, von Tugendliebe in mir aufgeregt, mein Apoll gewesen, hier war es Zärtlichkeit und Sanftmuth. Die Ungerechtigkeiten, bey welchen ich bloser Zuschauer gewesen war, hatten mich aufgebracht; diejenige, deren Gegenstand ich selbst war, machten mich traurig, und diese Traurigkeit ohne Bitterkeit, war so, wie sie immer in einem allzu liebevollen, allzu zärtlichen Herzen ist, das von allen getäuscht, welche es mit sich im Einklange stehend gewähnt hatte, jezt gezwungen war, sich selbst zurükzuziehen. Voll von dem, was so eben mir begegnet war, noch etwas aufgeregt von den vorhergegangenen heftigen Bewegungen, mengte ich, von meinem Herzen geleitet, das Gefühl meiner Leiden mit den Ideen, welche das Nachdenken in mir erzeugt hatte; meine Arbeit trug die Spuren dieser Mischung. Ohne es zu gewahren, beschrieb ich meinen gegenwärtigen Zustand; ich mahlte G . . . ., Madame D' . . . . . y, Madame d'H . . . ., St. L . . . . . t, mich selbst. Ströme von wonnevollen Thränen vergoß ich während dem Schreiben. Ach! man fühlt nur zu deutlich beym Lesen dieser Schrift, daß die Liebe, diese unglükliche Liebe, von welcher ich mich zu heilen bemüht war, mein Herz noch nicht

ver-

verlassen hatte. Zu allem diesem mischte sich noch ein gewisses Mitleiden mit mir selbst, der ich mich sterbend fühlte, und dem Publikum mein leztes Lebe wohl! zu sagen glaubte. Ich fürchtete den Tod nicht, vielmehr sahe ich ihn mit Freude herannahen: aber weh that mir's, meine Mitbrüder verlassen zu sollen, ohne daß sie meinen Werth hatten kennen lernen, und ohne daß sie wußten, wie sehr ich, hätten sie mich besser gekennt, verdient hätte, von ihnen geliebt zu werden. Dieß sind die geheime Gründe, warum dieser sonderbare Ton in diesem Werke herrscht, dieser Ton, welcher zu dem meines vorhergehenden *) so grell absticht.

Ich feilte diesen Brief und schrieb ihn in's Reine, und war auf dem Punkte ihn der Presse zu übergeben, als ich, nach einem langen Stillschweigen, einen von Madame d'H . . . . . . erhielt, der mich bis in den Tod betrübte: solch' einen schneidenden Schmerz hatte ich noch nie empfunden. Sie schrieb mir, daß meine Leidenschaft für sie in ganz Paris öffentlich bekannt wäre, daß ich das Geheimnuß derselben Leuten anvertraut hätte, welche es ausgeschwazt hätten, daß das Gerücht davon ihrem Geliebten zu Ohren gekom-

*) Der Abhandlung über "die Ungleichheit."

gekommen wäre, und ihm beynahe das Leben gekostet hätte, daß er endlich ihr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und sich mit ihr versöhnt hätte: daß sie aber nunmehr sich selbst und ihrem Rufe es schuldig wäre, allen Umgang mit mir abzubrechen. Uebrigens versicherte sie mich, daß weder sie, noch ihr Geliebter je aufhören würden, an meinen Schiksalen Antheil zu nehmen, daß sie beyde mich öffentlich überall vertheidigen würden, und daß insbesondere sie von Zeit zu Zeit nach mir schiken würde, um sich nach mir zu erkundigen.

„Auch Du, Diderot?" schrie ich! „Unwür„diger Freund"! ..... Ich konnte mich noch nicht entschliessen, ihn zu richten. Meine Schwachheit war auch andern Leuten bekannt geworden, welche sie in's Publikum konnten gebracht haben. Ich wollte noch immer zweifeln, aber bald konnte ich es nicht mehr. St. L.....t begieng kurz nachher eine, seiner Grosmuth ganz würdige Handlung. Er kannte meine Seele und vermuthete sehr richtig den Zustand, in welchem ich seyn müßte; er sahe mich von der einen Hälfte meiner Freunde betrogen, und verlassen von der andern. Er kam, mich zu besuchen. Das erstemal konnte er mir nur wenige Zeit schenken. Er kam wieder. Unglüklicherweise hatte ich nicht

auf

auf ihn gehoft, und war also nicht zu Hause. Er traf Theresen an, mit welcher er eine zwostündige Unterredung hatte, in welcher beyde sich wechselseitig viele Dinge erzählten, deren Wissenschaft für ihn und für mich von dem grösten Gewichte war. Meinem Erstaunen, mit welchem ich erfuhr, daß jedermann es für ungezweifelt gewiß hielte, daß ich mit Madame D' . . . . . y in eben dem Verhältnusse gelebt hätte, in welchem G . . . . jezt mit ihr lebte, glich nichts, als das Seinige, als er erfuhr, daß von allem diesem kein Wort wahr wäre. St. L . . . . t war, zum grossen Mißvergnügen der Dame, mit ihr in dem nämlichen Falle, wie ich: die Aufklärungen, welche ich durch diesen Besuch von ihm erhielt, vertilgten vollends jeden Schatten von Reue, welche über meinen Bruch mit ihr hätte aufsteigen können. Er erzählte Theresen, in Bezug auf Madame d'H . . . . . . Dinge, welche sie und selbst Madame d'H . . . . . . niemals gewußt hatte, welche mir allein bekannt waren, und die ich dem einzigen Diderot unter dem Siegel der Freundschaft anvertraut hatte, wobey es freylich auffallend war, daß dieser gerade St. L . . . . . t hierinnen wieder zum Vertrauten gemacht hatte. Dieser lezte Zug war für mich entscheidend; ich beschloß, mit Diderot für immer zu brechen, nur war mir die Frage:

wie?

Wie? noch unentschieden. Hierüber hatte mich die Betrachtung zweifelhaft gemacht, daß ich bißher bey jedem heimlichen Bruche verlohren hatte, weil meine gewesene Freunde auch nach demselben noch Maske und Nahmen der Freundschaft beybehalten hatten.

Die, heutzutage in der Welt geltende, Geseze des Wohlstandes über diesen Punkt scheinen von dem Geiste der Lügen und der Verrätherey eingegeben. Noch Freund eines Mannes scheinen wollen, von welchen man es nicht mehr ist, heißt: sich die Mittel vorbehalten diesem Manne dadurch zu schaden, daß man ehrliche Leute täuscht. Ich erinnerte mich an Montesquieu's Geschichte mit dem P. de Tournemine. Als der erstere mit dem leztern brach, erklärte er sogleich allgemein, daß er die Freundschaft mit ihm aufgehoben hatte: „Man höre weder auf den „P. de Tournemine, noch auf mich, wenn „einer von uns beeden vom andern spricht; wir „haben aufgehört, Freunde zu seyn.“ Dieses Betragen fand allgemeinen Beyfall, jedermann lobte diese Freymüthigkeit und Großmuth. Ich beschloß mit Diderot es eben so zu machen: aber wie sollte ich aus der Entfernung meiner Einsamkeit unsere Trennung mit hinlänglichem Nachdruke und zugleich ohne Aegernuß zu geben,

bekannt machen. Endlich dachte ich nachstehenden Ausweg aus. In mein neues Buch sezte ich als Note, eine Stelle aus dem Sirach, welche unseren Bruch und selbst den Grund desselben für jeden, der sonst um die Sache wußte, deutlich genug angab, für die übrige Welt aber ganz und gar Bedeutungsloß war. Um überdieß ja nicht ungerecht zu werden, hütete ich mich wohl im Werke selbst des Freundes, welchem ich absagte *) anders, als mit der Achtung zu erwähnen, welche man auch der erloschenen Freundschaft schuldig ist. Man mag dieses alles im Buche selbst nachsehen.

Alles in der Welt bezieht sich einzig auf Glück und Unglück, und nach ihnen bestimmt man allgemein unsern Werth oder Unwerth, jede von Muth zeugende Handlung wird ein Verbrechen, sobald ein Unglücklicher sie begeht. Was man an Montesquieu's bewunderte, tadelte und schalt man an mir. Sobald mein Werk gedrukt war und ich Exemplare desselben erhalten hatte, schikte ich eins davon, für Madame d'H . . . . . an St. L . . . . t, welcher mir

*) Amicitiam renunciare, deutsch: absagen. Daher Absage Brief

mir am Abend vorher geschrieben hatte, und begleitete es mit einem Briefgen für ihn, in welchem gewiß die zärtlichste Freundschaft nicht zu verkennen war. Er schikte mir das Buch mit nachstehendem Briefe zurük.

Eaubonne den 10 Octbr. 1758.

„Ich kan in der That das mir gemachte „Geschenk nicht annehmen. Ihr Buch ist mir „bey einer Stelle der Vorrede, wo Sie den „Ecclesiastes zitiren (er irrt sich hier, es ist der „Ecclesiasticus) vor Schrecken aus den Händen „gefallen. Nach den Unterredungen, welche vorigen Sommer zwischen uns vorfielen, hatten „Sie mir doch überzeugt geschienen, daß Diderot den ihm schuldgegebenen Misbrauch Ihres „Vertrauens wirklich nicht begangen habe. Er „kann Ihnen unrecht gethan haben, ich weiß „es nicht; aber das weiß ich, daß das, was „er Ihnen etwa gethan haben mag, Ihnen „kein Recht giebt, ihn öffentlich zu beschimpfen. „Sie wissen, wie sehr er verfolgt wird, und „doch nehmen Sie keinen Anstand, Ihre Stimme (die Stimme eines alten Freundes) mit „unter das Geschrey des Neides ertönen zu lassen. Ich kann Ihnen unmöglich verhehlen, „daß dieses grausame Verfahren mich empört. „Ich bin mit Diderot nicht genau bekannt,

„aber ich ehre ihn, und theile aufs lebhafteste
„den Kummer, welchen er über ihre Behand-
„lung empfinden wird, er, welchem doch Sie
„selbst nie mehr, als blosse Schwachheit, vor-
„warfen. Wir sind, Sie und ich, wie ich wohl
„sehe, zu weit in unsern Grundsätzen von ein-
„ander entfernt, als daß wir je zusammen kom-
„men könnten. Vergessen Sie mein Daseyn,
„das kann Ihnen nicht schwer werden. Ich
„habe nie jemanden weder Böses noch Gutes
„gethan, wessen man sich erinnern könnte,
„Ihnen verspreche ich, ihre Person zu ver-
„gessen und nur Ihrer Fähigkeiten mich zu
„erinnern."

Dieser Brief zerriß mein Herz und erfüllte mich mit Unwillen. Im Uebermaasse meines Elends fand ich endlich meinen verlohrnen Stolz wieder und antwortete ihm in folgendem Billet.

Montmorenci den 11. Octbr. 1758.

„Mein Herr, als ich Ihren Brief laß, that
„ich Ihnen wirklich die Ehre an, davon über-
„rascht zu seyn, und war so dumm, mich dar-
„über zu erbosen; aber einer Antwort fand ich
„ihn unwürdig."

„Ich mag für Madame d'H . . . . . nicht
„ferner Noten abschreiben. Wenn sie allenfalls

„die,

„die, welche sie schon besizt, nicht mehr behal-
„ten will, so kan sie mir solche zurükschicken und
„dann will ich ihr ihr Geld wieder geben.
„Will sie sie behalten, so muß sie ihr unver-
„brauchtes Papier und das übrige Geld hohlen
„lassen. Zugleich bitte ich sie, mir den Pro-
„spektus, welchen sie von mir in Verwahrung
„hat, zurükzugeben."

Muth im Unglück reizt niederträchtige Seelen zum Zorn, aber er gefällt Herzen, welchen Großmuth nicht fremd ist. Es scheint daß St. L . . . . t nach Empfang dieses Briefgens in sich selbst gegangen seyn müsse und daß sein Betragen ihn gereuet habe, aber er war hinwiederum zu stolz, um seinen Fehler offenherzig einzugestehen. Doch benüzte oder (vielleicht) bereitete er die Gelegenheit, welche sich darbot, die mir geschlagene Wunde zu heilen. Vierzehen Tage nach diesem Vorfalle, erhielt ich vom Herrn D' . . . . y folgenden Brief.

Donnerstag den 26.

„Ich habe, mein Herr, das mir gütigst
„überschikte Buch erhalten und mit dem grösten
„Vergnügen gelesen. Die Empfindung war mir
„nicht neu, sie begleitete das Lesen aller Schrif-
„ten, welche bißher aus Ihrer Feder geflossen
„sind. Empfangen Sie dafür meine Danksa-

„gung. Ich würde Ihnen dieselbe mündlich gemacht „haben, wenn meine Geschäfte mir einen län„gern Aufenthalt in Ihrer Gegend vergönnt hät„ten; aber ich habe dieses Jahr nur sehr weni„ge Zeit in la L . . . . . e zugebracht. Auf „künftigen Sonntag haben so eben Herr und „Frau D . . . n sich auf ein Mittagessen dort„hin eingeladen. Wahrscheinlich werden die Her„ren de St. L . . . . . t, de F . . . . . l „und Madame d'H . . . . . mit von der Ge„sellschaft seyn; wollten Sie dieselbige mit Ih„rer Person vermehren, so würden Sie mir ein „wahres Vergnügen machen. Alle Eingeladene „sehnen sich nach Ihnen, und werden sich freuen, „das Vergnügen, einen Theil des Tages mit Ih„nen hingebracht zu haben, mit mir theilen zu „können. Ich habe die Ehre mit vollkommen„ster Hochachtung zu verharren ꝛc.

Dieser Brief verursachte mir nicht geringes Herzklopfen. Nachdem ich, seit einem Jahre, das Mährchen von Paris gewesen war, machte der blose Gedanke, mich der Madame d'H . . . . . gegen über zur Schau aufstellen zu müssen, mich erzittern; kaum konnte ich den Muth fassen, diese Probe zu überstehen. Indessen, da sie und St. L . . . . . t es wünschten und D' . . . . . y im Nahmen aller seiner Gäste sprach, und keinen

nannte, welchen ich ungerne als Mitgast gesehen hätte, so glaubte ich in der That alles wohl überlegt, meinem zartesten Gefühl unbeschadet mich bey meinem Gastmahle einfinden zu dörfen, zu welchem ich eigentlich von allen Gästen sowohl wie von dem Herrn des Hauses eingeladen waren. Ich sagte es also zu. Am Sonntage war das Wetter schlimm. Herr D' . . . . y sandte mir seinen Wagen, und ich fuhr hin.

Meine Ankunft machte Aufsehen. Nie wurde ich so liebevoll empfangen, als damals. Man hätte glauben sollen, die ganze Gesellschaft wüßte, wie sehr ich einer aufmunternden Aufnahme bedürftig war. Nur Franzosen kennen diese Art des feinen Betragens. Inzwischen traf ich mehrere Leute an, als ich vermuthet hatte. Unter andern war da der Graf d'H . . . . . ., welchen ich nicht kannte, und dessen Schwester, Madame de B . . . . . . e, welche ich gerne vermißt haben würde. Sie war im vorigen Jahre öfters nach Eaubonne gekommen, und ihre Schwägerin hatte sie dann bey unsern einsamen Spaziergängen immer sich selbst und ihrer Langenweile überlassen.

Sie nährte, vielleicht von dieser Zeit an, gegen mich in ihrem Herzen einen Groll, welchen

sie über diesem Mittagessen nach Herzenslust an mir ausließ; dann, wie meine Leser leicht begreifen, waren bey der Gegenwart des Grafen d'H...... und St. L.....t die Lacher nicht auf meiner Seite, und ein Mann, welchen die leichteste Unterhaltung verlegen machte, konnte unmöglich in dieser glänzen. Nie habe ich soviel gelitten, nie habe ich einem Angriffe weniger Stand halten können, und nie waren diese Angriffe unvorhergesehener. So wie man von der Tafel aufstand, entfernte ich mich von dieser Megäre; dagegen hatte ich das Vergnügen, St. L.....t und Madame d'H........ auf mich zukommen zu sehen. Wir verschwazten einen guten Theil des Nachmittags zusammen; zwar betraf unser Gespräch gleichgültige Dinge, aber es war doch die alte Traulichkeit wieder darinn, wie vor meiner Verirrung. Dieß Betragen war in meinem Herzen nicht verlohren: hätte St. L.....t in demselben lesen können, so würde er zufrieden gewesen seyn. Zum Beweise, nur Eins! Als ich ankam, und Madame d'H........ zuerst erblikte, klopfte mein Herz, daß ich hätte unmächtig werden mögen; aber während dem Nachhausefahren kan ich schwören, beynahe nicht an sie gedacht zu haben: St. L.....t. war mein einziger Gedanke.

Ungeachtet der boßhaften Spöttereyen der Madame de B . . . . e, that dieses Mittagessen mir gut, und es reute mich gar nicht, die Einladung angenommen zu haben. Ich lernte einsehen, daß nicht nur die Ränke G . . . .'s und der H . . . . schen das Herz meiner alten Bekannten nicht von mir abgewendet hätten *), und daß die Gesinnungen der Madame d'H . . . . . . und St. L . . . . . t's weniger gegen mich verändert waren, als ich geglaubt hatte. Ich begrief endlich, daß nicht Geringschäzung, sondern Eifersucht der Grund wäre, warum er mich in der Entfernung von seiner Geliebten hielt. Diese Entdekung tröstete und beruhigte mich. So bald ich einmal gewiß war, daß ich kein Gegenstand der Verachtung für diejenige Leute, welche meine vollste Achtung besassen, ware, so arbeitete ich mit mehr Muth und besserem Erfolge an meinem eigenen Herzen. Kam ich auch nicht bis zur gänzlichen Ausrottung meiner strafbaren unglüklichen Leidenschaft, so ordnete ich wenigstens die beste derselben so gut, daß sie mich auch zu keinem einzigen Fehler nachher mehr verführten. Das Notenabschreiben, wel-

*) In der Einfalt meines Herzens glaubte ich dieß noch damals, als ich meine Bekenntnusse schrieb.

welches ich auf Bitten der Madame d'H....... wieder übernehmen mußte, meine folgende Schriften, welche ich fernerhin ihr zuschikte, so wie sie heraus kamen, unterhielten zwischen mir und ihr von einer Zeit zur andern einige Gemeinschaft. Es liefen Boten hin und her, sie schriebe mir Briefe, sehr unbedeutenden, aber immerhin sehr verbindlichen Inhalts. Sie that noch mehr, wie man in der Folge sehen wird; überhaupt war das gegenseitige Betragen von uns dreyen, nachdem unser Umgang aufgehört hatte, ein Beyspiel von der Art, wie brave Leute sich trennen, wenn es ihnen nimmer zuträglich ist, sich öfters zu sehen.

Ein guter Vortheil, welchen ich von diesem Mittagessen hatte, war, daß man in Paris davon sprach, und daß dadurch das Gerücht, als wäre ich mit allen Gästen und am meisten mit Herrn D'.....y zerfallen, vollkommen widerlegt wurde. Als ich die Einsiedeley verließ, hatte ich ihm ein sehr verbindliches Danksagungsschreiben geschikt, auf welches er mir nicht weniger verbindlich antwortete. Ueberhaupt stand ich immer sowohl mit ihm als mit seinem Bruder Herrn de la L... auf dem freundschaftlichsten Fusse; der Leztere besuchte mich sogar in Montmorenci, und sandte mir seine Kupferstiche. Wenn ich zwo Schwägerinnen der Madame

me d'H . . . . ausnehme, so bin ich immer mit der ganzen Familie gut gestanden.

Mein Brief an d'Alembert machte grosses Aufsehen. Alle meine bisherige Werke hatten welches gemacht, aber keins in dem günstigen Grade, wie dieses. Das Publicum lernte aus demselben, daß nicht alles wahr wäre, was in dem H . . . . . schen Kränzchen und durch die Apostel desselben geprediget würde. Als ich die Einsiedeley bezog, prophezeyten diese Leute mit ihrer gewöhnlichen Anmaßlichkeit, ich würde den Aufenhalt daselbst nicht drey Monate aushalten. Als sie sahen, daß ich ihn zwanzig Monate ausgehalten hatte, und daß ich, als ich ihn verlassen hatte, doch noch auf dem Lande blieb, so behaupteten sie, dieses fernere Bleiben wäre der lautere Eigensinn, und ich hätte in meiner Einsamkeit tödliche Langeweile; aber ich wollte lieber ein Opfer des Stolzes werden, welcher mich besässe, als ihn ablegen und nach Paris zurückkommen. Der Brief an d'Alembert kündigte eine Sanftheit der Seele an, welche man unmöglich für nachgeäfft halten konnte. Hätte üble Laune in meiner Einsamkeit an meinem Herzen gefressen, so würde dieß in meinem Tone merklich gewesen seyn. In allen Schriften, welche ich in Paris ausgearbeitet hatte, war ein solcher Ton nicht zu

ver-

verkennen gewesen, aber er herrschte nicht mehr in der ersten Frucht meiner ländlichen Musse. Für ächte Beobachter war dieser Zug entscheidend. Man sahe, daß ich wieder in meinem Elemente war.

Und doch machte ich durch dieses nähmliche Werk voll Sanftheit mir einen neuen Feind unter den Gelehrten, weil mein Unglük und meine gewöhnliche Tölpeley es wollten. Bey Herrn de la Popliniere hatte ich Marmontel kennen lernen, und hatte diese Bekanntschaft bey dem Baron unterhalten. Marmontel schrieb damals den Mercure de France. Da ich den Stolz hatte, meine Schriften den Verfassern periodischer Blätter nicht zuschiken zu wollen, und gleichwohl die gegenwärtige ihm gerne gegeben, dabey aber gerne verhütet hätte, daß er nicht glauben sollte, ich schike ihm mein Buch nach hergebrachtem Brauche, oder wolle gar eine günstige Recension dadurch verstekterweise von ihm erbettlen, so schrieb ich auf das ihm bestimmte Exemplar, daß es nicht für den Verfasser des „Mercure“ sondern für Herrn Marmontel gehörte. Ich glaubte ihm hiedurch etwas sehr artiges zu sagen; er nahm's als die gräßlichste Beleidigung auf, und ward mein unversöhnlicher Feind. Er schrieb gegen mein Buch, zwar mit vieler Artigkeit, aber mit nicht

zu

zu verkennender Bitterkeit, und ließ seit dieser Zeit keine Gelegenheit vorbeygehen, wo er mir schaden, oder mich in seinen Werken verdekterweise mißhandlen konnte. So schwer ist's, die so reizbare Eigenliebe der Gelehrten zu schonen, und so sorgfältig muß man in Complimenten, welche man ihnen macht, alles vermeiden, was nur irgend den mindesten Schein von Zweydeutigkeit haben kan.

Als ich von allen Seiten her mehr in Ruhe war, benüzte ich meine Musse und Unabhängigkeit, um meine Arbeiten in einer ununterbrochenern Folge vorzunehmen. Ich vollendete diesen Winter die Julie, und schikte sie an Rey, welcher sie im folgenden Jahre druken ließ. Diese Arbeit wurde aber noch durch einen dazwischen gekommenen, sehr unangenehmen Umstand unterbrochen. Ich erfuhr, daß man den „Wahrsager „im Dorfe“ von neuem aufführen wollte. Der Uebermuth, mit welchem diese Leute über das, was mein war, verfügten, verdroß mich; ich nahm den Aufsaz wieder vor, welchen ich schon ehmals an Herrn d'Argenson überschikt hatte, und ohne Antwort geblieben war. Ich sahe ihn wieder durch, und ließ ihn durch Herrn Sellon, den Residenten von Genf, welcher die Gütigkeit hatte, sich hiezu zu erbieten, dem Herrn Grafen

von St. Florentin, welcher dem Herrn d'Argenson in dem Apartement der Oper gefolgt war, übergeben. Herr von St. Florentin versprach mir zu antworten, aber es geschahe nicht. Dûclos, welchem ich mein Verfahren geschrieben hatte, sprach mit den kleinen Geigern darüber und diese erboten sich, mir, nicht meine Oper, sondern meinen freyen Eintritt, von welchem ich jezt keinen Gebrauch mehr machen konnte, wieder zu geben. Als ich sahe, daß ich von keiner Seite Gerechtigkeit zu hoffen hätte, so ließ ich die ganze Sache gehen; und die Direktion der Oper hörte und antwortete nicht auf meine Gründe, sondern fuhr fort sich meines Eigenthums zu bedienen, wie wenn es das ihrige gewesen wäre, und Gewinnst aus dem „Wahrsager im Dorfe" zu ziehen, da doch dieses Stük unwidersprechlich mein ist *).

Seit ich das Joch meiner Tyrannen abgeschüttelt hatte, führte ich ein so ziemlich ruhiges und zufriedenes Leben: zwar entbehrte ich die Freuden lebhafter Leidenschaften, aber mich drükte auch nicht das Gewicht ihrer Ketten. Ich war meiner Gönner-Freunde, die durchaus die Anordnung meines

*) Jezt gehört es ihr, einem Contrakte zufolge, welchen ich ganz neuerlich mit ihr geschlossen habe.

meines Schiksals in Händen haben wollten, überdrüssig, ich war nicht mehr gesonnen, mich durch ihre seynsollende Wohlthaten unterjochen zu lassen, sondern hatte beschlossen, mich von nun an einzig an Verbindungen zu halten, die sich auf Wohlwollen und Gleichheit aller Rechte gründeten, und, ohne die Freyheit einzuschränken, das Leben beglüken. An Verbindungen von dieser Art war ich reich genug, um alle Süssigkeit der Freyheit zu schmeken, und das lästige Gefühl der Abhängigkeit, in welche uns engere Verbindungen versezen, zu entbehren. Sobald ich nur einmal diese Art zu leben kannte, fand ich, daß keine andere für mein Alter sich mehr schikte, daß keine so wie diese, die Ruhe meiner Tage zu schüzen, und mir das tobende Ungewitter der Zwistigkeiten und Zänkereyen, welchem ich so eben beynahe untergelegen war, vom Leibe zu halten im Stande wäre.

Schon während meinem vormaligen Aufenthalt in der Einsiedeley, und seit meiner Niederlassung in Montmorenci hatte ich in der Nachbarschaft einige Bekanntschaften gemacht, welche mir angenehm waren, und keinen Zwang anthaten. Die erste derselben war der junge Loiseau de Mauleon, welcher damals als junger Advokat in den Gerichtshöfen praktizirte; ob er je, und was für einen Plaz er in denselben einst

einnehmen würde, wußte er nicht. Ich war hierüber nicht, wie er, im Zweifel. Ich bezeichnete ihm die erhabene Bahn, auf welcher man ihn heut zu Tage einher wandlen sieht. Ich sagte ihm zum voraus, daß sein Genie ihn zu den grössesten Rednern erheben würde, wenn er, beständig streng in der Wahl der zu übernehmenden Processe, immer nur der Vertheidiger der Gerechtigkeit und der Tugend würde und seinen erhabenen Geist durch sein Herz noch mehr erhöhte. Er hat meinen Rath benuzt und die Würkung davon empfunden. Seine Vertheidigung des Herrn de Portes ist eines Demosthenes würdig. Er kam jährlich während den Gerichtsferien nach St. Brice einem Lehen von Mauleon, welches seiner Mutter gehörte, nur eine Viertelstunde von der Einsiedeley entfernt, und ehmals die Wohnung des grossen Boussuet gewesen war. Wahrlich ein Lehen, bey welchem nach dem Vorgange solcher Lehensbesizer, die Lehensnachfolge und die Erhaltung des Adels schwer werden möchte?

Im nähmlichen Dorfe St. Brice hatte ich den Buchhändler Guerin, einen Mann von Geist, von mannigfaltigen Kentnussen, liebenswürdig, und in seinen Geschäften über den gemeinen Troß von Buchhändlern erhaben, kennen gelernt. Er

machte

machte mich mit Jean Néaulme, einem Buchhändler von Amsterdam, seinem Correspondenten und Freunde bekannt, welcher in der Folge den Emil drukte.

Noch näher als in St. Brice hatte ich Herrn Maltor, Pfarrer in Groslay. Ein Mann, eher zum Staatsmanne und Staatsminister, als zum Dorfpfarrer geschaffen: er würde Bischoff geworden seyn, wenn Talente den Rang der Stellen bestimmten. Er war Secretär des Grafen du Luc gewesen, und hatte Jean Baptist Rousseau sehr genau gekannt. Er hatte äusserst viel Achtung für das Andenken dieses berühmten Verbannten, und äusserst vielen Abscheu vor dem Andenken des Schurken, welcher sein Verderben gewesen war; vom einem wie vom andern wußte er eine Menge merkwürdiger Anekdoten, welche Reguy in seinem noch ungedrukten Leben J. B. Rousseau's nicht benuzt hat. Er versicherte mich, daß der Graf du Luc bis ans Ende seines Lebens ihn auf's feurigste geliebt, und nie Ursache sich über ihn zu beklagen, gehabt habe. Herr Maltor hatte nach dem Tode seines Patrons von Herrn de Vintinille diese ruhige aber ziemlich einträgliche Pfründe bekommen, ehmals war er in vielen Geschäften gebrauchtworden, deren er sich, obgleich er schon alt

und diese Dinge längst vergangen waren, noch recht gut erinnerte und eben so gut darüber räsonnirte. In seiner eben so lehrreichen als angenehmen Unterhaltung war keine Spur vom Eigenthümlichen eines Dorfpriesters: er hatte den Ton eines Mannes von Welt und die Kenntnusse eines Cabinetsministers. Unter allen meinen bleibenden Nachbarn war er derjenige, dessen Gesellschaft mir am angenehmsten war, und den ich am ungernsten verließ.

In Montmorenci hatte ich die Oratorier und unter andern auch den P. B....r, Professor der Naturlehre; eine gewisse, über sein ganzes Wesen verbreitete, Gutmüthigkeit zog mich, seines kleinen Anstrichs von Pedanterey unerachtet, an ihn. Doch konnte ich eins an ihm nicht gut reimen: seine grosse Einfalt mit seiner Begierde und Kunst sich überall einzudrängen, bey den Grossen, bey den Weibern, bey den Andächtigen, bey den Philosophen. Er ward allen alles. Ich war gerne um ihn, und sagte jedermann, daß ich gerne um ihn wäre. Wahrscheinlich war dieß ihm wieder zu Ohren gekommen. Einst dankte er mir lächelnd, daß ich ihn für einen guten Menschen hielte. Aber es war in diesem Lachen so etwas sardonisches, welches seine Physionomie in meinen Augen ganz veränderte, und was seither oft mir wieder in's Gedächtnuß gekommen ist. Ich kan es mit nichts treffenderem ver-

gleichen,

gleichen, als mit dem Lächeln des Panurge, wenn er die Hämmel von Dindenaut kauft. Unsere Bekanntschaft hatte kurz nach meiner Ankunft in der Einsiedeley begonnen, wo er mich sehr oft besuchte. Als ich schon in Montmorenci mich niedergelassen hatte, reiste er weg und zog nach Paris. Er sahe dort öfters Madame le Vasseur. Einst, als ich an nichts wenigers dachte, schrieb er im Nahmen dieser Frau an mich In seinem Briefe berichtete er mir, daß Herr G.... sich erboten habe, für ihren Unterhalt zu sorgen, und daß sie mich um Erlaubnuß bäte, dieses Erbieten anzunehmen. Die Versorgung, von welcher die Rede war, sollte, wie ich erfuhr, in einem Jahrgelde von dreyhundert Livres bestehen, und Madame le Vasseur sollte in Deuil, einem zwischen la Chevrette und Montmorenci gelegenen Orte, wohnen. Ich will nicht sagen, welchen Eindruk diese Nachricht auf mich machte. Sie würde für mich weniger überraschend gewesen seyn, wenn G.... zehentausend Livres jährliches Einkommen, oder begreiflicherweise eine Verbindung mit dieser Frau gehabt hätte, oder wenn man mir's nicht zum grösten Verbrechen gemacht hätte, daß ich sie mit mir auf das Land nahm, wohin er gleichwohl sie jezt zurükbrachte, als wenn sie in der Zwischenzeit sich verjüngt gehabt hätte. Ich begrief

 leicht,

leicht, daß die gute Alte, nur deßwegen bey mir um die Erlaubnuß nachsuchte, (welche sie ganz wohl hätte entbehren können) damit ich ihr nicht das, was ich ihr gab, entziehen möchte. Wie sehr ich auch damals über diese ausserordentliche Freygebigkeit mich wundern mochte, so fiel sie mir doch in der Folge noch mehr auf. Aber, wenn ich auch alles das gewußt hätte, was ich seither erst entdekt habe, so würde dieß doch mich nicht bestimmt haben, meine Einwilligung nicht zu geben. Ich gab sie also, und mußte sie geben, wenn ich anders G . . . . nicht überbieten wollte. Seit dieser Zeit hat der P. B . . . . . . r mich ein wenig von meiner falschen, von mir voreilig gefaßten, Meynung, welche ihm so spaßhaft schien, daß er ein gutmüthiger Mensch seye, geheilt.

Eben dieser P. B . . . . . . r hatte mit zween Männern Umgang, welche dann auch den meinigen, ich weiß nicht warum? suchten: denn in der That stimmte ihr Geschmak nicht mit dem meinigen. Es waren zween Söhne Melchisedek, deren Vaterland, Familie, und, wahrscheinlich auch, wahrer Name unbekannt war. Sie waren Jansenisten, und wurden für verkleidete Priester gehalten, vielleicht wegen ihrer sonderbaren Art ihre Degen zu tragen, in welche sie sehr verliebt schienen.

nen. Das geheimnußvolle Dunkel, in welches sie alle ihre Gänge hüllten, gab ihnen das Ansehen von geheimen Obern, und ich für meinen Theil halte es für ungezweifelt, daß sie die geistliche Zeitung schrieben. Der eine derselben war groß von Wuchs, still, listig, und nannte sich Ferrajud: der zweyte war klein, untersezt, ein Kitterer, *) küzlich in Kleinigkeiten und nannte sich Minard. Sie gaben vor, Vettern zusammen zu seyn. In Paris wohnten sie mit d'Alembert bey Madame Rousseau, der ehmaligen Amme des leztern, und in Montmorenci hatten sie ein kleines Zimmer, wo sie den Sommer über wohnten. Ihre Haushaltung besorgten sie selbst, ohne Bedienten und Commissionäre. Einer um den andern hatte die Woche, und dieser mußte dann die Lebensbedürfnüsse einkaufen, die Küche besorgen, und das Haus ausfegen. Uebrigens lebten sie gut; ich aß bisweilen bey ihnen, und sie hinwiederum bey mir. Ich weiß nicht, was sie antrieb, sich um mich zu bekümmern; ich bekümmerte mich um sie wenig, ausser weil sie Schach spielten; und um in diesem Spiele eine armseelige kleine Parthie machen zu können, erduldete ich bisweilen vier Stunden Langeweile.

Da

*) Schwäbisch für: ein Mensch, der gerne viel lacht.

Da sie sich überall einnisteten, und sich in alles mischen wollten, so gab ihnen Therese den Beynamen: Baasen, welcher ihnen in Montmorenci geblieben ist.

Dieß waren, wenn ich noch meinen Wirth, Herrn Mathas dazu nehmen, der ein guter Mann war, meine vorzüglichen Bekanntschaften auf dem Lande. In Paris hatte ich deren noch genug, um, wenn ich wollte, dort sehr vergnügt zu leben; wohl zu merken, ausserhalb der Classe von Gelehrten, denn von diesen rechnete ich nur Dúclos für meinen Freund. De Leyre war noch zu jung, und, ungeachtet er sich von der Philosophen-Bande ganz getrennt hatte, nachdem er gesehen hatte, wie sie mit mir umgesprungen war, so glaubte ich ihn doch nicht ganz lauter: wenigstens konnte ich die Leichtigkeit, mit der er sich von diesen Leuten zum Sprachrohr hatte brauchen lassen, noch nicht vergessen.

Ich hatte da meinen alten ehrwürdigen Freund, Herrn Roguin. Das war noch ein Freund aus meiner bessern Zeit, den ich nicht meinen Schriften, sondern mir selbst zu danken hatte, und deßwegen immer behalten habe. Ich hatte den guten Leniepß, meinen Landsmann und seine damals noch lebende Tochter, Madame Lambert. Ich hatte einen jungen Genfer, Namens C....., ein

einen braven jungen Mann, sorgfältig, dienstfertig, eifrig, der mich, seit ich die Einsiedeley, wo er sich selbst bey mir einführte, bezogen hatte, immer besucht. Er hatte Geschmak für die Zeichenkunst, und kannte die Künstler. Er war mir wegen der Kupferstiche für die Julie nüzlich, indem er die Aufsicht über die Zeichnung und den Stich übernahm, welches alles er mir sehr gut besorgte.

Ich hatte das Haus des Herrn D . . . e, welches zwar jezt weniger glänzend war, als ehmals während der schönen Lage der Madame D . . . e, aber doch immer wegen der vielen Verdienste seiner Bewohner, und wegen der ausgesuchten Gesellschaft, welche man da antraf, unter die besten Häuser in Paris gezählt zu werden verdiente. Ich hatte auch wirklich es keinem andern nachgesezt, hatte es blos deßwegen verlassen, um in Freyheit leben zu können; daher nahm man auch noch immer mich mit Freundschaft auf, und ich konnte insbesondere von Madame D . . . e hoffen, daß sie ihre Güte mir nie entziehen würde. Ich konnte sie gewissermassen als meine Nachbarin auf dem Lande ansehen; da sie in Clichy sich niedergelassen hatten, wo ich bisweilen einige Tage bey ihnen zubrachte. Noch häufiger würde ich sie besucht haben, wenn sie mit Madame C . . . . . r

weniger im Mißverständnusse gelebt hätte. Es war dann natürlich für mich keine leichte Aufgabe, meine Aufmerksamkeit zwischen zweyen Weibern zu theilen, die nicht gut zusammen stunden; aber zum Glüke wurde ich dadurch des Vergnügens, sie zu sehen, nicht ganz beraubt. Sie kam nämlich oft nach Deuil, welches vor meiner Thüre lag, wo sie ein kleines Haus gemiethet hatte — und ziemlich oft zu mir selbst in meine eigene Wohnung. An beyden Orten sahen wir uns dann ungezwungen.

Ich hatte Madame de Crequi. Sie hatte den Umgang mit den d'Alemberts, den Marmontel's, und allen Gelehrten und Schöngeistern abgebrochen, und sich ganz der Andacht geweyht. Den einzigen Abbe T . . . . t behielt sie noch bey; er war so ein Stük von einem halben Heuchler und ihr bereits nicht wenig entleidet. Ich, den sie ehmals selbst aufgesucht hatte, blieb im Besize ihrer Freundschaft und ihres Briefwechsels. Sie schikte mir gestopfte junge Hühner von Mans zum Neujahre, und hatte einen Plan gemacht, mich im folgenden Jahre zu besuchen, woran sie aber durch eine Reise der Madame de Luxemburg verhindert wurde. Es war meine Pflicht, ihr hier einen besondern und vorzüglichen Plaz zu geben; sie wird ihn in meinem Gedächtnusse immer behaupten.

Noch einen Mann hatte ich hier, welchen ich gleich nach Roquin hätte nennen sollen: es war mein alter Mitbruder und Freund de Carrio ehmals Titular-Secretär bey der Spanischen Gesandtschaft in Venedig und hernach in Schweden. Dort ward er für seinen Hof Charge' d'Affaire und endlich wirklicher Gesandschafts-Secretär in Paris. Er überraschte mich in Montmorenci unverhoft. Er trug einen spanischen Orden, dessen Namen ich vergessen habe, mit einem schönen Kreuze von gefaßten Steinen. Er hatte während seiner Probzeit einen Buchstaben zu seinem Namen sezen müssen, und hieß nun Ritter von Carrion. Ich fand an ihm immer den nämlichen, immer das gleich gute Herz, aber den Geist, täglich gebildeter, liebenswürdiger. Ich würde den alten Plaz in seinem Herzen eingenommen haben, wenn L . . . . . sich nicht, wie gewöhnlich, zwischen uns gestellt, und meine Entfernung benuzt hätte, um sich an meiner Stelle und in meinem Namen seines Vertrauens zu bemächtigen; so wurde ich dann aus lauter Diensteifer ausgestochen.

Bey Carrion'en fällt mir ein anderer meiner Nachbarn auf dem Lande bey, von welchem nicht zu reden, um so grösseres Unrecht seyn würde, da ich ein sehr unverzeihliches Betragen gegen

gen ihn zu bekennen habe. Es ist dieß Herr le Blond, welcher mir in Venedig mehrere Dienste erwiesen hatte, und nach einer Reise, welche er mit seiner Familie nach Frankreich gemacht hatte, ein Landhaus in la Briche, nicht weit von Montmorenci miethete *). Sobald ich erfuhr, daß er mein Nachbar geworden wäre, war ich hocherfreut; es war mir nicht eine Pflicht, sondern ein wahres Fest, ihn zu besuchen. Ich gieng sogleich den andern Tag aus, um es zu thun. Unterwegs begegneten mir Leute, welche mich besuchen wollten, und ich mußte wieder umkehren. Zween Tage nachher machte ich mich noch einmal auf den Weg; er speißte mit seiner ganzen Familie in Paris zu Mittage. Ein drittesmal war er zu Hause: ich hörte im Zimmer Weiber reden, und sahe am Thorwege eine Kutsche stehen, welche mich zurükschrökte. Nun wollte ich doch, wenigstens das erstemal, ihn ungezwungen sehen, und von unserer alten Bekanntschaft mit ihm schwazen. Zulezt verschob ich meinen Besuch von einem Tage auf den andern, und die Schande, eine solche Pflicht noch nicht erfüllt zu haben, machte, daß ich sie gar nicht erfüllte: nach=

*) Als ich dieß schrieb, war ich noch voll meines alten blinden Vertrauens und ahndete freylich nichts von dem wahren Beweggrunde und der Würkung dieser Reise nach Paris.

nachdem ich's gewagt hatte, so lange zu warten, wagte ich's nicht mehr, zu erscheinen. Diese Nachlässigkeit, über welche Herr le Blond nothwendig unwillig werden mußte gab meiner Trägheit das Ansehen von Undankbarkeit. Gleichwohl war mein Innerstes so rein von diesem Laster, daß, wenn ich Herrn le Blond irgend ein wahres Vergnügen, selbst unbekannter Weise, hätte machen können, er mich gewiß nicht träge gefunden haben würde. Aber so gieng mir's immer! meine Nachlässigkeit und Faulheit in Erfüllung kleiner Pflichten haben mir von jeher mehr Schaden gethan, als grosse Laster nicht gethan haben würden. Meine schwerste Sünden waren Unterlassungs-Sünden: selten habe ich gethan, was ich nicht hätte thun sollen, aber unglüklicher weise noch seltener das, was ich hätte sollen.

Da ich einmal auf meine alte venetianische Bekanntschaften zu sprechen gekommen bin, so darf ich eine, welche hieher Bezug hat, und die ich, so wie die übrige, erst seit kurzer Zeit abgebrochen hatte, nicht vergessen. Ich rede von Herrn de J . . . . . . e, der nach seiner Rükkunft von Genua mir viele Freundschaft erwiesen hatte. Er besuchte mich gerne, um von italiänischen Angelegenheiten und den tollen Streichen

chen des Herrn de M . . . . . . mit mir zu sprechen; er vermehrte meine Anekdotensammlung von dem leztern mit einer Menge von Histörchen, welche er aus dem Büreau der auswärtigen Angelegenheiten, in welchem er viele Verbindungen hatte, schöpfte. Bey ihm hatte ich das Vergnügen meinen alten Bekannten Dupont wieder zu sehen: er hatte in seiner Provinz eine Bedienung gekauft, deren Geschäfte ihn bisweilen nach Paris riefen. Herr de J.....e ward bald so dringend, immer um mich zu seyn, daß ein Zwang für mich daraus entstand: er wohnte in einem von den meinigen sehr entfernten Viertel, aber es gab immer Vorwürfe, wenn ich eine Woche verstreichen ließ, ohne bey ihm zu Mittage zu essen. Wenn er nach J . . . . . e gieng, wollte er jedesmal mich mit sich nehmen; ich brachte einst acht Tage dort zu, welche mir eine Ewigkeit zu seyn dünkten, und mochte nachher nicht wieder hingehen. Herr de J . . . . . . e war in der That ein sehr braver und höflicher Mann, aber er hatte wenig Geist, er war schön, ein klein wenig in sich selbst verliebt, und so ziemlich langweilig. Er hatte eine sonderbare, in der Welt vielleicht einzige, Sammlung, mit welcher er sich sehr viel zu schaffen machte. Auch seine Gäste ließ er daran Antheil nehmen, welche freylich bisweilen sich dadurch weniger unterhalten

fanden

fanden als er. Diese Sammlung enthielt in der grösten Vollständigkeit alle Gassenhauer, welche am Hofe sowohl als in Paris, seit mehr als fünfzig Jahren im Umlaufe gewesen waren. Man fand in derselben viele Anecdoten, welche man ausserdem überall vergeblich gesucht haben würde. Wahrlich Materialien zu einer Geschichte Frankreichs, dergleichen nur diese Nation aufzuweisen vermag.

Einst als ich mit ihm im besten Einverständnusse zu leben glaubte, empfieng er mich so eiskalt, in einem so ungewöhnlichen frostigen Tone, daß ich mit dem festen Entschlusse von ihm gieng, nie wieder einen Fuß über seine Schwelle zu sezen, nachdem ich ihm vorher Gelegenheit zu einer Erklärung gegeben, ja sogar ihn darum gebeten hatte. Ich blieb diesem Entschlusse getreu, denn, wo man Einmal mich unfreundlich aufnimmt, sieht man gewiß mich nicht wieder, und hier war kein Diderot, der Herrn de J . . . . . . e's Sache verfochten hätte. Vergebens sann ich hin und her, womit ich ihn beleidigt haben könnte; mir fiel nichts bey. Ich wußte mit der vollkommensten Gewißheit, daß ich nirgends weder von ihm noch von den seinigen anders, als in den ehrenvollsten Ausdrüken, gesprochen hatte; meine Neigung zu ihm

ihm war aufrichtig und ausserdem, daß ich nichts als lauter Liebes und Gutes von ihm zu sagen wußte, war es von jeher mein unverbrüchlichstes Gesez gewesen, von keinem Hause Böses zu reden, in welchem ich Zutritt hatte.

Ich käute meinen ganzen Umgang mit ihm, von Anfang an, wieder, und kam endlich auf folgende Spur. Als wir das vorleztemal beysammen waren, hatte ich mit ihm in Gesellschaft einiger Freudenmädchen von seiner Bekanntschaft zu Nacht gespeißt, wobey zween oder drey Commis vom Departement der auswärtigen Angelegenheiten, liebenswürdige Leute, welche gar nicht wie Wüstlinge aussahen, zugegen waren. Ich kann betheuren, daß ich den ganzen Abend über an nichts dachte als an das traurige Schicksal der armen Geschöpfe: ein Gegenstand, welcher doch wahrlich mich nicht zur Freude stimmen konnte. Ich bezahlte meine Zeche nicht, weil wir Gäste des Herrn de J . . . . . e waren, und den Freudenmädchen gab ich auch nichts, weil sie nicht, wie die Paduanerin, ihren Sold verdienen durften, wir giengen sehr fröhlich und im besten Vernehmen aus einander. Die Freudenmädchen sahe ich nachher nicht wieder, sondern gieng, drey oder vier Tage nachher zu Tische zu Herrn de J . . . e

welchen

welchen ich seither nicht mehr gesehen hatte: mein Empfang war der schon erzählte. Da ich mir keinen andern Grund davon denken konnte, als einen Mißverstand, welcher auf dieses Abendessen Bezug haben müßte, und da ich gleichwohl sahe, daß er nicht geneigt war, sich zu erklären, so war mein Entschluß bald gefaßt: ich hörte von nun an auf, ihn zu besuchen. Gleichwohl schikte ich ihm immer meine Schriften zu, er ließ mir dafür öfters Complimente sagen und als ich ihm einst in der Comödie im Wärme-Zimmer begegnete, machte er mir über mein Aussenbleiben sehr artige Vorwürfe, welche mich nicht zu ihm zurükbrachten. Auf diese Art bekam der ganze Vorfall mehr das Ansehen einer Zänkerey, als eines Bruchs. Auf jeden Fall wäre es jezt zu spät gewesen nach einer mehrjährigen Trennung, in welcher ich nichts von ihm gesehen noch gehört hatte, wieder zu ihm zurükzukehren. Deßwegen gehört auch Herr de J . . . . . e nicht hieher in diese Liste, obschon ich sein Hauß lange Zeit besucht habe.

Eben so wenig will ich diese Liste durch Aufzählung anderer, weniger vertrauter, Bekannten oder solcher, deren Freundschaft nur so lange dauerte, als ich anwesend war, vergrössern, wiewohl ich auch diese auf dem Lande

ent-

entweder in meinem Hause oder am dritten Orte, bisweilen sahe. Hieher gehören zum Beyspiele, die Abbe's de Condillac, de Mably die Herren de Mairan, de la Live, de Boisgelou, Vatelet, Ancelet und andere, welche ich Kürze halber nicht nenne. Auch meine Bekanntschaft mit Herrn de Margency, königlichen Cammerherrn, und altem Mitgliede des H . . . . . . schen Kränzchens (welches er wie ich, verlassen hatte) und altem Freunde der Madame D . . . . y (von welcher er, wie ich, sich loß gemacht hatte) will ich nur kurz berühren. Deßgleichen die seines Freundes Desmahis, der durch seine Comödie: der Unverschämte bekannt ist, und dessen Ruhm sehr groß aber sehr kurz dauernd war. Der erstere war mein ländlicher Nachbar, sein Landgut Margency lag in der Nähe von Montmorenci. Wir waren alte Bekannte, aber die Nachbarschaft und eine gewisse Aehnlichkeit unserer beyderseitigen Erfahrungen brachten uns näher zusammen. Der zweyte starb bald nachher. Er hatte Verdienst und Geist, aber er glich so ziemlich dem Helden seines Lustspiels, war fade bey den Weibern, und wurde von ihnen nicht sonderlich vermißt.

Aber einen neuen Briefwechsel, welcher in diesem Zeitraume begann, darf ich nicht vergessen

sen, weil er zu vielen Einflus auf mein übriges Leben gehabt hat, als daß ich den Anfang desselben nicht bemerken sollte. Ich rede hier von Herrn de L....... de M........s, ersten Präsidenten von la Cour des Aides, damals oberstem Büchercommissar, welches Amt er mit Einsicht, Sanftmuth und zur grossen Zufriedenheit aller Gelehrten verwaltete. In Paris hatte ich ihn niemals besucht: dessen ungeachtet bewieß er sich bey jeder Gelegenheit in Absicht auf Censur auf das höflichste und verbindlichste gegen mich, da er hingegen, wie ich mit Zuverlässigkeit weiß mit denen, welche die Feder gegen mich ergriffen hatten, übel umgesprungen ist. Bey Gelegenheit des Abdruks der Julie gab er mir neue Proben seiner Güte gegen mich. Weil es nähmlich sehr kostbar gewesen wäre, wenn ich die Aushängebogen eines so grossen Werks durch die Post hätte von Amsterdam wollen kommen lassen, so erlaubte er, daß man die Pakete immer an ihn, weil er porto frey war, adressiren dürfte; worauf er sogleich nach der Ankunft mir dieselbe gleichfals frey unter der Aufschrift seines Vaters, des Canzlers, zuschikte. Als das Werk gedruckt war, erlaubte er den Verschluß desselben im Reiche nicht eher, als biß eine neue Ausgabe, welche er wider meinen Willen veranstaltete und den Profit davon

mir bestimmte verschlossen war. Da dieser Profit eigentlich ein, an dem Buchhändler Rey, welchem ich meine Handschrift verkauft hatte, begangener Diebstahl gewesen wäre, so wollte ich ohne dessen Einwilligung, welche er auf die großmüthigste Art sogleich ertheilte, das mir bestimmte Geschenk nicht annehmen, sondern auch die hundert Pistolen, auf welche das Geschenk sich belief, mit ihm theilen, welches er aber nicht annahm. Aber um den Preiß dieser hundert Pistolen hatte ich das Mißvergnügen, auf welches Herr von M........s mich nicht vorbereitet hatte, mein Werk verstümmelt, und den Verkauf der bessern Ausgabe so lange unterterbrochen zu sehen, bis die schlechtere verkauft war.

Von jeher habe ich den Herrn de M.......s als einen Mann von einer, jede Probe aushaltenden Geradheit des Chrakters betrachtet. Nie stieg, bey allen meinen Schiksalen gegen seine Rechtschaffenheit in meiner Seele ein Zweifel auf: aber er ist eben so schwach als ehrlich und schadet nicht selten denen Leuten, für welche er sich verwendet, durch seine allzugrosse Sorgfalt.— Nicht allein ließ er in der Pariser Ausgabe mehr als hundert Seiten weg; sondern auch in dem Exemplar von der bessern Ausgabe,

welches

welches er der Madame de P . . . . r überschikte, schnitte er weg, wo der Verfasser allein sich es hätte erlauben können. Ich sage in dem Werke irgendwo: daß die Frau eines Kohlenbrenners achtungswerther wäre, als die Hure eines Fürsten. Diesen Ausdruck hatte ich in der Hize des Dichtens so hingeschrieben, und ich kann es beschwören, an keine Deutung desselben gedacht. Als ich das Werk wieder laß, fand ich, daß man diese Deutung machen würde. Weil ich aber einmal den Grundsaz hatte, um einer möglichen Deutung oder Mißdeutung willen nichts abzuändern, wenn mir mein Gewissen Zeugnuß gäbe, während dem Schreiben diese Deutung nicht beabsichtet zu haben, so lie ßich den ganzen Saz stehen, wie er war, ausser daß ich statt des Worts, König, wie man anfänglich laß, das Wort: Fürst sezte. Diese Milderung schien Herrn de M . . . . s nicht hinlänglich: er merzte auf einem Blatte, welc. s er zu diesem Behufe besonders umdruken ließ, die ganze Periode aus, und ließ dieselbe in das Exemplar der Madame de P . . . . r sorgfältigst einleimen. Sie erfuhr bald den Hokus Pokus, der mit diesem Blatte vorgegangen war. Es gab gute Seelen, welche dergleichen Dinge zu Ohren trugen. Ich selbst erfuhr es erst lange nachher, als ich die Folgen davon zu em-

pfinden anfieng. War doch gerade eben dieser Umstand die erste Veranlassung zu dem öffentlichen aber unversöhnlichen Hasse einer andern Dame, welche in einem ähnlichen Falle war, wovon ich aber so wenig etwas gewußt hatte, daß ich sie sogar nicht einmal kannte, als ich jene Stelle schrieb? Als das Buch heraus war, hatte ich ihre Bekanntschaft gemacht, und ich wurde unruhig darüber. Ich entdekte meine Furcht dem Chevalier de Lorenzy, der mich verlachte und mich versicherte, daß sie gar nicht darauf geachtet hätte. Ich glaubte dieß wohl ein wenig leichtsinnig, und beruhigte mich darüber sehr zur Unzeit.

Beym Eintritte des Winters erhielt ich einen neuen Beweiß der gütigen Gesinnung des Herrn de M..........s gegen mich; ich erkannte seine Gefälligkeit, wie ich sollte, aber ich fand nicht nöthig, Gebrauch davon zu machen. Beym Journal des Scavans wurde für einen Schriftsteller ein Plaz erledigt. Margency machte mir, als wenn dieß so sein eigener Gedanke wäre, in einem Briefe deßhalb einen Vorschlag, und frug mich, ob ich nicht gesonnen wäre, ihn anzunehmen. Aus der Wendung seines Briefs begrief ich leicht, daß er auf Eingebung anderer handelte; er selbst gestand mir in der Folge, daß er den Auftrag gehabt habe,

mir

mir diesen Antrag zu thun. Die mit dieser Stelle verknüpfte Arbeit war von keinem Belange. Monatlich mußten zwey Auszüge aus Büchern gemacht werden, welche man geliefert bekam, und dabey war man nicht verbunden, nach Paris zu reisen, nicht einmal, um dem Magistrat eine Danksagung zu machen. Ich würde auf diese Art mit einer Gesellschaft von Gelehrten vom ersten Verdienste in Verbindung gekommen seyn, mit dem Herrn de Mairan, Clairaut, de Guignes und dem Abbe' Barthelemi, von welchen ich die zween erstere schon kannte und die zween leztere zu meinem grossen Nuzen würde kennen gelernt haben. Und, was an der ganzen Sache das beste war, für eine so ganz und gar nicht mühsame Arbeit, welche ich mit meiner grössesten Bequemlichkeit versehen konnte, bekam man einen Ehrengehalt von jährlichen achthundert Franken, welcher mit dieser Stelle verknüpft war. Ich war einige Stunden unentschlossen, was ich thun sollte, wahrlich, ich kann es betheuren, mehr aus Furcht Margency'n zu betrüben und Herrn de M........s mißfällig zu werden. Aber endlich entschieden der unerträgliche Zwang, nicht zu einer selbstgewählten Stunde arbeiten zu können, sondern mich von der Zeit beherrschen lassen zu müssen, und, mehr noch, die Uberzeugung, daß ich die

Arbeiten, zu welchen ich verbunden war, schlecht verrichten würde, alles, und bewogen mich, eine Stelle auszuschlagen, für welche ich nicht gemacht war. Ich wußte ganz gut, daß alle meine vermeynte Talente nichts anders wären, als eine gewisse Wärme mit welcher mein Geist die zu behandelnde Materien ergrief, und daß nur Liebe zum Grossen, Wahren, Schönen mein Genie beseelen könnte; — aber der meiste Theil der Gegenstände der auszuziehenden Bücher und die Bücher selbst würden gar nichts anziehendes für mich gehabt haben, mithin mein Genie auch nicht haben erweken können. Meine Gleichgültigkeit für die ganze Sache würde meine Feder mit Eise überzogen und meinen Geist gelähmt haben. Man hatte geglaubt, ich könnte, wie alle Gelehrte handwerksmässig schreiben, da ich's doch nie anders, als aus Leidenschaft konnte; und ein solcher Schriftsteller war für das Journal des Scavans von keiner Brauchbarkeit. Ich schrieb also an Margency ein Dankschreiben, in welchem ich mit aller nur ersinnlichen Artigkeit alle meine Gründe so auseinander sezte, daß weder er noch Herr de M . . . . s Laune oder Stolz aus meiner Antwort können geschlossen haben. Auch billigten beede meinen Entschluß, ohne mir darüber ein schiefes Gesicht zu machen, und die ganze Sache wurde so geheim ge-

gehalten, daß das Publikum nie etwas davon erfahren hat.

Der Vorschlag war mir zu einer Zeit gemacht worden, welche für dessen Annahme nicht ungünstiger gewählt seyn konnte. Denn schon seit einiger Zeit trug ich den Gedanken in mir herum, das Gebiet der Litteratur und insbesondere das Schriftsteller-Gewerbe ganz zu verlassen. Alles, was mir seit einiger Zeit begegnet war, hatte mir die Gelehrte ganz entleidet, und ich hatte gleichwohl erfahren, daß man nicht ausser aller Verbindung mit ihnen seyn kan, sobald man ihre Laufbahn betritt. Eben so überdrüssig war ich der Weltleute und insbesondere des gemischten Lebens, welches ich bisher geführt hatte, wo ich halb mir selbst, halb Gesellschaften, für welche ich nicht taugte, angehörte. Ich empfand mehr als jemals, und aus einer unausgesezten Erfahrung, daß jede ungleiche Gesellschaft für den schwächern Theil nachtheilig ist. Während ich mit reichen Leuten zusammen lebte, welche sich auf einen ganz andern Fuß eingerichtet hatten, als ich's nicht war, mußte ich, wenn ich schon kein Haus machte, wie sie, ihnen doch in vielen Stüken nacheifern, und die kleine Ausgaben, welche für den Beutel dieser Leute so viel, wie nichts waren, wurden für mich eben so unnachlaßlich,

als für meine Casse erschöpfend. Wenn ein Anderer für einige Zeit ein Landhaus bezieht, so wird er durch seinen Lakayen bey Tische und im Schlafzimmer bedient: durch diesen läßt er alles hohlen, wessen er bedarf; mit den Leuten vom Hause hat er nichts unmittelbar zu thun, er sieht sie nicht, giebt ihnen keine Trinkgelder, als wann, und wie es ihm beliebt: aber ich war allein, ohne Bedienten, hieng von den Dienstbotten im Hause ab, und mußte sie zu gewinnen suchen, wenn ich nicht tausendfachem Ungemach mich aussezen wollte; diese Leute behandelten mich so ungefähr auf gleichen Fuß, wie ihren Herrn, ich aber mußte sie eben so behandeln, mußte sogar noch mehr für sie thun als ein anderer, weil ich würklich ihrer auch mehr bedurfte als ein anderer. Dieses alles mag noch hingehen, wenn die Dienerschaft im Hause nicht sehr zahlreich ist, aber in den Häusern, welche ich besuchte, gab es derselben eine ungeheure Menge, alle sehr übermüthig, sehr pfiffig, sehr behende, wohl zumerken, wenn es was zu fischen gab, und die Schlingel wußten es so einzurichten, daß ich eines jeden der Reihe nach mich bedienen mußte. Die Pariser Weiber, ausserdem so geistvolle Geschöpfe, haben über diesen Punkt gar keinen richtigen Begriff: sie wollten meinen Beutel schonen und erschöpften ihn. Wenn ich in der Stadt nur etwas

von

von meiner Wohnung entfernt speißte, so gaben sie nicht zu, daß ich zum Nachhausefahren mir einen Fiaker herbestellte, nein! sondern die Dame vom Hause ließ anspannen, um mich nach Hause bringen zu lassen. Nun war's ihr sehr lieb mir die vier und zwanzig Sous erspart zu haben, welche ich für einen Fiaker ausgegeben haben würde; an den Thaler, welchen ich dem Bedienten und Kutscher geben mußte, dachte sie nicht. Ferner: wenn eine Frau von Paris aus, nach der Einsiedeley oder nach Montmorenci mir schrieb, so dauerten sie die vier Sous Porto, welche ich hätte ausgeben müssen: sie schikte mir also den Brief durch einen ihrer Leute, der denn zu Fusse, von Schweiße triefend ankam, dem ich zu essen und einen Thaler Trinkgeld geben mußte, den er auch würklich wohl verdient hatte. That eine solche Frau mir den Vorschlag, ein acht oder vierzehen Tage mit ihr aufs Land zu gehen, so dachte sie bey sich selbst: das wird doch immer für den armen Teufel eine Ersparnuß seyn; die ganze Zeit über kostet seine Nahrung ihm nichts. Aber daran dachte sie nicht, daß ich während dieser ganzen Zeit nicht arbeitete, daß die Kosten meiner Haushaltung, mein Hauszins fortliefen, daß meine Wäsche und meine Kleider sich abnüzten, daß ich meinen Barbier doppelt bezahlen mußte, und daß der bey ihr mich mehr kostete, als der

zu Hause; auch beliefen alle diese meine Ausgaben sich sehr hoch, obgleich ich meine kleine Freygebigkeit nur auf die Häuser beschränkte, wo ich gewöhnlich war *). Ich kan versichern, daß ich in Eaubonne bey Madame d'H . . . . mehr als fünf und zwanzig Thaler ausgegeben habe, wo ich doch nur vier oder fünfmal übernachtete. Mehr als hundert Pistolen kostete michs in E . . . . y und in la C . . . . e, während der fünf oder sechs Jahre, da ich am allerhäufigsten dort war. Diese Ausgaben sind für Leute von meiner Art unvermeidlich: ich mußte zahlen, wenn ich nicht alles selbst thun, in allen Dingen mich zwängen, und sehen wollte, wie die Dienstboten maulten, und mit Widerwillen mich bedienten. Sogar bey Madame D . . n, wo ich ins Haus gehörte, und der Dienerschaft tausend Gefälligkeiten erwieß, konnte ich von ihnen nie welche anders als durch die Spize meines — Gelds erhalten. In der Folge, als meine Lage mir nimmer erlaubte Geschenke zu machen, mußte ich meine kleine Freygebigkeit ganz aufgeben, und damals empfand ich zuerst, wie viele Nachtheile es für mich hatte, mit Leuten höhern Standes umzugehen.

Wenn

*) Das tägliche Brod seyn, ein schwäbischer Provinzialism würde das französische: vivre d'habitude am genauesten ausdrüken.

Wenn endlich dieses Leben nur noch nach meinem Geschmake gewesen wäre, so hätte ich über eine lästige Ausgabe mich bald getröstet, weil ich sie dann meinem Vergnügen geweyht hätte; aber mich zu Grunde richten zu sollen, um Langeweile zu haben, war mehr als ich ertragen konnte. Ich empfand die drükende Last einer solchen Lebensweise so sehr, daß ich jezt, nun ich einmal einen freyen Zwischenraum hatte, entschlossen war, dieser Freyheit fürohin zu geniessen, der grossen Welt, dem Büchermachen, aller Gemeinschaft mit der Litteratur Lebewohl zu sagen, und für den Rest meiner Tage mich in den engen, friedlichen Kreiß, für welchen ich mich gebohren fühlte, zu beschränken.

Der Ertrag von dem „Briefe an d'Alembert" und von der „neuen Heloise" hatte meinen Finanzen, welche mein Aufenthalt in der Einsiedeley ziemlich erschöpft hatte, wieder ein wenig aufgeholfen. Ich sahe mich im Besize von ungefähr tausend Thalern. Mein Emil, welchen ich, sogleich nach Vollendung der Heloise, mit allem Ernste in Arbeit genommen hatte, war weit vorgerükt, und der Ertrag desselben mußte diese Summe aufs mindeste verdoppeln. Ich gieng damit um, dieses Capital auf Leibrenten zu leihen, welche, verbunden mit

dem,

dem, was ich durch Notenschreiben verdiente, mir soviel eintrugen, daß ich bestehen könnte, ohne Bücher zu schreiben. Ich hatte noch zwey Werke in der Arbeit. Das erste waren meine „Institutions politiques“. Ich untersuchte, wie weit ich mit demselben vorgerükt wäre, und fand, daß es noch einer mehrjährigen Arbeit bedurfte. Ich hatte nicht den Muth, es fortzuführen, und die Ausführung meines Entschlusses bis nach Vollendung dieses Buches aufzuschieben. Ich that also Verzicht auf dieses Werk: doch beschloß ich, das Brauchbare und vom Plane des ganzen Trennbare davon zu nehmen, und das übrige zu verbrennen. Ich that's und trieb diese Arbeit mit so vielem Eifer, daß ich, ohne deßhalb den Emil zu vernachlässigen, in weniger als zwey Jahren die lezte Hand an den Contrat social legte.

Nun war noch mein „musicalisches Wörterbuch“ übrig. Dieß war eigentlich mehr Hand als Geistesarbeit, ich konnte zu jeder Zeit daran arbeiten, und mein einziger Zwek dabey war, Geld zu verdienen. Ich behielt mir vor, es nach Gutdünken liegen zu lassen, oder zu vollenden, je nachdem meine übrige Hülfsquellen flössen, oder versiegten, und ich im Falle wäre, diese entbehren zu können, oder nicht. Was die

„sinn-

„sinnliche Moral“ betraf, die noch Skizze war, so ließ ich sie ganz liegen.

Mein leztes Projekt war: auf den Fall, daß ich die Beyhülfe des Notenschreibens entbehren könnte, mich von Paris zu entfernen, weil der Zufluß überlästiger Besucher meinen Unterhalt daselbst kostbarer machte, und doch zugleich mir die Zeit raubte, für denselben zu sorgen. Um nun in meinem stillen Aufenthalte nicht die, ausgedienten Schriftstellern so gewöhnliche, Krankheit der Langenweile fühlen zu müssen, behielt ich mir eine Beschäftigung vor, die die Leere meiner Einsamkeit ausfüllen könnte, und doch zugleich mich nicht in Versuchung führte, etwas bey meinen Lebzeiten druken zu lassen. Ich weiß nicht, was Rey'n einfiel, mich schon seit langer Zeit zu bitten, daß ich die Geschichte meines Lebens schreiben möchte. Zwar war bis dahin mein Lebenslauf nicht sonderlich anziehend durch unerwartete und unerhörte Begebenheiten gewesen, aber ich fühlte, daß ich die Geschichte desselben durch die Freymüthigkeit, welche, darein legen zu können, ich mir bewußt war, anziehend machen könnte. Ich beschloß also, ein, durch beyspiellose Wahrheitsliebe, einziges Werk daraus zu bilden: man sollte, dieß war mein Zwek, wenigstens Einmal einen Menschen so kennen lernen, wie er innerlich

innerlich ist. Ich hatte immer über die falsche Naivität des Montagne gelacht, welcher unter dem Scheine, seine Fehler gestehen zu wollen, sich nur liebenswürdige beylegt: da doch ich, (wie ich von jeher geglaubt habe, und alles zusammen genommen, noch glaube, der Beste der Menschen) fühlte, daß ohne Ausnahme jedes menschliche Herz, wie rein es immer scheinen möge, irgend ein hassenswürdiges Laster verschließt. Ich wußte, daß keine der Schilderungen, welche im Publikum von mir herumgetragen würden, mir glieche, sondern daß viele derselben so abentheuerlich wären, daß aller meiner schlimmen Eigenschaften, welche zu verschweigen ich nicht gesonnen war, ungeachtet ich immer noch dabey gewinnen mußte, wenn ich mich zeigte, wie ich bin. Da ferner ich dieß nicht thun konnte, ohne auch andere Leute so zu zeigen, wie sie sind, und, folglich dieses Werk erst nach meinem und vieler anderer Leute Tode erscheinen konnte, so entschloß ich mich um so eher, meine Bekenntnisse zu schreiben, da ich vor niemanden darüber zu erröthen brauchte. Ich nahm mir also vor, alle meine Musse zur bestmöglichen Ausführung meines Plans anzuwenden; und von nun an sammelte und ordnete ich die Briefe und Papiere, welche mein Gedächtnuß leiten, oder meine Erinnerung aufweken könnten, wobey ich

nur

nur bereute, so vieles hieher dienliche zerrissen, verbrannt und verlohren zu haben.

Dieses Projekt zu einer vollkommenen Einsamkeit, eins der vernünftigsten, was vielleicht je gemacht worden ist, hatte sich meinem Geiste so fest eingeprägt, daß ich noch an der Ausführung desselben arbeitete, als der Himmel, der mir ein anderes Schiksal bereitete, mich mitten in einen neuen Strudel warf.

Montmorenci, dieses alte und schöne Erbgut des erlauchten Hauses, was diesen Namen führt, gehört seit der Confiscation nicht mehr zu demselben. Durch die Schwester des Herzogs Heinrich kam es an das Haus Conde, welches den Namen Montmorenci in Anguien veränderte, und dieses Herzogthum hat kein anderes Schloß, als einen alten Thurn, in welchem die Archive aufbewahrt sind, und wo die Vasallen den Lehnseid in die Hände des Lehensherrn ablegen. Aber man sieht in Montmorenci oder Anguien ein besonderes Haus, welches Croisat, zubenamset der Arme, gebaut hat: dieses hat von den herrlichsten Schlössern die Pracht, und führt auch diesen Namen, welchen es sehr wohl verdient. Der Ehrfurcht gebietende Anblik dieses schönen Gebäudes, die Terrasse, auf

wel-

welcher es erbaut ist, seine Aussicht, welche in ihrer Art auf der Welt einzig ist, der grosse in demselben befindliche Saal, von Meisterhand bemahlt, der dazu gehörige, durch le Notre angelegte Garten; — alles dieß bildet ein Ganzes, was mit der hohen Majestät doch eine gewisse, die Bewunderung erhaltende und nährende Einfalt verbindet. Der Marschall Herzog von Luxenbourg, welchem dazumal dieses Haus zugehörte, kam alle Jahre in dieses Land, von welchem seine Ahnen einst die Beherrscher gewesen waren. Hier brachte er fünf bis sechs Wochen als simpler Einwohner, aber mit einer Pracht, ganz würdig des alten Glanzes seines Hauses, zu. Bey der ersten Reise, welche er hieher machte, seit ich mich in Montmorenci niedergelassen hatte, schikten Herr und Madame einen Cammerdiener mit einem sehr verbindlichen Complimente und einer Einladung, bey ihnen so oft zu Nacht zu speisen, als mir selbst gefällig seyn würde, zu mir. So oft sie wieder kamen, kam auch an mich das nämliche Compliment, und die nämliche Einladung. Mir fiel hiebey Madame de B . . . . . . l ein, welche mich ex officio zu Mittag essen ließ. Die Zeit hatte sich geändert, aber ich war der nämliche geblieben. Ich hatte nicht Lust, ex officio zu Mittage zu essen, und kümmerte mich wenig um die Tafeln der Grossen. Mir wär's lieber

gewesen,

gewesen, wenn man mich hätte lassen das seyn, was ich war, ohne mir zu räuchern, oder mich herabzuwürdigen. Ich antwortete artig und ehrfurchtsvoll auf die Höflichkeiten des Herrn und der Frau von Luxenbourg, aber ihre Einladung nahm ich nicht an. Da ich ohnedieß theils aus Schüchternheit, theils wegen meiner Unpäßlichkeit vor dem blosen Gedanken, mich in einer Assemblee von Hofleuten zeigen zu sollen, erzitterte, so gieng ich nicht einmal hin, meinen Danksagungsbesuch zu machen, wiewohl ich ganz gut merkte, daß es einzig darauf abgesehen, und daß nicht sowohl Wohlwollen als vielmehr blose Neugierde der Grund all' des Dringens wäre.

Unterdessen giengen die Einladungen immer fort, wurden sogar immer häufiger. Die Frau Gräfin von Bouflers, genaue Vertraute der Frau Marschallin, kam nach Montmorenci ließ sich nach mir erkundigen, und sich bey mir zum Besuche ansagen. Ich antwortete, wie ich sollte, war aber nicht zu bewegen. Als sie im folgenden Jahre 1759 um Ostern wieder nach Montmorenci kamen, besuchte der Chevalier de Lorenzy, sonst am Hofe des Prinzen von Conti, und jezt in der Gesellschaft der Madame de Luxenbourg, mich öfters, wir machten Bekanntschaft; er drang in mich, auf das Schloß zu gehen: ich

thats nicht. Endlich sahe ich eines Nachmittags, als ich an nichts weniger dachte, den Marschall von Luxenbourg in Gesellschaft von fünf oder sechs Personen ankommen. Nun gab es kein Mittel mehr, mich loszumachen, und ich konnte, wollte ich nicht übermüthig und als ein Mann ohne Lebensart erscheinen, nicht vermeiden, einen Gegenbesuch zu machen, und der Madame de Luxenbourg meine Ehrerbietung zu bezeugen, da ihr Gemahl in ihrem Namen mich mit tausend Höflichkeiten überschüttet hatte. So begann unter lauter schlimmen Vorbedeutungen eine Verbindung, welcher ich länger nicht ausweichen konnte, von welcher aber ein nur zu gegründetes Vorgefühl mich solange zurükzog, bis sie geschlossen war.

Ich fürchtete Madame de Luxenbourg ausserordentlich. Ich wußte, daß sie liebenswürdig war. Ich hatte sie im Schauspiele und bey Madame D . . . n vor zwölf Jahren, als sie noch Herzogin von B . . . . . . s war, und in noch unverwelkter Schönheit blühte, öfters gesehen. Aber man hielt sie allgemein für boshaft, und bey einer so vornehmen Dame machte dieser schlimme Ruf mich zittern. Kaum hatte ich sie gesehen, so war ich schon unterjocht. Ich fand sie entzükend, schön jeder Zeit zum Troze, und

ganz gemacht, um auf mein Herz zu würken. Ich hatte erwartet, von ihr mit einer beissenden, epigrammatischen Unterhaltung empfangen zu werden. Ich hatte mich betrogen, es gieng alles viel besser. Madame de Luxenbourg spricht in ihren Unterredungen nicht von Wize. Nicht schnelle Einfälle, auch nicht einmal eigentliche Gewandheit, sondern ausgesuchte Delikatesse, welche nie in Erstaunen sezt, und immer gefällt, macht ihren Umgang reizend. Ihre Schmeicheleyen berauschen um so unvermeidlicher, je einfacher sie sind; man kan nicht umhin zu glauben, daß sie ihr ohne ihr Wissen entwischen, sie für Ergiessungen eines zu vollen Herzens zu halten. Ich glaubte beym ersten Besuche zu bemerken, daß ich ihr, meines linkischen Wesens und eines schwerfälligen Conversations-Styles ungeachtet, nicht mißfiele. Alle Hofdame können, wenn sie wollen, uns dieß glauben machen — wahr oder nicht wahr, darauf kömmt es hier nicht an — aber keine kan, wie Madame de Luxenbourg, uns davon so innig und sanft überreden, daß es uns gar nicht einfällt, daran zweifeln zu wollen. Vom ersten Tage unserer Bekanntschaft an, würde mein Vertrauen so ohne Ausnahme ihr zu Theile geworden seyn, als es bald darauf wurde, wenn nicht die Herzogin von Montmorenci, ihre Stieftochter, ein junges unbesonnenes und dabey

ziemlich boßhaftes Ding, den Einfall bekommen hätte, meine Eroberung zu unternehmen. Sie war gelegentliche Ursache, daß ich, mitten durch die gehäufte Lobsprüche der Mutter, und verstellte Liebkosungen der Tochter, hindurch, anfieng zu ahnden, daß boßhafter Spott sein Spiel mit mir treibe.

Ich würde vielleicht dieser Ahndung mehr Raum gegeben haben, wenn nicht die äusserste Gütigkeit des Herrn Marschalls mich in dem Glauben bestärkt hätte, daß auch die Damen es mit mir redlich meynten. Bey meinem schüchternen Naturell ist in der That nichts so überraschend, als die Schnelligkeit, mit der ich sein Erbieten, auf einem völlig gleichen Fusse mit mir umzugehen, annahm; nur seine Bereitwilligkeit, mich in der, mir selbst gefälligen, Unabhängigkeit leben zu lassen, kommt ihr gleich, Sie und er glaubten, daß ich Ursache hätte, mit meiner Lage zufrieden zu seyn und nicht trachtete sie zu ändern, und eben deßwegen schien weder sie noch er sich einen Augenblick um meinen Beutel oder meine Glücksumstände zu bekümmern. Zwar kann ich ihren beyderseitigen zärtlichen Antheil an mir unmöglich bezweifeln, aber nie boten sie mir eine Stelle an, nie erlaubten sie mir von ihrem Credit Gebrauch zu machen, ein einzigesmal

aus-

ausgenommen, als Mad. de Luxenbourg zu wünschen schien, daß ich Mitglied der französischen Akademie werden sollte. Ich bestritt diesen Vorschlag, wobey ich meine Religion vorschüzte. Sie sagte, dieß wäre keine Hindernuß, und wenn auch, so wollte sie sich verbindlich machen, es zu heben. Ich sezte ihr entgegen, daß, wie sehr es mir auch zur Ehre gereichen möchte, Mitglied dieser berühmten Gesellschaft zu seyn, ich doch in keine Academie mich könnte mehr aufnehmen lassen, nachdem ich es dem Herrn von Tressan und gewissermassen dem Könige von Pohlen abgeschlagen hätte, Mitglied von der in Nancy zu werden. Madame de Luxenbourg drang nicht weiter in mich, und es war weiter keine Rede davon. Diese Einfalt im Umgange mit so grossen Herrn, welche alles zu meinen Gunsten bewürken konnten (Herr de Luxenbourg war, und verdiente es zu seyn, der vertraute Freund seines Königs) sticht gegen die beständige eben so ungebetene als dienstfertige Sorgsamkeit der Gönnerfreunde, von welchen ich so eben herkam, und welche nicht sowohl mir dienen als mich erniedrigen wollten, seltsam genug ab.

Als der Marschall mich in Mont-Louis besuchte, war ich beynahe ausser Stande, ihn

und sein Gefolge in meinem einzigen Zimmer aufzunehmen; nicht deßwegen, weil ich ihn mitten unter meinen schmuzigen Tellern und meinen zerbrochenen Töpfen mußte niedersizen lassen, sondern, weil mein vermoderter Stubenboden in Trümmer fiel, und ich befürchten mußte, das Gewicht des Gefolges möchte ihn vollends eindrüken. Nicht sowohl meine eigene Gefahr, als die des guten Herrn, in welche er durch seine Leutseligkeit gerathen war, bewogen mich, ihn von da weg, und, der damals noch fortdaurenden Kälte unerachtet, in mein ganz offenes, mit keinem Kamine versehenes, Gartenhaus zu führen. Als er dort war, sagte ich ihm, weßwegen ich ihn hergeführt hätte: er sagte es der Frau Marschallin wieder und beyde drangen in mich, wenigstens so lange biß mein Boden wieder ausgebessert wäre, eine Wohnung im Schlosse, oder, wenn ich lieber wollte, in einem einzeln stehenden Hause mitten im Park, welches man das kleine Schloß nannte, anzunehmen. Dieser bezaubernde Aufenthalt verdient, daß ich ein Wort mehr davon sage.

Der Park oder Garten von Montmorenci liegt nicht eben, wie der in la C . . . . . . e. Der Boden ist ungleich, bergigt, eine Abwechslung von Hügeln und Vertiefungen, aus welchen der ge-

geschikte Künstler Vortheil zu ziehen gewußt hat, um die Lauben, Verzierungen, Wasserkunste, Aussichten mannigfaltiger zu machen, und, so zu sagen durch die Kräfte der Kunst und der Erfindungskraft, einen ziemlich eingeschränkten Plaz zu vervielfältigen. Dieser Park ist auf der Höhe durch die Terrasse und das Schloß begränzt; in der Tiefe bildet er einen engen Paß, welcher sich gegen das Thal hin öfnet und erweitert und dessen Winkel durch ein grosses Wasserstük ausgefüllt ist. Zwischen dem Orangewäldchen, welches auf dem erweiterten Plaze steht, und zwischen dem Wasserstüke, welches von gut verzierten Felsen, Lauben, und Bäumen umgeben ist, steht das kleine Schloß, wovon ich gesprochen habe. Dieses Gebäude und das umliegende Stük Felds gehörte ehmals dem berühmten le Brun, der ein Vergnügen darinnen fand, es mit jenem, in Verzierungen und Bauanlagen ihm eigenen, ausgesuchten Geschmak — einer Frucht des vieljährigen innigen Studiums der Schönheit, von welcher dieser grosse Mahler sich genährt hatte — auszuschmüken. Dieses Schlößgen ist seit jener Zeit wieder neu erbaut worden, aber immer nach der Zeichnung dieses ersten Eigenthümers. Es ist klein, einfach, aber niedlich. Da es in eine Vertiefung, zwischen dem Orangenwäldchen und dem

grossen Wasserstüke steht und deßhalb der Feuchtigkeit ausgesezt ist, so hat man es in seiner Mitte durch einen ofnen doppeltgereihten Säulen Gang durchschnitten, durch welchen die Luft ungehindert streichen kan, und es, Troz der Lage, troken erhält. Wenn man dieses Gebäude von der entgegengesezten Höhe, welche ihm zur Perspektive dient, ansieht, so glaubt man es ganz mit Wasser umgeben und wähnt eine bezauberte Insel oder die schönste der drey Boromäischen, die Isola bella im Lago Maggiore zu sehen.

Hier in diesem einsamen Hause ließ man mir zwischen vier vollständigen Wohnungen, welche es ausser dem Erdgeschoß, wo ein Ball = ein Billardsaal und eine Küche waren, enthielt, die Wahl. Ich wählte die kleinste und einfachste über der Küche, welche ich auch einnahm. Mein Zimmer war entzükend niedlich, das Hausgeräthe in derselben war weiß und blau. In dieser tiefen und herrlichen Einsamkeit mitten zwischen Wald und Wasser, beym Wettgesange der Vögel aller Art, beym Geruche der Pomeranzenblüthen, schrieb ich, in einer fortdaurenden Begeisterung das fünfte Buch des Emils, dessen schönstes Colorit ich grossen Theils dem herrlichen Eindrucke des Orts zu danken habe, in welchem ich schrieb.

Mit welcher Sehnsucht lief ich jeden Morgen beym Sonnenaufgang auf den Säulenplaze, um dort die balsamische Luft einzuhauchen! Was für guten Milchcaffee trank ich da, mit meiner Therese! Meine Kaze und mein Hund leisteten uns dabey Gesellschaft, eine Gesellschaft, an welcher ich mich mein ganzes Leben hindurch begnügt haben würde, ohne einen Augenblik Langeweile zu empfinden. Ich war hier im irrdischen Paradiese; ich lebte hier so unschuldig, als Adam einst dort lebte, und war so glüklich als er.

Bey der Reise im Julius, bewiesen Herr und Madame de Luxenbourg mir so viele Liebkosungen, daß ich, ihr Hausgenosse, welchen sie mit ihren Gütigkeiten überhäuften, nichts bessers thun konnte, als durch häufige Besuche ihnen zeigen, wie sehr ich fühlte, was ich ihnen schuldig war. Ich wich beynahe nicht von ihrer Seite: des Morgens gieng ich hin, der Frau Marschallin meine Aufwartung zu machen; ich speißte bey ihnen, gieng des Nachmittags mit dem Herrn Marschall spazieren, aber zu Abend speißte ich nicht dort, weil für mich zu viele Leute dort waren, und das Essen sich zu tief in die späte Nacht hinein verzog. Biß hieher gieng alles gut, und würde ferner gut gegangen seyn, wenn ich da stehen geblieben

wäre. Aber nie habe ich in meinen Neigungen die Mittelstrasse halten, nie die Pflichten der Gesellschaft ohne leidenschaftliche Hize erfüllen können. Von jeher war ich entweder Alles oder Nichts. Bald war auch hier ich Alles, und als ich mich geliebkoßt, und durch Personen von diesem Range verdorben sahe, überschritt ich die Gränzen, und ließ in mein Herz eine Freundschaft sich einschleichen, welche nur gegen Leute gleichen Standes zu hegen erlaubt ist. Ich legte in mein Betragen alle diejenige Vertraulichkeit, welche von einer solchen Freundschaft unzertrennlich ist, da hingegen sie in ihrem Betragen nie von der feinen Höflichkeit abwichen, an welche sie mich einmal gewöhnt hatten. Doch konnte ich mit der Frau Marschallin nie so recht heimlich *) seyn. Obschon ich ihrem Charakter nicht ganz traute, so fürchtete ich doch sie weit weniger als ihren Geist. Durch diesen unterjochte sie mich hauptsächlich. Ich wußte, daß sie im Umgang heikel war, und Ursache hatte, es zu seyn. Ich wußte, daß Weiber, und besonders vornehme Weiber durchaus

*) Ein schwäbischer Ausdruk. Er bezeichnet den höchsten Grad der unschuldigen Vertraulichkeit, welche die conventionelle Wohlstands-Geseze wegwirft, ohne doch die Sitten zu verlezen. Von heim, daheim d. i. zu Hause. A. d. U.

aus wollen Zeitvertreib haben, daß man's eher wagen darf, sie zu beleidigen, als ihnen Langeweile zu machen, und aus den Anmerkungen der Frau Marschallin über die Reden der so eben Weggegangenen schloß ich mit vieler Wahrscheinlichkeit anf das, was sie von meinen Tölpeleyen denken mußte. Ich erdachte ein Mittel mich bey ihr des Sprechens zu überheben, dieß war zu lesen. Sie hatte von der Julie gehört, und wußte, daß sie unter der Presse war; sie bezeugte Verlangen, dieses Werk zu sehen; ich erbot mich, es ihr vorzulesen, und sie nahm es an. Alle Morgen gieng ich um zehen Uhr zu ihr hin; Herr von Luxenbourg kam auch dazu, und dann schloß man die Thüre ab. Ich las neben ihrem Bette, und wußte meine Vorlesungen so ökonomisch einzurichten, daß wir für den ganzen Aufenthalt vollauf gehabt haben würden, wenn dieser auch nicht unterbrochen worden wäre *). Der Erfolg dieses Mittels übertraf meine Erwartung. Madame de Luxenbourg fand Gefallen an Julien und dem Verfasser derselben; sie sprach von nichts mehr als von mir, beschäftigte sich mit nichts mehr, als mit mir, sagte mir

*) Der Verlust einer grossen Schlacht, welcher dem Könige sehr nahe gieng, nöthigte Herrn von Luxenbourg plözlich nach Hofe zurükzukehren.

mir den ganzen Tag Süßigkeiten, und umarmte mich wohl zehenmal des Tages. Sie wollte an der Tafel mich immer an ihrer Seite sizen haben, und wenn einige Herren diesen Plaz einnehmen wollten, so sagte sie ihnen, daß er mir zugehörte, und hieß sie sich anderswohin sezen. Man urtheile, welchen Eindruk dieses liebreiche Betragen auf mich machen mußte, auf mich, der ich immer den kleinsten Zeichen von Wohlwollen erlag. Ich faßte eine wirkliche Zuneigung zu ihr, in dem Grade, wie sie welche gegen mich äusserte. Nur fürchtete ich, der Geschmak, welchen sie an mir fand, möchte sich in Widerwillen verwandlen, da ich meinem Geiste nicht genug Reiz zutraute, ihn zu unterhalten: unglüklicher Weise war diese Furcht nur zu sehr gegründet.

Die Richtung meines Geistes mußte wohl der ihrigen von Natur entgegengesezt seyn, denn, meine tausend ungeschikte Streiche, welche mir jeden Augenblik während der Unterhaltung mit ihr, in meinen Briefen sogar, und im besten Einverständnusse mit ihr entschlüpften, abgerechnet, fand sie an mir immer Dinge, welche ihr mißfielen, ohne daß ich errathen konnte, warum? Nur Ein Beyspiel, aus zwanzigen nur Eins. Sie wußte, daß ich die Heloise für Madame d'H . . . . um's Geld abschriebe. Sie wollte von mir eine

eine ähnliche Abschrift haben. Ich versprach sie ihr, und da ich sie daher unter die Zahl meiner Kunden rechnete, so schrieb ich ihr hierüber etwas verbindliches und artiges, wenigstens sollten meine Worte nach meiner Absicht dieß ausdrüken. Hier ist ihre Antwort: als ich sie las, konnte ich von meinem Erstaunen gar nicht mehr zurükkommen.

Versailles. Dienstags.

„Ich bin vergnügt und zufrieden. Ihr Brief „hat mir unendliches Vergnügen gemacht; ich „eile Ihnen das zu sagen, und dafür zu danken.“

„Sie sagen in Ihrem Briefe wörtlich dieß: „ „Obwohl Sie gewiß ein recht einträglicher Kun„ „de sind, so stehe ich doch ein bisgen an, Geld „ „von Ihnen zu nehmen: denn eigentlich sollte „ „ich Ihnen das Vergnügen bezahlen, für Sie „ „arbeiten zu dürfen“ “. „Ich will hievon „weiter nichts sagen. Darüber habe ich Ursache „mich zu beklagen, daß Sie mir nie etwas von „Ihrer Gesundheit schreiben. Sie wissen, daß „ich den grösten Antheil daran nehme. Ich lie„be Sie von ganzer Seele; freilich schreibe ich „Ihnen dieß mit schwerem Herzen, weil ich es „Ihnen gerne sagte. Herr von Luxenbourg „ist Ihnen gut und umarmt Sie.“

Ich

Ich eilte, diesen Brief zu beantworten: vorher aber wollte ich die ganze Stelle noch einmal genau untersuchen, um gegen jede Auslegungs-Art, durch welche etwas unverbindliches aus derselben herausgeklaubt werden könnte, förmlich protestiren zu können. Einige Tage brachte ich mit dieser Untersuchung, unter der peinlichsten Unruhe, zu, aber ich begrief nichts; ich ließ also die nachstehende Antwort (es ist die lezte über diesen Gegenstand) abgehen:

Montmorenci den 8. December 1759.

„Seit meinem lezten Briefe habe ich die in „Frage befindliche Stelle meines Briefs tausend „und aber tausendmahl untersucht. Ich habe sie „in ihrer eigentlichen natürlichsten Bedeutung und „in allen möglichen figürlichen Bedeutungen und „Mißdeutungen untersucht; und am Ende aller „dieser Untersuchungen bin ich im Falle, Ihnen, „Frau Marschallin, bekennen zu müssen, daß ich „nicht mehr weiß, ob ich Ihnen, oder Sie mir „Entschuldigungen zu machen haben.“

Es sind jezt zehen Jahre verflossen, seit diese Briefe geschrieben wurden. Ich habe seit jener Zeit oft wieder daran zurükgedacht; aber noch heute ist meine Dummheit über diesen Punkt so unveränderlich, daß ich in der oft erwähnten Stelle

nie

nie etwas fand, was ihr hätte mißfallen, geschweigen dann, was sie hätte beleidigen können.

Bey Gelegenheit dieses geschriebenen Exemplars der Heloise, welches für Madame de Luxenbourg bestimmt war, muß ich ein Wort von dem Vorzuge sagen, welchen ich ihm vor jedem andern zu geben suchte. Ich hatte die Begebenheiten des Milord Eduard besonders geschrieben, und hatte lange angestanden, ob ich sie in das Werk selbst, in welchem sie mir zu fehlen schienen, entweder ganz oder im Auszuge einschieben sollte. Endlich entschloß ich mich, sie ganz wegzulassen, weil sie nicht im Tone des übrigen geschrieben waren, und die rührende Einfalt desselben verdorben haben würden. Hiezu hatte ich seit der Bekanntschaft mit Madame de Luxenbourg noch einen andern weit stärkern Grund. Es kommt nämlich in diesen Begebenheiten eine römische Marquisin von sehr schlechtem Charakter vor, von welcher einige Züge, zwar nicht auf sie gedeutet werden konnten oder sollten, aber doch wahrscheinlich von Leuten, welche sie nicht ganz kannten, auf sie gedeutet worden wären. Ich lobte mich selbst über meinen Entschluß, und befestigte mich darinnen. Aber aus Begierde das für sie bestimmte geschriebene Exemplar mit einem Stüke zu vermehren, welches in keinem andern befindlich

lich wäre, verfiel ich auf die unglükliche Geschichte Bomstons, und beschloß einen Auszug aus derselben ihm anzuhängen!! Unsinniges Projekt! so unsinnig, daß es nur durch die Voraussezung des blinden Schiksals, welches mich unaufhaltsam in mein Verderben zog, begreiflich wird!

Quos vult perdere Jupiter dementat. *)

Ich begieng die Dummheit diesen Auszug mit vieler Sorgfalt und vieler Mühe zu machen, und ihn ihr als das herrlichste Ding der Welt zuzuschiken. Dabey versicherte ich sie zum Ueberfluß, ich hätte, was dann auch wahr war, das Original verbrannt, und den Auszug einzig und allein für sie gemacht: keines Menschen Auge sollte ihn sehen, wenn nicht sie selbst für gut fände, ihn jemanden zu zeigen. Lauter Versicherungen, welche so gar nicht Beweise meiner Klugheit und Feinheit (wie ich, einfältig genug, glaubte) waren, daß sie vielmehr, wie mit Fingern, auf die Züge hinwiesen, welche sie auf sich beziehen konnte, da dann gerade meine Sorgfalt deutlich genug zeigte, daß ich diese Züge dieser Deutung fähig hielte. Ich war so schwach zu wähnen, daß mein Verfahren sie entzüken müßte. Aber ich erhielt

*) Zu Deutsch: Gott hat sie dahin gegeben in verkehrten Sinn, zu thun, das nicht taugt. Röm. 1, 28. A. d. U.

erhielt gar nicht die erwartete grosse Complimente, zu meinem grossen Erstaunen sprach sie mit mir nie ein Wort über das ihr zugeschikte Heft, und ich, immer noch innig vergnügt über mein Betragen bey dieser Gelegenheit, ahndete erst nach langer Zeit aus andern Anzeigen die Würkung meiner Unbesonnenheit.

Ich hatte noch einen andern Einfall, dem Manuscript mehr Werth zu geben; er war ein klein wenig vernünftiger, aber in seiner entfernten Würkung mir gleichwohl nicht weniger schädlich. So sehr würkt alles zusammen, um ein vom Schiksal ausersehenes Schlachtopfer unglüklich zu machen. Ich wollte die Handschrift mit den Zeichnungen von den zur Julie gehörigen Kupferstichen zieren, weil es sich traf, daß sie gerade die erforderliche zum Format der Handschrift passende Grösse hatten. Ich forderte diese Zeichnungen, welche auf alle Weise mein gehörten von C........ Er hatte an dieselbe um so weniger irgend einen Anspruch zu machen, da ich ihm den ganzen Nuzen vom Verkauf der, sehr gesuchten, Kupferstiche überlassen hatte. C...... ist in eben dem Grade listig, als ich es nicht bin. Daraus, daß ich die Zeichnungen immer von ihm verlangte, schloß er, was ich damit im Sinne hätte. Hierauf brachte er mich unter dem Vorwande einiger hinzuzusezenden Verzierungen dahin, daß

ich ihm die Zeichnungen ließ, worauf — er sie selbst übergab.

Ego versiculos feci, tulit alter honores.

Durch dieses Mittel führte er sich endlich im Hotel de Luxenbourg auf einen festern Fuß ein. Seit ich im kleinen Schlosse wohnte, besuchte er mich dort häufig, und immer des Morgens, besonders wenn Herr und Frau von Luxenbourg in Montmorenci waren. Weil ich alsdenn den ganzen Tag in seiner Gesellschaft zubrachte, so kam ich nicht auf's Schloß. Man machte mir Vorwürfe wegen meines Wegbleibens; ich sagte die Ursache. Man drang in mich Herrn C . . . . mitzubringen: ich that's. Das war's, was er gewollt hatte. So kam, aus Gelegenheit der vorzüglichen Gütigkeit, welche man für mich hatte, ein Schreiber des Herrn T . . . ., welcher bisweilen mit ihm an einem Tische speißte, wenn niemand fremdes zugegen war, mit Einemmale an die Tafel eines Marschalls von Frankreich, und speißte mit Prinzen, Herzoginnen und vornehmen Hofleuten aller Art. Ich werde es nie vergessen, wie einst der Herr Marschall, als C . . . . sehr früh wieder nach Paris zurükkehren mußte, nach dem Mittagessen zur Gesellschaft sagte. „Lassen Sie uns gegen St. De„nis spazieren gehen, wir wollen Herrn C . . . . . .

„beglei-

„begleiten.“ Der gute Mensch wußte sich nun gar nicht mehr zu halten; sein armer Kopf schnappte vor lauter Hochgefühl über. Mein Herz war so bewegt, daß ich nicht Ein Wort zu sagen vermochte. Ich schlich hinten drein, und weinte, wie ein Kind: ich hätte die Fußstapfen des guten Marschalls küssen mögen. Aber ich bin von der Abschrift der Heloise auf die spätere Folge derselben vorausgesprungen. Also wieder in die Ordnung, so weit mein Gedächtnuß es mir erlauben wird.

Sobald das kleine Haus in Montlouis fertig war, ließ ich es niedlich und einfach einrichten, und zog sogleich wieder in demselben ein; ich konnte und wollte das Gesez nicht übertretten, was ich mir selbst vorgeschrieben hatte, als ich die Einsiedley verließ, nähmlich: immer eine Wohnung für mich zu haben. Aber ich konnte mich auch nicht entschliessen, meine Wohnung im kleinen Schlosse zu verlassen: ich behielt den Schlüssel, und da ich viel auf ein Frühstük auf dem Säulen-Plaze hielt, so schlief ich öfters dort, und blieb bisweilen sogar zwey oder drey Tage da, wie in einem Landhause. In ganz Europa wohnte vielleicht kein Privatmann so gut, und so angenehm. Mein Wirth, Herr Mathas, der beste Mann von der Welt,

hatte mir die Anordnung des Bauwesens in Montlouis ganz überlassen, und wollte durchaus, daß ich mich seiner Handwerksleute nach Belieben bedienen sollte; er selbst wollte gar nichts damit zu thun haben. Ich wußte es durch langes Nachsinnen so auszuklügeln, daß ich, statt einer einzigen Stube im ersten Stoke, eine vollständige Wohnung bekam, bestehend aus einem Zimmer, einem Vorzimmer und einer Garderobe. Im Erdgeschosse war die Küche und Theresens Zimmer. Das Gartenhaus vertrat mir die Stelle eines Cabinets, nachdem ich es mit einer Bretterwand und Fenster hatte versehen, auch ein Camin hatte hinein sezen lassen. Die Verzierung der Terrasse machte mir vieles Vergnügen; schon wurde sie von zween Reihen junger Lindenbäumen beschattet; zween andere ließ ich hinsezen, um eine Laube daraus zu bilden; in diese ließ ich einen steinernen Tisch und steinerne Bänke sezen, pflanzte ringsherum spanischen Flieder, Zirinken und Geisblatt; parallel mit den zween Baumreihen legte ich ein schönes schmales Blumenbeet an; diese Terrasse — welche noch höher gelegen war, als die zum Schlosse gehörige, und von wo aus die Aussicht wenigstens eben so schön war als von jener, wohin ich eine Menge Vögel gewöhnt hatte — diente mir zum Gesellschafts-Saal, wenn Herr und Frau von Luxenbourg,

der Herzog de Villeroy, der Prinz von Tingry, der Marquis d'Armentieres, die Herzogin von Montmorenci, die Herzogin von Boufflers, die Gräfin von Valentinois, die Gräfin von Boufflers und andere Personen von diesem Range mich besuchten, welche sich bisweilen herabliessen, vom Schlosse aus, den beschwerlichen Berg hinauf nach Mont-Louis zu wallfarthen. Dem Herrn und der Frau von Luxenbourg hatte ich alle diese Besuche zu danken: ich wußte es wohl und mein Herz wußte ihnen dafür Dank. In einem Anfalle von Entzükung umarmte ich einst den Marschall „Ach!“ sagte ich, „mein Herr! ehe ich Sie kennen lernte, „habe ich die Grossen gehaßt, und nun hasse ich „sie noch mehr, weil ihr Beyspiel mich belehrt, „wie leicht es ihnen seyn müßte, es so weit zu „bringen, daß man sie anbetete.“

Uebrigens darf ich mich kühn auf alle die berufen, welche in diesem Zeitraume um mich wären, ob sie je bemerkten, daß dieser Glanz mich verwirrt, oder der Weyhrauchdunst mir den Kopf benebelt hatte: ob sie damals mich weniger als sonst mit mir selbst übereinstimmend in meinem Betragen fanden, weniger einfach in meinen Manieren, weniger verbindlich gegen Niedrige, weniger zutraulich gegen meine Nachbarn, weniger

niger dienstfertig gegen jedermann, wenn ich es seyn könnte — sie mögen entscheiden, ob ich alles dieß damals weniger war, als vor und nachher, sie mögen sagen, ob ich je den unzähligen überlästigen, oft unvernünftigen Besuchen, mit welchen ich immer geplagt war, mich entzog. Wenn mein Herz, geleitet durch meine aufrichtige Neigung gegen meine erhabene Freunde, mich aufs Schloß nach Montmorenci zog, so führte mich dieses nähmliche Herz auch in meine übrige Nachbarschaft, wo ich die Süssigkeit jenes gleichförmigen einfachen Lebens, ausser welchem ich kein Glük kenne, schmekte. Therese hatte mit der Tochter eines Maurers, meines Nachbars, Nahmens Pilleu, Bekanntschaft gemacht; ich machte es beym Vater eben so, und wann ich dann im Schlosse, nicht ohne Zwang aber der Frau Marschallin zu Gefallen, zu Mittage gespeißt hatte, mit welcher Sehnsucht eilte ich des Abends zu dem braven Pilleu und seiner Familie! wie vergnügt speißten wir dann bald in seinem, bald in meinem Hause zusammen!

Ausser diesen zween Wohnungen bekam ich bald eine dritte im Hotel de Luxenbourg in Paris. Mein Widerwillen gegen die Stadt, in welcher ich, seit meiner Niederlassung in der Einsiedeley, nur die oben erwähnte zweymale gewe-

gewesen war, schüzte mich nicht gegen das dringende Bitten des Marschalls und seiner Gemahlin, welchen ich versprechen mußte, sie dort bisweilen zu besuchen. Doch gieng ich nur an denjenigen Tagen hin, über welche wir eins geworden waren; ich kam alsdann zum Abendessen und gieng am folgenden Tage des Morgens früh' wieder züruk. Ich kam und gieng durch den Garten, welcher sich auf das Boulevard öfnete, so daß ich, im strengen Sinne, sagen konnte, ich hätte nie einen Fuß auf das Pflaster von Paris gesezt.

Mitten im Schoose dieses scheinbaren Glüks bereitete sich von ferne die Catastrophe, welche das Ende dieses Zeitraums bezeichnen sollte. Kurze Zeit nach meiner Rükkehr nach Mont-Louis machte ich, und gewiß gegen meinen Willen, eine neue Bekanntschaft, welche einen merkwürdigen Zeitpunkt in meiner Geschichte ausmacht. Die Folge wird lehren, ob sie zu meinem Glück oder Unglück ausschlug. Diese neue Bekanntschaft war die Frau Marquisen de V. . . . . . . n, meine Nachbarin, deren Gemahl in S. . . . nahe bey Montmorenci so eben ein Landhauß gekauft hatte. Mademoisell d'A . ., Tochter des Grafen d'A . ., eines vornehmen aber armen Mannes, hatte Herrn

de V . . . . n einen alten, häßlichen, tauben, harten, brutalen, eifersüchtigen, blatternarbigten, einaugigten, übrigens einfältigen Mann und Besizer von fünfzehen bis zwanzigtausend Livres jährlicher Einkünfte, oder eigentlich nicht diesen Mann sondern eben diese Einkünfte, auf Befehl ihrer Anverwandten, geheurathet. Dieser liebenswürdige Adonis fluchte, schrie, zankte, tobte und machte, daß seine Frau den ganzen Tag weinte, und wenn er sein Unwesen lange genug getrieben hatte, so that er zulezt doch immer was sie wollte, aber auch dieß that er auf eine Art, daß sie hätte darüber rasend werden mögen; sie mußte nähmlich (was sie sehr gut zu machen verstand) ihn bereden, daß er das wollte, was sie verlangte, und daß sie es nicht wollte. Herr de Margency, von welchem ich schon gesprochen habe, war der Freund der Frau und ward's bald vom Mann auch. Vor einigen Jahren hatte er ihnen sein Schloß Margency, nahe bey Eaubonne und Andilly vermiethet, und während meiner Liebe zu Madame d'H . . . . hatten sie sich dort aufgehalten. Madame d'H . . . . und Madame de V . . . . n hatten sich durch Madame d'Aubeterre, ihre gemeinschaftliche Freundin, kennen gelernt, und da der Garten von Margency auf dem Wege lag, welchen

Mada-

Madame d'H . . . . gehen mußte, wenn sie den Berg Olymp ihren Lieblings-Spaziergang besuchen wollte, so gab Madame de V . . . . . . n ihr den Schlüssel, damit sie durch den Garten gehen konnte. Mit Hülfe dieses Schlüssels gieng auch ich öfters mit ihr hindurch; aber ich war kein Freund von unvorhergesehenen Zusammenkünften, und wenn zufälligerweise Madame de V . . . . . . n sich auf unserem Wege fand, so ließ ich Madame d'H . . . . bey ihr, und gieng voraus, ohne mich in Unterredung mit ihr einzulassen. Dieses ungalante Betragen hätte in der That mich bey ihr nicht empfehlen sollen; und doch suchte sie mich immer auf, so oft sie in S . . . . war. Sie kam mehreremale nach Mont-Louis, ohne mich anzutreffen, und als sie sahe, daß ich ihr keinen Gegenbesuch machte, ersann sie flugs ein Mittel, mich dazu zu zwingen. Sie schikte mir nähmlich einen Blumentopf für meine Terrasse. Nun mußte ich doch hingehen, mich zu bedanken: das war ihr genug; ich gieng hin, und siehe! wir waren Bekannte.

Die neue Bekanntschaft begann mit Stürmen, wie alle, die ich wider Willen machte. Eigentlich donnerte es während des ganzen Laufs derselben immer in der Ferne. Die Richtung des Geistes der Madame de V . . . . . . n war

 dem

dem meinigen nicht ganz entgegengesezt. Wir stimmten so ziemlich zusammen. Boßhafte Anmerkungen und Epigrammen bringt sie mit soviel scheinbarer Einfalt vor, daß eine unaufhörliche, für mich sehr ermüdende, Aufmerksamkeit dazu gehört, um zu wissen, daß man ausgespottet ist. Nur Eine Posse zum Beyspiel, die mir jezt gerade beyfällt! Ihr Bruder befehligte eine Fregatte, welche gegen die Engelländer kreuzte. Ich sprach mit ihr von der Art, dieses Schiff auszurüsten, ohne seiner Leichtigkeit zu schaden. „O ja! sag„te sie ganz gelassen, man nimmt nicht mehr „Canonen, als man braucht, um sich zu schla„gen!“ — Selten habe ich sie von einem ihrer abwesenden Freunde Gutes reden hören, ohne daß sie etwas zu seinem Nachtheile mit eingemischt hätte. Was sie nicht auf der schlimmen Seite nahm, das nahm sie auf der lächerlichen, und ihr Freund Margency machte von dieser Regel keine Ausnahme. Das unerträglichste an ihr war mir der unaufhörliche Zwang, in welchen mich ihre kleine Bottschaften, ihre kleine Geschenke, ihre kleine Billets, welche ich gerne oder ungerne auch dann beantworten mußte, wenn ich am wenigsten bey Laune war, und die immer neue Verlegenheit mit Danksagungen oder Weigerungen der Annahme. Aus dem häufigen Umgange mit ihr entsprang denn aber doch zu-

lezt

lezt Zuneigung. Sie hatte ihren Kummer, so gut wie ich. Unsere gegenseitige Herzenserleichterungen machten unsere Zusammenkünfte unter vier Augen anziehend. Nichts knüpft Herzen so fest zusammen als die Wollust, mit einander weinen zu können. Wir suchten uns einander auf, um uns zu trösten, und dieses Bedürfnuß, welches ihr Umgang für mich hatte, ward Grund, daß ich über viele Sachen wegsahe. In meiner Freymüthigkeit gegen sie lag für sie so viel Härte, daß ich, nach dem ich einigemale so wenige Achtung für ihren Charakter gezeigt hatte, ich im Grunde meines Herzens viele für sie haben mußte, um glauben zu können, daß sie würklich mir vergeben würde. Hier eine kleine Probe der Briefe, welche ich bisweilen an sie schrieb, wobey zu merken ist, daß sie in ihren Antworten nie auf irgend eine Art darüber Empfindlichkeit hat merken lassen.

Montmorenci den 5. Nov. 1760.

„Sie sagen mir, Madame, daß sie sich nicht „gut erklärt hätten, und wollen mir dadurch zu „verstehen geben, daß ich mich schlimm erkläre. „Sie reden von Ihrer vorgeblichen Dummheit, „um mir die meinige begreiflich zu machen. Sie „rühmen sich, daß Sie nichts als eine gute Frau „wären, als wenn Sie fürchteten, daß ich's glau-

„ben

„ben möchte, und machen mir Entschuldigungen, „um mir zu zeigen, daß ich schuldig bin, Ihnen „welche zu machen. Ja Madame! ich weiß wohl; „ich bin ein alter dummer Junge, ich ein Ein„falts-Pinsel, und, wo möglich, noch etwas „schlimmeres; ich habe meine Ausdrüke schlecht „gewählt, nach der Meynung einer schönen fran„zösischen Dame, welche, wie Sie, auf Worte „Achtung giebt, und so gut spricht, wie Sie. „Aber bedenken Sie, daß ich die Worte nehme, „wie der Sprachgebrauch mir sie giebt, und daß „ich nicht weiß, noch auch ie mich bekümmert „habe zu wissen, welche Bedeutung man ihnen „in den tugendhaften Gesellschaften in Paris „beylegt. Wenn meine Ausdrüke bisweilen zwey„deutig sind, so suche ich den Sinn derselben durch „mein Betragen zu bestimmen." Das übrige des Briefs ist ungefähr im nähmlichen Tone.

C......, ein unternehmender bis zur Unverschämtheit keker Mensch, welcher auf alle meine Freunde lauerte, drängte sich mit Benuzung meines Nahmens auch bey Madame de V......n ein, und ward, ohne daß ich es wußte, mit ihr bald so vertraut, als ich selbst. Er war ein sonderbarer Schlag von einem Menschen, dieser C....... Er stellte sich in meinem Nahmen allen meinen Bekanntschaften vor, nistete sich ein,

und aß und trank ohne alle Umstände. Er war voll Eifers, mir zu dienen, und, wenn er von mir redete, so standen ihm immer Thränen in den Augen: aber, wenn er mich besuchte, so schwieg er von allen diesen Verbindungen, und von allem, wovon er wußte, daß es mich interessiren müßte, mäuschenstille. Statt mir zu sagen, was er von dieser Art gehört oder gesagt, oder gesehen hätte; hörte, oder fragte er mich. Er wußte von Paris nichts, was ich ihm nicht sagte: kurz, obgleich jedermann mit mir von ihm sprach, so sprach er doch mit mir von niemanden: er war mit niemanden geheimnußvoll, als mit seinem Freunde. Aber lassen wir vor jezt C...... und Madame de V......n. Wir werden in der Folge auf sie zurükkommen.

Einige Zeit nach meiner Rükkehr auf Mont-Louis besuchte mich der Mahler la Tour, und brachte mir mein Portrait in Pastel gemacht, welches er vor einigen Jahren im Kunst-Saal in Paris aufgestellt hatte. Er hatte dieses Stük mir geben wollen, ich hatte es aber nicht angenommen. Aber Madame D'.....y, welche mir ihr Bild gegeben hatte, und das meinige haben wollte, hatte mich veranlaßt, ihn aufs neue darum zu bitten. Er hatte sich Zeit genommen, es wieder aufzufrischen. Zwischen dieser Zeit brach ich

mit

mit Madame D' . . . . . y; ich gab ihr ihr Portrait zurük, und da sie nach dem meinigen nicht weiter fragte, so hieng ich es in meinem Zimmer im kleinen Schlosse auf. Herr von Luxenbourg sahe es dort, und fand es getroffen; ich bot es ihm an, er nahm es, und ich schikte es ihm hin. Der Herr Marschall und seine Gemahlin vermutheten, daß mir ihre Portraits angenehm seyn würden. Sie liessen sich durch einen sehr geschikten Meister in Miniatur mahlen, in ein Bonbons-Schächtelchen, von Bergcrystall und mit Gold gefaßt, einsezen, und machten mir auf eine sehr verbindliche, für mich bezaubernde Art ein Geschenk damit. Madame de Luxenbourg hatte nie darein willigen wollen, daß ihr Portrait oben auf dem Schächtelchen zustehen käme. Sie hatte mir öfters vorgeworfen, ich liebte Herrn von Luxenbourg mehr, als sie, und ich hatte es nicht geläugnet, weil dieß wahr war. Sie bezeugte mir durch die Art, ihr Bild zu stellen, auf eine sehr höfliche Art, aber zugleich sehr deutlich, daß sie diesen Vorzug nicht vergessen könne.

Um die nähmliche Zeit begieng ich einen dummen Streich, welcher eben nicht dazu diente, mich bey Gnaden zu erhalten. — Ich kannte Herrn de Silhouette nicht, und hatte keinen Anlaß, ihm gut zu seyn, aber ich hatte eine grosse

Mey-

Meynung von seiner Finanzadministration. Als er anfieng, den Finanziern seine schwere Hand fühlen zu lassen, sahe ich, daß er seine Operationen zu einer sehr ungelegenen Zeit anfienge; dessen ungeachtet aber wünschte ich, so eifrig wie jemand, daß seine Bemühungen einen guten Fortgang haben möchten. Als ich seinen Fall hörte, schriebe ich ihm, in meiner keken Unbesonnenheit, nachstehenden Brief, welchen ich wahrlich nicht rechtfertigen will.

Montmorenci den 2. Dec. 1759.

„Erlauben Sie, mein Herr, daß ein Einsamer Ihnen seine Ehrfurcht bezeuge, welchen Sie „nicht kennen, der aber ihre Talente verehrt, „dem Ihre Verwaltung Achtung abzwang, und, „der Ihnen die Ehre gethan hät, zu vermuthen, „daß Sie Ihre Stelle nicht lange behalten würden. Sie konnten den Staat nicht anders retten, als auf Kosten der Hauptstadt, welche ihn „ruinirt hat, und haben sich über das Geschrey „der Geld-Gewinner weggesezt. Als ich sahe, „wie Sie diese Elende wegmäheten, beneidete ich „Sie um Ihren Plaz; und da ich sehe, daß Sie ihn „verlassen, ohne Ihre Grundsäze einen Augenblik „verläugnet zu haben, bewundere ich Sie. Seyn „Sie mit Sich selbst zufrieden; Ihre Staatsverwaltung bringt Ihnen eine Ehre, die Sie lan-

„ge

„ge ohne Nebenbuhler geniessen werden. Die „Flüche der Schurken sind der Ruhm des gerech„ten Mannes.“

Madame de Luxenbourg wußte, daß ich diesen Brief geschrieben hatte, und sprach mit mir davon, als sie an Ostern nach Montmorenci kam; ich zeigte ihn ihr; sie wünschte eine Abschrift davon zu haben, welche ich ihr gab: aber ich wußte nicht, daß sie beym Unterpacht mit interessirt war, und Herrn Silhouette hatte stürzen helfen. Wer alle diese meine einfältige Streiche wußte, mußte nothwendig glauben, ich wolle mir alle Mühe geben, den Haß einer liebenswürdigen mächtigen Dame auf mich zu laden, für welche doch meine Anhänglichkeit von Tag zu Tage mehr wuchs, und, deren Ungnade mir zuziehen zu wollen, ich weit entfernt war, ungeachtet ich an meiner Seite es an linkischem Benehmen, was dieß bewürken konnte, nicht fehlen ließ. Es ist wohl überflüssig, anzumerken, daß Madame de Luxenbourg eine der beyden Damen ist, auf welche sich die Geschichte mit dem Opiate des Herrn Tronchin bezieht, wovon ich in meinem ersten Theile gesprochen habe: die andere war Madame de Mirepoix. Nie haben sie, weder die eine noch die andere, in der Folge mit mir darüber gesprochen, oder auch nur im minde-

mindesten sich derselben zu erinnern geschienen; aber schwer, sehr schwer ist zu vermuthen, daß sie den Vorfall wirklich vergessen gehabt habe, selbst, wenn man von den nachfolgenden Begebenheiten nichts wüßte. Ich beruhigte mich über die Würkung meiner dummen Streiche, unbesonnen genug, durch das Zeugnuß meines Gewissens, keinen derselben mit dem Vorsaz zu beleidigen, begangen zu haben: als wenn ein Weib je dergleichen Dinge vergeben könnte, selbst dann, wenn sie mit der grösten Zuverlässigkeit weißt, daß der Wille keinen Theil daran hat.

Obwohl sie aber nichts zu sehen, nichts zu fühlen schien, und obwohl ich bis jezt, weder Abnahme ihres Eifers um mich, noch Veränderung ihres Betragens gegen mich bemerkt hatte, so machte mich doch eine fortgesezte immer stärker werdende, leider nur zu gut gegründete Ahndung, daß Langeweile bald diesem Vergnügen folgen würde, erzittern. Konnte ich von einer so grossen Dame eine Beständigkeit erwarten, welche selbst meiner Ungeschiklichkeit sie zu verdienen widerstände? Ich konnte selbst meine Ahndung, welche mich beunruhigte, und immer mürrischer machte, ihr nicht verhehlen. Man kan sich aus folgendem Briefe, welcher eine sonderbare Prophezeyhung enthält, eine Vorstellung von meinem Zustande machen.

Dieser Brief, in meinem Concepte ohne Tagzahl, ist aufs späteste im Oktober 1760. geschrieben.

„Wie grausam ist Ihre Gütigkeit! Warum stö„ren Sie den Frieden eines Einsamen, welcher „den Vergnügungen des Lebens entsagt hatte, „um die Langeweile desselben nicht mehr zu „fühlen? Ich habe meine Lebenszeit mit dem „vergeblichen Bemühen verschwendet, eine dauer„hafte innigste Verbindung für mich aufzufin„den. Unter den Ständen, zu welchen ich hin„anreichen konnte, fand ich kein Geschöpf, an „welches ich so, wie ich wünsche, mich hätte „anschliessen, in dessen Armen ich mein Ideal „realisiren konnte; soll ich den Gegenstand mei„ner Wünsche auch in Ihrem Stande suchen? „Weder Ehrgeiz, noch Geldgeiz reizen mich; ich „bin nicht sonderlich eitel, nicht sonderlich furcht„sam; ich kan allem widerstehen, nur nicht Lieb„kosungen. Warum greifen Sie beyde mich auf „einer schwachen Seite an, welche ich auf alle „Weise zu befestigen suchen muß, weil die Er„giessungen gefühlvoller Herzen das meinige Ih„nen nie näher bringen dürfen? Glauben Sie, „daß einem Herzen, welches nicht zwo Arten, sich „ganz hinzugeben, kennt, glauben Sie, daß die„sem an der blossen Dankbarkeit genügen könne; „einem Herzen welches keiner andern Empfindung, „als der Freundschaft fähig ist? Freundschaft!

„gnädi-

„gnädige Frau Marschallin! In diesem Worte liegt „mein Unglük. In Ihrem Munde, mein „Herr Marschall klingt dieser Ausdruk schön: „aber von mir würde es Unsinn seyn, Sie „beym Worte zu nehmen. Ihnen ist der „Umgang mit mir belustigendes Spiel, mir „ist sie ernstliche Neigung; aber das Ende „Ihres Spiels ist für mich peinigende Reue. „Ich hasse alle Ihre Titel, und beklage Sie „darüber, daß Sie sie führen. Sie scheinen „mir so ganz würdig, den Reiz eines stillen Pri„vatlebens zu schmeken! Warum wohnen Sie „nicht in Clarens! Ich würde dann zu Ih„nen kommen, das Glük meines Lebens bey „Ihnen suchen: Aber das Schloß Montmo„renci, das Hotel de Luxenbourg! Darf „man hier Jean Jacques sehen? Darf der „Freund und Verfechter der Menschen-Gleichheit „hier die Neigung eines gefühlvollen Herzens „für die Achtung umtauschen, welche er genießt, „und darf, oder kan er glauben, daß dieser Tausch „gleich seye? Sie Madame, sind gut und em„pfindsam; ich weiß es, ich habe es gesehen; ich „bedaure, daß ich es nicht früher habe glauben kön„nen: aber bey Ihrem Rang, bey Ihrer Le„bens-Weise, kan Nichts einen dauerhaften „Eindruk auf Sie machen: tausende folgen in „Ihrem Gemüthe auf einander, und jeder nach-

„folgende vertilgt den vorhergehenden. Sie wer„den mich vergessen, Madame, so bald Sie „mich werden ausser Stand gesezt haben, es „Ihnen nachzuthun. Alsdann werden Sie sich „viele Mühe gegeben haben, um mich unglük„lich und Sich unentschuldbar zu machen.

Ich mischte in diesen Brief den Marschall mit ein, um meinem Complimente für ihe etwas von Härte zu benehmen; denn ich war der Dauer seiner Freundschaft so gewiß, daß kein Schatten von Furcht mir dieselbe zweifelhaft machen konnte. Alles, was mich an der Marschallin zurükschrökte, hatte auch nicht einen Augenblik den mindesten Bezug auf ihn. Nie sezte ich in seinen Charakter, welchen ich als schwach, aber als zuverlässig kannte, das mindeste Mißtrauen. Ich fürchtete Erkaltung von ihm eben so wenig, als ich heldenmässige Zuneigung erwartete. Die Einfalt, das Vertrauliche unsers wechselseitigen Betragens bewieß, wie fest wir einer auf den andern bauten. Hiezu hatten wir beyde genugsamen Grund: so lang ich lebe, werde ich das Andenken dieses würdigen Herrn ehren und lieben; ich weiß, so gewiß, als hätte ich seinen lezten Seufzer aufgefangen, daß er als mein Freund gestorben ist, was für Mühe man sich auch gegeben haben mag, mich von ihm zu trennen.

Bey

Bey der zwoten Reise des Marschalls nach Montmorenci im Jahr 1760. nahm ich, da nun die Julie durchgelesen war, und um mich bey Madame zu erhalten, meinen Emil vor; aber es wollte nicht gehen, sey's nun, daß der Gegenstand des Buchs nicht nach ihrem Geschmake war, oder daß das Lesen überhaupt ihr nachgerade entleidete. Sie warf mir übrigens vor, daß ich durch meine Buchhändler mich über's Ohr hauen liesse, und erbot sich den Druk dieses Werks selbst zu besorgen, damit ich mehr Nuzen, als bisher daraus ziehen könnte. Ich willigte ein, aber nur unter der ausdrüklichen Bedingung, daß es nicht in Frankreich gedrukt würde. Wir stritten uns lange hierüber. Ich behauptete, daß eine stillschweigende Erlaubnuß zu erhalten unmöglich, sie nachzusuchen unklug, und daß gleichwohlen nur in einem dieser beeden Fälle der Druk des Werks im Reiche räthlich wäre. Sie hingegen meynte, daß, bey dem jezigen Systeme der Regierung, die Censur keine Schwierigkeit haben würde. Sie fand Mittel, Herrn de M . . . . s für ihre Meynung zu stimmen, und dieser schrieb mir hierüber, eigenhändig, einen langen Brief, worinnen er mir bewiesen haben wollte, daß das Glaubensbekenntnuß des Vikars von Savoyen ein Stük wäre, welches den Beyfall des ganzen

zen menschlichen Geschlechts, und unter dem gegenwärtigen Ministerium, auch den des Hofes erhalten müßte. Ich erstaunte, diese obrigkeitliche Person, sonst von der strengsten Klugheit, in dieser Sache so nachgiebig zusehen. Da ein Buch, welchem er seine Billigung gab, schon allein dadurch rechtmässig gedrukt werden konnte, so hatte ich keine Einwendung weiter gegen den Druk dieses Werks im Reiche zu machen. Doch bestand ich aus einem ungewöhnlichen Eigensinne darauf, daß es in Holland, und zwar beym Buchhändler Neaulme gedrukt werden sollte. Ich begnügte mich nicht, ihn hiezu vorgeschlagen zu haben, sondern ich benachrichtigte ihn selbst hievon, willigte aber übrigens ein, daß die Ausgabe auf Rechnung eines französischen Buchhändlers gemacht, und daß das Buch, wenn es gedrukt wäre, in Paris, oder, wo man sonst für gut fände, verkauft werden sollte, weil mich der Verkauf durchaus nichts angienge. Dieß war der Innhalt unserer Verabredung, und als diese im Reimen war, übergab ich Madame de Luxenbourg die Handschrift.

Sie hatte auf dieser Reise ihre Enkelin, Mademoiselle de Boufflers, jezt Herzogin de Lauzun bey sich. Sie hieß Amelie. Das

war

war ein entzükendes Mädchen. Ihre Sanftheit, ihre Schüchternheit war ganz jüngferlich. Ihre Figur war die reizendste und anziehendste, die man sehen konnte und die Empfindungen, welche sie einflößte, die keuscheste, welche je ein Herz füllten. Uebrigens war sie noch Kind; und noch nicht eilf Jahre alt. Die Frau Marschallin fand sie zu furchtsam, und wendete alles mögliche an, sie belebter zu machen. Sie erlaubte mir öfters, sie zu küssen, was ich dann auch mit meiner gewöhnlichen Schwerfälligkeit that. Statt der Artigkeiten, welche jeder an meiner Stelle dem schönen Kinde gesagt haben würde, stand ich stumme und betroffen, und wahrhaftig, es war schwer zu entscheiden, wer von uns sich mehr schämte, die Kleine oder ich. Einst begegnete ich ihr allein auf der Treppe des kleinen Schlosses, sie hatte Theresen besucht, und ihre Gouvernantin war noch bey dieser. Weil ich eigentlich nicht wußte, was ich ihr sagen sollte, so bat ich sie um einen Kuß, welchen sie in der Unschuld ihres Herzens mir zugestand, nachdem ich am Morgen des nähmlichen Tages auf Befehl und in Gegenwart ihrer Grosmutter schon einen erhalten hatte. Als ich am andern Morgen am Bette der Marschallin aus dem Emil vorlaß, fügte sich's, daß ich eine Stelle traf, wo ich, mit

Grunde, strenge über das losziehe, was ich am Abende vorher gethan hatte. Sie fand meine Bemerkung sehr richtig, und sagte etwas sehr vernünftiges darüber, was mir eine Röthe in's Gesicht jagte. Wie verwünschte ich meine unglaubliche Dummheit, die mir so oft das Ansehen eines Niederträchtigen und Schuldigen gab, wenn ich eigentlich nur einfältig und verlegen war. Eine Dummheit, welche man bey einem Menschen, bey welchem man Geist voraussezt, immer für eine falsche Entschuldigung hält. Ich kan schwören, daß das Herz und die Sinnlichkeit Ameliens bey diesem tadelswürdigen Kusse, so wie bey allen übrigen, welche ich ihr raubte, nicht reiner seyn konnte, als die meinige waren. Ich kan so gar schwören, daß, wenn ich in diesem Augenblike hätte vermeiden können, ihr zu begegnen, ich's gewiß gethan haben würde; nicht, daß ich sie nicht äusserst gerne gesehen hätte, sondern weil ich verlegen war, wie ich ihr etwas angenehmes sagen sollte. Wie ist's möglich, daß ein Kind einem Manne Furcht soll einjagen können, welchen die Macht der Könige nicht erschreken konnte? Was sollte ich thun? Was sollte ich machen, da durchaus kein schnell erfundenes Wort in meiner Seele sich finden wollte? Wenn ich mich zwinge, mit den Leuten, welche ich begegne, zu reden, so sage ich unfehlbar

fehlbar etwas Einfältiges: sage ich nichts, so gelte ich für einen Menschenfeind, ein wildes Thier, einen Bären. Eine gänzliche Geistes Schwachheit wäre für mich vortheilhafter gewesen: aber der Mangel der Talente, welche für den Umgang mit der Welt mir fehlten, war das Werkzeug meines Verderbens und zerstörte sogar diejenige, welche mir würklich eigen waren.

Gegen das Ende des dießjährigen Landaufenthalts that Madame de Luxenbourg ein gutes Werk, woran ich einigen Theil hatte. Diderot hatte auf eine sehr unkluge Weise die Prinzessin von Robek, Tochter des Herrn de Luxenbourg beleidigt. Palissot rächte sie durch die Comödie: die Philosophen, worinn ich lächerlich gemacht und Diderot mißhandelt war. Der Verfasser schonte mich etwas mehr als Dideroten, ich glaube nicht sowohl deßwegen, weil er gegen mich Verbindlichkeiten hatte, sondern weil er dem Vater seiner Gönnerin, von welchem er mich geliebt wußte, zu mißfallen fürchtete. Der Buchhändler Duchesne, welchen ich nicht kannte, schikte mir dieses Stük, als es gedrukt war, und ich hatte Palisoten selbst im Verdachte, daß er ihm den Auftrag dazu gegeben haben möchte, weil er ver-

muthlich glauben mochte, es würde mich freuen, den guten Nahmen eines Mannes, mit welchen ich gebrochen hatte, zerrissen zu sehen. Er betrog sich. Als ich mit Dideroten brach, den ich mehr schwach und unbescheiden, als niederträchtig glaubte, behielt ich immer noch Zuneigung, Achtung sogar für ihn, und Ehrfurcht für unsere vormahlige Freundschaft, welche, wie ich überzeugt bin, lange Zeit von seiner Seite eben so aufrichtig war, als von der meinigen. Mit G.... war das Verhältnuß ganz anders beschaffen. Dieser war ein Mensch von falschem Charakter, aus Grundsäzen falsch möchte ich sagen, der mich nie liebte, nicht fähig ist, jemanden zu lieben, und der, leichten fröhlichen Muths ohne den mindesten Grund zu Klagen, einzig um seine schwarze Eifersucht zu befriedigen, mein ärgster Verläumder ward. Dieser wird mir nie wieder etwas seyn; jener wird immer mein alter Freund bleiben. Meine Eingeweide empörten sich, als ich das verhaßte Stük sahe; ich konnte es nicht auslesen, und unvollendet schikte ich es, begleitet mit nachstehendem Briefe an Duchesne zurük.

Montmorenci den 21 May. 1760.

„Beym flüchtigen Durchlaufen des Stüks, „welches Sie mir überschikt haben, habe ich mit Grausen

„Grausen bemerkt, daß ich darinnen gelobt bin. „Ich muß dieses fürchterliche Geschenk mir ver„bitten. Ich bin überzeugt, daß sie mich nicht „schimpfen wollten, als Sie mir es schikten; „aber Sie wissen nicht, oder haben vergessen, „daß ich die Ehre gehabt habe, Freund eines „verehrungswürdigen Mannes zu seyn, der in „diesem Pasquill auf eine unwürdige Weise an„geschwärzt und verlästert ist.

Duchesne zeigte diesen Brief andern. Diderot, welcher durch denselben hätte sollen gerührt werden, wurde darüber verdrüßlich. Seine Eigenliebe konnte mir den Triumph eines großmüthigen Betragens nicht vergeben, ich erfuhr, daß seine Frau überall bitter gegen mich loßzog, was mich aber nicht rührte, weil sie als eine Lästerzunge allgemein bekannt war.

Diderot fand auf seiner Seite hinwiederum auch einen Rächer im Abbe' Morrellet, welcher gegen Palissot eine kleine Parodie des kleinen Propheten schrieb, und es: die Vision betittelte. Er beleidigte in dieser Schrift Madame de Robek auf eine sehr unkluge Weise; die Freunde dieser Dame würkten für ihn einen Aufenthalt in der Bastille aus, denn sie selbst war von Natur nicht sehr rachgierig, und lag über-

überdieß damals auf den Tod krank, weßwegen ich auch glaube, daß sie an diesen Maaßregeln keinen Theil hatte.

D'alembert, mit dem Abbe' Morrellet sehr vertraut, schrieb an mich, daß ich durch meine Fürsprache bey Madame de Luxenbourg diese veranlassen möchte, um die Freyheit des Abbe' zu bitten: zur Dankbarkeit versprach er sie in der Encyclopädie zu loben. Ich antwortete ihm, wie folget.

„Ich habe nicht erst Ihren Brief erwartet, „um der Frau Marschallin von Luxenbourg „den mitleidigen Antheil zu bezeugen, welchen „ich an der Gefangennehmung des Abbe' Mor„rellet nehme. Sie weißt, daß und warum „ich mich für ihn interessire, soll es von ihnen „gleichfalls erfahren, und um sie selbst für ihn „zu gewinnen, würde es für sie hinlänglich seyn „zu wissen, daß er ein Mann von Verdiensten „ist. Ob nun gleich übrigens diese würdige „Dame sowohl als der Herr Marschall selbst „mich mit einem Wohlwollen beehren, welches „das Glük meines Lebens ausmacht, und ob „es gleich dem Herrn Abbe Morrellet bey bey„den zur Empfehlung dienen könnte, daß Sie „sein Freund sind, so weiß ich doch nicht, biß

„auf

„auf welchen Grad ihnen gefällig seyn dürfte,
„in diesem Falle Gebrauch von dem Credit zu
„machen, welchen ihr Rang und die ihren
„Personen gebührende Achtung ihnen geben.
„Ich bin sogar auch nicht, was Sie zu seyn
„scheinen, überzeugt, daß die in Frage seyende
„Rache Madame de Robek zum Grunde habe,
„aber auf den Fall, daß sie es wäre, so läßt
„sich nicht erwarten, das nur Philosophen ein
„Vergnügen darinnen finden, sich zu rächen,
„vielmehr werden, wenn Philosophen auf diesen
„Punkt Weiber werden, diese hinwiederum Phi-
„losophen seyn wollen.

„Sobald ich der Frau Marschallin Ihren
„Brief werde vorgezeigt haben, werde ich Ihnen
„von ihrer Aeusserung über denselben Nach-
„richt geben. Indessen glaube ich sie hinläng-
„lich zu kennen, um Ihnen im voraus ver-
„sichern zu können, daß auch dann, wann sie
„das Vergnügen hätte, etwas zur Loßlassung
„des Abbe' Morrellet beyzutragen, sie das,
„in der Encyclopädie ihr zu bringen versprochene
„Lobopfer, wie sehr sie sich auch dadurch geehrt
„fühlen möchte, ausschlagen würde. Sie thut
„das Gute nicht um des Lobes willen, sondern
„zu Befriedigung ihres guten Herzens.“

Ich

Ich sparte keine Mühe, um den Eifer und das Mitleiden der Madame de Luxenbourg zu Gunsten des armen Gefangenen aufzuregen. Sie reißte ausdrüklich deßhalb nach Versailles, um dort den Grafen St. Florentin zu sprechen. Diese Reise kürzte ihren Aufenthalt in Montmorenci ab, indem auch der Marschall um die nähmliche Zeit sich weg, und nach Rouen begeben mußte, wohin der König ihn, als Gouverneur der Normandie schikte, um einige, im dortigen Parlamente entstandene Bewegungen zu dämpfen.

Folgenden Brief schrieb mir Madame de Luxenbourg den zweiten Tag nach ihrer Abreise.

Versailles. Mittwochs.

„Herr von Luxenbourg ist gestern frühe um „sechs Uhr abgereißt. Ich weiß noch nicht, ob ich ihm „folgen werde. Ich erwarte von ihm erst Nachricht „hierüber, weil er selbst noch nicht weißt, was die „Gloke dort geschlagen hat. Ich habe mit Herrn de „St. Florentin wegen des Abbe' Morrellet „gesprochen: er hat den besten Willen alles für ihn „zu thun, aber er findet in dieser Sache Hin„dernusse, welche er jedoch in der nächsten Wo„che, wenn er wieder bey dem Könige arbeitet, „zu überwinden hoft. Ich habe gebeten, daß „man den Abbe' nicht verweisen möchte; es

„war

„war wirklich so etwas im Vorschlage gewesen, „man hatte ihn nach Nancy schiken wollen. — „Dieß, mein Herr, ist alles, was ich habe erhalten „können, aber ich verspreche Ihnen, dem Herrn „de St. Florentin keine Ruhe zu lassen, „bis die Sache nach Ihrem Wunsch geendigt „ist. — Noch muß ich Ihnen sagen, daß es „mir wehe thut, Sie so bald verlassen zu müs„sen, aber ich hoffe, daß Sie es ohne meine „Versicherung glauben werden. Ich liebe Sie „von ganzem Herzen und Taglebens."

Einige Tage nachher erhielt ich von d'Alembert nachstehendes Briefgen, was mir wahre Freude machte.

den 1. August.

„Der Abbe' ist, Dank seye es Ihrer Für„sprache, mein lieber Philosoph! der Bastille ent„lassen, und seine Gefangenschaft wird für ihn „keine weitere Folgen haben. Er geht aufs „Land, und macht Ihnen mit mir aus Ei„nem Herzen und Munde, tausend Danksagun„gen und Empfehlungen. Vale et me ama.

Einige Tage nachher erhielt ich vom Abbe' selbst ein Danksagungsschreiben, welches nichts enthielt, was einer gewissen Art von Herzensergiessung ähnlich gewesen wäre, und in welchem er gewissermassen den ihm erwiesenen Dienst verrin-

verringerte: und einige Zeit nachher bemerkte ich, daß d'Alembert und er bey Madame de Luxenbourg mich nicht gerade verdrängt, aber doch mich abgelößt hatten. Indessen bin ich weit entfernt, den Abbe' Morrellet zu bezüchtigen, daß er etwas beygetragen habe, mich in Ungnade zu stürzen. Was d'Alembert betrift, so kan ich hier von ihm noch nichts in dieser Hinsicht sagen, aber ich werde in der Folge darauf zurükkommen.

Um eben diese Zeit ereignete sich für mich ein anderer Vorfall, welcher meinen zweyten Brief an Voltaire veranlaßte, worüber dieser, als über eine gräßliche Beleidigung ein entsezliches Geschrey erhob, den er aber nie jemanden vorzeigte. Ich will hier, an seiner statt, das nachhohlen, was er nicht thun wollte.

Der Abbe' T . . . . . . t, welchen ich ein wenig kannte, aber sehr wenig gesehen hatte, schrieb mir unterm 13. Juny 1760, daß sein Freund und Correspondent Herr F . . . . y meinen Brief an Herrn von Voltaire, über das Erdbeben in Lissabon, in seine Zeitschrift eingerükt hätte. Er wollte zugleich wissen, wie es mit dem Druke dieses Briefs zugegangen wäre, und fragte mit seiner feinen jesuitischen Art mich um

meine

meine Meynung über eine neue Auflage dieses Briefs, ohne mir die seinige sagen zu wollen. Da ich alle Schleicher dieser Art unversöhnlich hasse, so dankte ich, wie ich schuldig war, aber in einem etwas harten Tone, welchen er auch ganz gut fühlte, der ihn aber nicht abhielt, noch einige kazenhaft schmeichlerische Briefe an mich ergehen zu lassen, bis er alles wußte, was er wissen wollte.

Ich begrief ganz gut, daß, was auch T.....t dagegen sagen mochte, F....y meinen Brief an Voltaire nicht gedrukt vorgefunden, sondern ihn zuerst hatte abdruken lassen. Ich kannte ihn als einen unverschämten Plünderer, der, ohne alle Umstände, sich durch fremde Werke ein Einkommen bereitete, ungeachtet er seine unglaubliche Unverschämtheit damals noch nicht so weit getrieben hatte, einem schon bekannten Buche den Namen des Verfassers zu rauben, den seinigen davor zu sezen, und es auf seine Rechnung zu verkaufen. *) Aber wie war er zu dem Manuscripte gekommen? Eine freylich leicht aufzulö-

*) Auf diese Art hat er in der Folge den Emil sich zugeeignet.

zulösende Frage, welche aber gleichwohl meine Einfalt ein wenig in Verlegenheit sezte. Da Voltaire, obgleich in meinem Briefe über alle Maassen gelobt, und ungeachtet seines elenden Betragens, dennoch Grund sich über mich zu beklagen gehabt haben würde, wenn ich ihn hätte ohne seine Bewilligung druken lassen, so ergrief ich den Ausweg, selbst an ihn zu schreiben. Dieß war nun jener zweyte Brief, welchen er mir nicht beantwortete, über welchen er um seine Brutalität recht nach Herzenslust an mir auslassen zu können, sich zum Rasendwerden erboßt stellte.

Montmorenci den 17. Juny 1760.

„Ich hätte nicht erwartet, je mit Ihnen, „mein Herr, Briefe wechseln zu müssen. Aber, „da ich erfahren habe, daß mein Brief, wel„chen ich Ihnen im Jahre 1756. schrieb, in „Berlin gedrukt worden ist; so bin ich ver„bunden, Ihnen hierüber Rechenschaft zu ge„ben, und dieser Pflicht will ich mit Wahrheit „und Einfalt mich entledigen.“

„Da dieser Brief würklich an Sie überschrie„ben war, so war er nicht zum Druke bestimmt. „Ich theilte ihn aber, nur unter Bedingung

„des

„des strengsten Stillschweigens dreyen Personen „mit. Die Geseze der Freundschaft erlaubten „mir nicht, ihnen etwas dergleichen abzuschla„gen, und ihnen verboten sie, ihr Versprechen „zu verlezen, und das anvertraute Gut zu miß„brauchen. Diese drey Personen sind Madame „de C . . . . r, Schwiegertochter der „Madame D . . . n, die Frau Gräfin d'H . . . . . . „und ein Deutscher Nahmens G . . . . . Mada„me de C . . . . r wünschte, daß „dieser Brief gedrukt würde, und bat mich um „meine Einwilligung hiezu. Ich antwortete, „daß nicht meine, sondern Ihre Einwilligung „hiezu nöthig wäre. Man bat Sie darum; „Sie versagten sie, und man dachte nicht wei„ter daran.

„Indessen schrieb mir kürzlich der Abbe' „T . . . . . t, mit welchem ich nicht die min„deste Bekanntschaft habe, und berichtete mir, „mit sehr vieler Aufmerksamkeit und Artigkeit, „daß er in einem so eben erhaltenen Stüke eines „Journals, was Herr F . . . . y herausgäbe, „meinen Brief gefunden hätte. In einem an„gehängten Vorbericht schreibt der Herausge„ber unterm 23. Oktober 1759, er hätte die„sen Brief vor einigen Wochen bey Berliner „Buchhändlern gefunden, und, als ein fliegen-

„des Blatt, welches ausserdem bald verlohren
„gehen könnte, es in sein Journal aufgenommen.

„Dieß, mein Herr, ist alles, was ich hie-
„von weiß. Es ist sehr gewiß, daß mein Brief
„bisher in Paris ganz unbekannt war. Es ist
„sehr gewiß, daß Herr F . . . . y das gedrukte
„oder handschriftliche Exemplar desselben nur von
„Ihnen, was mir nicht wahrscheinlich ist, oder
„von einer jener drey Personen hat bekommen
„können. Endlich ist es sehr gewiß, daß die
„beyde oben genannte Damen einer solchen Un-
„treue unfähig sind. Weiter kan ich in meiner
„Einsamkeit nichts wissen. Sie stehen in einem
„Briefwechsel, durch dessen Hülfe es Ihnen leicht
„seyn muß, die Sache, wenn sie der Mühe ver-
„lohnte, zu ergründen, und die Geschichte ganz
„wahr darzustellen.

„Der Abbe' T . . . . . t erbietet sich in seinem
„Briefe, das ermeldete Stük des F . . . . yschen
„Journals bey sich zu behalten, und ohne mei-
„ne Erlaubnuß, welche er nie erhalten wird,
„niemanden mitzutheilen. Aber das Exemplar
„des Abbe's ist nicht das einzige in Paris.
„Ich wünsche, mein Herr, daß mein Brief
„hier nicht gedrukt werden möchte, und werde
„mein möglichstes thun, es zu verhindern;
„aber

„aber, wenn ich es auf keine Weise werde ver„hindern können, und die Sache zeitig genug „erführe, so würde ich nicht anstehen, ihn selbst „druken zu lassen, das scheint mir gerecht und „natürlich.

„Ihre Antwort auf diesen Brief habe ich nie„manden mitgetheilt, und Sie können versichert „seyn, daß sie ohne Ihre Erlaubnuß, (und diese „von Ihnen zu verlangen, würde eine Unbeschei„denheit seyn, welche ich mir nie erlauben werde) „nie gedrukt werden soll, weil ich wohl weiß, daß „ein Brief nicht für das Publikum geschrieben ist. „Wollen Sie aber eine an mich gerichtete Ant„wort für den Druk schreiben, so verspreche „ich, solche meinem Briefe ohne Gegenantwort „getreulich anzuhängen.

„Ich liebe Sie nicht! Sie haben mich auf „eine Art gekränkt, welche mir, Ihrem Schüler „und Anbeter, mehr als alles empfindlich seyn muß. „Sie haben Genf zur Vergeltung für den Zu„fluchtsort, welchen diese Stadt Ihnen gewährt „hat, verdorben; Sie haben die Herzen meiner „Mitbürger von mir abgewendet, zur Vergeltung „des Beyfalls, welche ich Ihnen aus der Mitte „meines Vaterlandes zurief; Sie machen mir „den Aufenthalt in dem Lande meiner Geburt un„

„erträglich; Sie sind Schuld, daß ich in einem „fremden Lande sterben, und auf dem Todbette „allen Trost eines Sterbenden entbehren muß, „daß ich nach meinem Tode auf den Schindan„ger geworfen werde, wenn Sie mit allen mög„lichen Ehrenbezeugungen, welche ein Mensch er„warten kan, in meinem Vaterlande zu Grabe „gebracht werden. Ich hasse Sie, um Ihnen „alles zu sagen, weil Sie es wollen; aber ich „hasse Sie, als ein Mann, der würdiger gewe„sen wäre, Sie zu lieben, als zu hassen, wenn „Sie es gewollt hätten. Von allen Empfindun„gen, welche mein Herz durchdrungen haben, „bleibt mir nur die Bewunderung Ihres grossen „Genies, und die Liebe zu Ihren Schriften. „Es ist nicht meine Schuld, daß ich an Ihnen „nichts ehren kan, als Ihre Talente. Ich wer„de es nie an der Achtung fehlen lassen, welche „diesen gebührt, noch an dem Betragen, welches „dieser Achtung entsprechen kan.“

Mitten unter diesen kleinen litterarischen Zänkereyen, welche mich in meinem Entschlusse immer mehr bestärkten, erhielt ich die gröste Ehrenbezeugung, welche ich je in meinem ganzen Leben den Wissenschaften zu verdanken haben kan, durch den Besuch, dessen der Prinz von Conti mich zweymal, das einemal im kleinen Schlosse und

das anderemal in Mont-Louis würdigte. Er wählte hiezu beydemale die Zeit, wann Madame de Luxenbourg nicht in Montmorenci war, um zu zeigen, daß er bloß meinetwegen käme. Ich habe nie gezweifelt, daß ich die erste Gnadenbezeugungen dieses Prinzen der Madame de Luxenbourg und Madame de Boufflers zu verdanken habe; aber eben so wenig zweifle ich, daß ich die spätere seinen eigenen Gefühlen und mir selbst zuschreiben müsse *).

Da meine Wohnung in Mont-Louis sehr klein, und die Lage des Gartenhauses vortreflich war, so führte ich den Prinzen dahin, welcher, um mich ganz mit Gnade zu überschütten, mir eine Parthie Schach anbot. Ich wußte, daß er's dem Chevalier de Lorenzy, welcher stärker war, als ich, abzugewinnen pflegte. Doch gewan ich, alles Zeichengebens und Gesichterschneidens des Chevalier's und der Umstehenden unerachtet, die beyde Parthien, welche wir spielten. Als wir auf-

*) Man bemerke die Hartnäkigkeit meines blinden dummen Zutrauens mitten unter Behandlungen, welche mir die Augen hätten öfnen sollen. Erst nach meiner Rükkehr nach Paris im Jahr 1770 wurde ich davon geheilt.

aufgehört hatten, sagte ich, mit einem ernsthaften aber achtungsvollen Tone: „Monseigneur! ich „ehre Euer Durchlaucht zu sehr, als daß ich's „Ihnen im Schach nicht immer abgewinnen „sollte.“ Dieser grosse Prinz voll Geist und Scharfsinn, so würdig, nicht geschmeichelt zu werden, fühlte gewiß, wenigstens glaube ich's, daß hier niemand, mich allein ausgenommen, ihn als Mensch behandle, und ich habe allen Grund zu glauben, daß er mir dieß dankte.

Wenn er ungehalten darüber gewesen wäre, so würde ich mir doch nicht vorzuwerfen haben, ihn in etwas haben täuschen zu wollen, nnd eben so wenig bin ich mir bewußt, seiner Güte in meinem Herzen nicht entsprochen zu haben, wohl aber, daß ich sie mit keiner guten Art aufgenommen habe; wo hingegen er, in alle seine Gunstbezeugungen unendliche Anmuth zu legen wußte. Wenige Tage nach diesem Besuche, schikte er mir einen Korb mit Wildprett, welches ich aufnahm, wie ich sollte. Einige Zeit hernach schikte er mir einen zweeten Korb, und einer seiner Jagdofficiere schrieb dabey auf seinen Befehl, daß Seine Durchlaucht selbst gejagt, und das Wild mit eigener Hand geschossen hätten. Ich nahm das Geschenk abermals an, aber ich schrieb an Madame de

Bouf-

Boufflers, daß ich ferner nichts annehmen würde. Mein Brief wurde allgemein getadelt, und verdiente es zu werden. Ein Wildpret-Geschenk von einem Prinzen vom Geblüt, welcher es mir mit so viel Artigkeit überreichen ließ, ausschlagen, zeugt nicht von dem Zartgefühl eines stolzen Mannes, welcher unabhängig bleiben will, sondern von dem bäurischen Wesen eines unrechtberichteten Geken, der sich nicht mehr kennt. Ich habe diesen Brief an Madame Boufflers nachher nie ohne Erröthen und ohne innerliche Vorwürfe gegen mich selbst in meiner Sammlung wieder gelesen. Aber ich schreibe meine Bekenntnusse nicht um meine Thorheiten zu verschweigen, und diese empört mich selbst zu sehr, als daß ich sie wegzuheuchlen oder zu verdrehen versuchen sollte.

Wenig fehlte, so hätte ich auch noch den Narrenstreich begangen, sein Neben Buhler zu werden: Madame de B . . . . s war damals seine Liebschaft und ich wußte nichts davon. Sie besuchte mich öfters in Gesellschaft des Chevalier Lorenzy. Sie war schön und noch jung, sie affektirte einen römischen Geist, und ich war ein Romanenprinz; das traf denn so ziemlich nahe zusammen. Ich war beynahe gefangen; ich glaube, daß sie es bemerkten; der

Cheva-

Chevalier bemerkte es auch; er sprach mit mir davon auf eine ganz und gar nicht abschrökende Art. Aber für diesesmal war ich weise, im fünfzigsten Jahre war es nimmer zu spat. Ich war noch voll von den guten Lehren, welche ich den Graubärten in meinem Briefe an d'Alembert gegeben hatte und mußte mich nun schämen, für meine Person meine eigene Grundsäze so wenig benuzt zu haben; übrigens hätte ich den Kopf ganz verlohren haben müssen, wenn ich nach dem, was ich so eben erfahren hatte, mich so hoch hätte versteigen wollen. Ueberdieß war ich vielleicht von meiner alten Leidenschaft für Madame d'H . . . . . . noch nicht geheilt, fühlte vielleicht, daß nichts ihren Plaz in meinem Herzen ersezen konnte, und gab deswegen der Liebe für mein ganzes übriges Leben gute Nacht! Noch kurz vor dem Augenblike, in welchem ich dieses schreibe, machte mir ein junges Weib, welche ihre Absichten hatte, gefährliche Liebkosungen, bestürmte mich mit Augen, welche meiner Ruhe drohten; aber sey's auch, daß sie meine sechzig Jahre vergaß, ich hatte sie nicht vergessen. Nun ich mich aus dieser Gefahr gezogen habe, fürchte ich keinen Fall mehr und kan für mich in denen noch übrigen Tagen meines Lebens gutsagen.

Mada-

Madame de B . . . . s hatte die Würkung, welche sie auf mich gemacht hatte, nicht unbemerkt gelassen, aber sie mußte nun auch meinen Sieg über mich selbst bemerken. Ich bin weder dumm noch eitel genug, um zu glauben, daß sie an mir, in meinem Alter, hätte Geschmak finden können, aber aus einigen Reden, welche sie gegen Theresen hatte fliegen lassen, schloß ich, daß ich ihren Vorwiz aufgereizt hatte; wenn dieß so ist, und wenn sie mir's nicht vergeben hat, daß ich ihren Vorwiz getäuscht habe, so muß ich bekennen, daß ich gebohren bin, ein Opfer meiner Schwachheiten zu werden, da die siegende Liebe für mich gefährlich war, und die überwundene noch mehr.

Bis hieher geht die Sammlung von Briefen, welche bey diesen zwey Büchern mir zum Leitfaden gedient hat. Ich habe nun nichts mehr dem ich folgen könnte, als den Spuren meiner Erinnerung! aber eben diese Erinnerung ist aus diesem traurigen Zeitraume von der Art, hat so tief sich mir eingeprägt, daß ich, mitten im Meere meines Unglüks, die einzelne Umstände meines ersten Schifbruchs nicht vergessen kan, obgleich die folgende Zeit nur dunkle Vorstel-

lungen mir darbietet. So werde ich dann im folgenden Buche noch mit ziemlicher Sicherheit fortschreiten können. Gehe ich weiter so muß ich den Weg durch Tappen im finstern finden.

Ende des Zehnten Buchs

Das X Buch beginnt Seite 205.

lungen mir darbietet. So werde ich dann im folgenden Buche noch mit ziemlicher Sicherheit fortschreiten können. Gehe ich weiter so muß ich den Weg durch Tappen im finstern finden.

Ende des Zehnten Buchs

Das X Buch beginnt Seite 205.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rousseau, Jean-Jacques, 1712-1778

J. J. Rousseau's Bekenntnisse Geschichte seines männlichen Alters ; Aus dem Französischen Nach dem ganz neuerlich herausgenommenen Originale

Bd.: 2

Tübingen 1790

Biogr. 999 m-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10066336-2
VD18 80007724-001